

Stefan Borrmann, Christian Spatscheck,
Sabine Pankofer, Juliane Sagebiel
Brigitta Michel-Schwartze (Hrsg.)

Die Wissenschaft Soziale Arbeit im Diskurs

Auseinandersetzungen mit
den theoriebildenden Grundlagen
Sozialer Arbeit



DGSA

Theorie, Forschung und Praxis
der Sozialen Arbeit | Band 13

Verlag Barbara Budrich



Buchreihe
Theorie, Forschung und Praxis
der Sozialen Arbeit

herausgegeben von der
Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit
(DGSA)

Prof. Dr. Stefan Borrmann,
Prof. Dr. Gudrun Ehlert,
Prof. Dr. Michaela Köttig,
Prof. Dr. Dieter Röh,
Prof. Dr. Christian Spatscheck,
Prof. Dr. Sabine Stövesand,
Prof. Dr. Barbara Thiessen

Band 13

Stefan Borrmann • Christian Spatscheck •
Sabine Pankofer • Juliane Sagebiel •
Brigitta Michel-Schwartze (Hrsg.)

Die Wissenschaft Soziale Arbeit im Diskurs

Auseinandersetzungen mit den theoriebildenden
Grundlagen Sozialer Arbeit

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2016

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten.

© 2016 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto
www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-0767-6 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-0886-4 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Bettina Lehfeldt, Kleinmachnow – www.lehfeldtgraphic.de
Satz: Susanne Albrecht-Rosenkranz, Leverkusen – www.lektorat-albrecht.de

Vorwort

zur Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit

Die Wissenschaftsdisziplin der Sozialen Arbeit kann auf eine lange Tradition der Verknüpfung von Forschung und Praxis zurückblicken, bei der sowohl grundlagenbezogene als auch angewandte Ansätze zum Tragen kommen. Professionelle Fachkräfte, die sich in Wissenschaft und Praxis mit der Wahrnehmung, Analyse, Erklärung, Vermeidung und Minderung sozialer Probleme befassen, benötigen in der Ausbildung und für die Arbeit mit Adressat_innen tragfähige Definitionen, Theorien, empirisches Wissen sowie hilfreiche Analysen und Erklärungsangebote. Aber auch in Auseinandersetzung mit der politischen und fachlichen Öffentlichkeit bedarf es schlüssiger Argumente, die allzu einfachen Erklärungsmustern begegnen und helfen, diese Phänomene in ihrem sozialen Kontext zu verstehen und Anderen verständlich zu machen. Praktiker_innen und Wissenschaftler_innen benötigen daher Material und Ideen, die ihre professionelle Kompetenz bei der Erklärung und Bearbeitung sozialer Probleme und ihre Kreativität für die Bewältigung dieser oft schwierigen und komplexen Aufgaben unterstützen.

Die Gesellschaft und die professionelle Praxis sind reich an Erfahrungen im Umgang mit sozialen Problemen. In vielen Bereichen sind wir jedoch immer noch arm an empirisch und theoretisch fundierten Analysen und Erklärungen. In manchen Bereichen bleiben Erfahrungen sowie gelungene und misslungene Lösungs- und Interpretationsbemühungen undokumentiert, unausgewertet, unverstanden und vor allem unveröffentlicht. Die Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA) bemüht sich seit ihrer Gründung 1989 darum, diese Erfahrungen für den professionellen und disziplinären Diskurs aufzubereiten.

Als Förderin der Disziplin und Profession Sozialer Arbeit entfaltet die Fachgesellschaft dafür eine Reihe von Aktivitäten in Forschung, Theorie und Ausbildung. Neben dem Fachdiskurs innerhalb der Sektionen und Fachgruppen sowie der Anregung curricularer Weiterentwicklungen und der Unterstützung des wissenschaftlichen und professionellen Nachwuchses gehören

dazu auch die Veröffentlichung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Die Fachbeiträge sollen dazu dienen, fundiert und aktiv fach- und gesellschaftspolitische Debatten mit zu gestalten, die sich mit der Lösung von den für die Soziale Arbeit relevanten sozialen Problemen befassen.

Die 2010 gestartete Schriftenreihe der DGSA versteht sich dabei als ein Forum, das sich aus den Beiträgen der Sektionen und Fachgruppen, den von ihnen veranstalteten Tagungen und Kongressen speist, jedoch darüber hinaus auch zentrale Themen und Fragestellungen des Fachdiskurses im Bereich der Sozialen Arbeit aufgreift. Die Reihe wendet sich an Lehrende, Forschende, Praktiker_innen und Studierende der Sozialen Arbeit sowie benachbarter Disziplinen und Professionen, die sich ebenfalls mit den Gegenständen der Sozialen Arbeit in Wort und Tat befassen. Wir verstehen diese Reihe als eine Einladung an alle Interessierten, sich am Diskurs über die aufgeworfenen Fragen zu beteiligen.

In diesem Sinne hoffen wir, dass die Reihe zur Mehrung der Erkenntnisse beiträgt und möglichst vielen einen Ansporn gibt, sich in diesen Prozess einzubringen.

Bremen, Hamburg, Landshut, Mittweida, Frankfurt a. M. im Januar 2016

Die Herausgeber_innen

Stefan Borrmann
Gudrun Ehlert
Michaela Köttig
Dieter Röh
Christian Spatscheck
Sabine Stövesand
Barbara Thiessen

Inhalt

Einleitung 11

Zugänge zur Theoriebildung in der Sozialen Arbeit 15

Stefan Borrmann

Warum braucht Soziale Arbeit Theorien? Antworten auf eine basale Frage 17

Johannes Boettner und Brigitta Michel-Schwartz

Soziale Arbeit als Konstrukteurin ihres Gegenstandes: Prozesse – Potenziale – Restriktionen 31

Michael Domes und Juliane Sagebiel

Theorie als Medium zur Identitätsbildung – die Bedeutung der Person des/der Lehrenden in der Vermittlung von Theorien der Sozialen Arbeit 49

Ralph-Christian Amthor

Wissenschaftlich fundierte Handlungskonzepte. Zur theoretischen Fundierung professionellen Handelns unter Berücksichtigung der englischsprachigen Social Work Science 71

Heiko Kleve

Postmoderne Soziale Arbeit als Ambivalenzmanagement. Das Tetralemma als Theoriefigur und Beitrag zur sozialarbeiterischen Methodenentwicklung 91

Normative Dimensionen in der Theoriebildung der Sozialen Arbeit

Wolfgang Krieger

Normativität und Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Systematisierende Zugänge zu einer normenkritischen Wissenschaftstheorie der Sozialen Arbeit. 113

Eric Mührel
Menschenrechte und Demokratieverständnisse in ihrer normativen
Bedeutung für die Theoriebildung in der Soziale Arbeit..... 129

Theorieentwürfe Sozialer Arbeit

Björn Kraus
Relationale Konstruktionen. Zur sozialen und materiellen Konstitution
individueller Lebenswelten. 145

Christian Spatscheck
Das Aneignungskonzept und sein Beitrag zur Theoriebildung in der Sozialen
Arbeit 163

Werner Schönig
Duale Rahmentheorie Sozialer Arbeit.
Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus im Kontext situativer
Interventionen.....179

Bernhard Babic und Ortrud Leßmann
Zwischen Wunsch und Wirklichkeit?
Schlaglichter zur Rezeption des Capability/-ies-Ansatzes in der
deutschsprachigen Sozialen Arbeit.....197

Dieter Röh
Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben. Eine Handlungstheorie zur
daseinsmächtigen Lebensführung auf Basis des Capabilities Approachs ... 217

Gudrun Ehlert
Weiter denken: Geschlechtertheoretische Überlegungen zu den Grundlagen
Sozialer Arbeit 233

Silvia Staub-Bernasconi
Krieg und Frieden als Theorie, Empirie und soziale Praxis von Jane
Addams 247

<i>Peter Sommerfeld, Lea Hollenstein und Raphael Calzaferrri</i> Integration und Lebensführung – Forschungsbasierte Theoriebildung zum Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit	269
<i>Sabine Pankofer</i> Hype, Hybris oder ertragreiche Dauerbaustelle? Das Empowermentkonzept auf dem wissenschaftlichen Prüfstand	291
Die Herausgeber_innen und Autor_innen	313

Stefan Borrmann, Christian Spatscheck, Sabine Pankofer, Juliane Sagebiel und Brigitta Michelschwartze

Einleitung

Die Frage, ob es eine Wissenschaft Soziale Arbeit gibt, ist mittlerweile ausreichend oft gestellt und die positive Beantwortung dieser Frage fundiert begründet worden. Rund 25 Jahre nach Beginn dieser Debatte hat sich die Sozialarbeitswissenschaft im akademischen Diskurs und der akademischen Lehre fest etabliert und eigene Positionen deutlich herausgearbeitet. Die an eine Disziplin gestellten Anforderungen lassen sich leicht anhand wissenschaftstheoretischer Kriterien nachweisen:

Wir finden 1. einen Kommunikationszusammenhang, der 2. in Orientierung an ein Set an gemeinsamen Fragestellungen entstanden ist und sich weiter entwickelt. Auf diese Weise wurde 3. ein akzeptierter Korpus an wissenschaftlichem Wissen generiert. Aus diesem konnten unterschiedliche Theorien erwachsen, so dass 4. inzwischen von einem fundierten Theorienpluralismus gesprochen werden kann.

Innerhalb dieser Dynamik in Vielfalt hat sich 5. eine differenzierte Forschungslandschaft mit einer Vielzahl an anwendungsorientierten Forschungsprojekten, aber auch an grundlegenden Forschungen entwickelt. Durch beide Prozesse ist 6. ein wissenschaftlicher Kanon an Lehrbüchern und Forschungsliteratur entstanden, der eine permanente Weiterentwicklung aufweist. Parallel dazu lässt sich 7. eine lebendige Diskussion über den Gegenstand der Disziplin Sozialer Arbeit beobachten.

Die Entwicklung von Theorien und Forschung und der aus diesen beiden interdependenten Wachstumsprozessen generierten Literatur haben zugleich 8. zu einer Akademisierung der Lehre geführt, in der auch der wissenschaftliche Nachwuchs seine berufliche Sozialisation erfahren kann, da die Hürden für Promotionen in Kooperationen mit Universitäten immer mehr abgebaut werden und verschiedene Netzwerke für Promotionen in der Sozialen Arbeit im europäischen Ausland existieren.

Ein weiteres Erfordernis, die 9. generelle Kontrollierbarkeit von Theorieentwicklungen und Forschungsergebnissen, ist ebenfalls erfüllt. Die Kontrollierbarkeit existiert 10. innerhalb wissenschaftlicher Diskurse in zahlreichen Fachgesellschaften, Journals und Publikationsreihen, auf Kongressen und Symposien. Die Scientific Community lässt sich in ihren Auseinandersetzungen

gen über gemeinsame Fragestellungen grenzüberschreitend 11. in internationalen Tagungen und Publikationen beobachten.

Ein Ort dieser Etablierung der Sozialarbeitswissenschaft war und ist die *Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit (DGSA)*, die mit ihren Sektionen, Fachgruppen und Jahreskongressen den Diskursrahmen für die Auseinandersetzungen um die und in der Sozialarbeitswissenschaft zur Verfügung stellt. Von Beginn an hat die *Sektion Theorie- und Wissenschaftsentwicklung* der DGSA sich als einen Ort verstanden, an dem die theoretischen Grundlagen Sozialer Arbeit und wissenschaftstheoretischen Voraussetzungen zur Theoriebildung ebenso einen Platz haben wie die verschiedenen Theorieentwürfe der Sozialen Arbeit selbst. Die Sektionen und Fachgruppen sind jedoch nicht als „closed shops“ zu verstehen, so dass wechselnde Mitgliedschaften zu einer Bereicherung der Auseinandersetzungen beitragen (können).

Das vorliegende Buch ist ein Produkt dieser theoretischen Diskurse und versammelt eine Auswahl der in diesem Rahmen diskutierten Beiträge. Dabei handelt es sich jedoch nicht um eine Werkschau der Sektion, sondern vielmehr um einen editierten Band, der den derzeitigen Stand der Wissenschaft Soziale Arbeit anhand ihrer theoretischen Grundlagen, der normativen Dimensionen und ausgewählter Theorieentwürfe abbildet.

In einem ersten Abschnitt werden anhand der Fragen, warum es Theorien Sozialer Arbeit braucht, was ihr Gegenstand ist und wie sich Methoden Sozialer Arbeit theoretisch begründen lassen, die zentralen Grundlagen für den zweiten und dritten Abschnitt dieses Buches gelegt. Im ersten Beitrag von Stefan Borrmann wird die basale Frage gestellt, warum Soziale Arbeit zur Beschreibung, Erklärung und Begründung ihres Gegenstandes und ihrer Interventionen Theorien braucht und anhand einer Auswahl unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Perspektiven beantwortet. Damit ist die Grundlage für die folgenden Beiträge des Buches gelegt. Johannes Boettner und Brigitta Michel-Schwartz befassten sich im folgenden Aufsatz mit dem zentralen Kriterium jeder Wissenschaft – ihrem Gegenstand. Sie zeichnen nach, inwieweit Soziale Arbeit selbst Konstrukteurin ihres Gegenstandes ist, auf welchen (wissenschafts-)politischen Ebenen der Gegenstand konstruiert wird und welche Prozesse der Sozialarbeiter_in-Klient_innen-Interaktion das Potenzial zu weiterer Gegenstandskonstruktion beinhalten. Juliane Sagebiel und Michael Domes greifen das Vorhandensein von Theorien Sozialer Arbeit und ihres Gegenstandsbereiches auf und fragen, inwieweit Theorie ein Medium zur Identitätsbildung von Sozialarbeiter_innen sein kann. Die Autor_innen stellen insbesondere die Bedeutung der lehrenden Personen bei der Vermittlung von Theorien der Sozialen Arbeit in den Mittelpunkt ihrer Überlegungen und betrachten diese als ein zentrales Element für eine erfolgreiche Professionalisierung von Studierenden. Die weiteren beiden Beiträge des ersten Abschnitts befassen sich mit Methoden Sozialer Arbeit. Ralph-Christian Amthor schildert in einem vergleichenden Beitrag, welche unterschiedlichen Metho-

denverständnisse Sozialer Arbeit in Deutschland und den USA vorliegen und Heiko Kleve zeigt am Beispiel der Denkfigur des Tetralemmas, dass Methoden Sozialer Arbeit einer theoretischen Fundierung bedürfen.

Der zweite Teil des Buches rückt die Frage der normativen Dimensionen der Sozialen Arbeit in den Mittelpunkt. Diese Perspektive ist für die Sozialarbeitswissenschaft von zentraler Bedeutung, weil sie als Handlungswissenschaft immer die Veränderung einer sozialen Situation, die nicht so ist, wie sie sein sollte, anstrebt. Veränderung in diesem Sinn braucht eine normative Bezugsgröße, wenn sie nicht beliebig sein will. Diese grundsätzliche Problematik greift Wolfgang Krieger in seinen theoretischen Überlegungen auf, indem er sich aus der Perspektive einer normenkritischen Wissenschaftstheorie mit einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit auseinandersetzt. Der folgende Beitrag von Eric Mührel knüpft an diesen Gedanken an und betrachtet und begründet Menschenrechte und Demokratie als Referenzpunkte für normative Dimensionen zur Begründung Sozialer Arbeit.

Den größten Umfang nimmt der dritte Abschnitt des Buches ein, in dem Theorieentwürfe und -fragmente vorgestellt werden, die den derzeitigen Stand der Theoriedebatte in der Sozialen Arbeit abbilden. Hier haben die Herausgeber_innen darauf geachtet, dass die Bandbreite und Vielfalt der in der Sozialen Arbeit existierenden Theorieansätze Berücksichtigung findet. Entsprechend wurden Beiträge fast aller „Theorieschulen“ der Sozialen Arbeit und deren erkenntnistheoretischen Grundlagen aufgenommen. Das Buch bietet den Lesern und Leserinnen einen breiten Überblick über den aktuellen Diskursstand in der Sozialen Arbeit, denn es bildet zum großen Teil den Stand der Wissenschaft Soziale Arbeit im aktuellen Diskursrahmen ab. Eröffnet wird dieser Abschnitt von Björn Kraus, der in seinem Beitrag erkenntnistheoretisch fundierte Perspektiven auf die Soziale Arbeit in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen rückt. Dabei behandelt er die zentrale erkenntnistheoretische Frage, was der Mensch in der Lage ist zu erkennen und was dieses Erkennen für eine Handlungswissenschaft bedeutet. Christian Spatscheck befasst sich mit Prozessen der Aneignung und der Subjektwerdung in sozialen Kontexten als Gegenstand Sozialer Arbeit. Dabei thematisiert er auch die Vereinnahmung von Aneignungsprozessen im aktivierenden Wohlfahrtsstaat und theoretische Implikationen für ein emanzipatorisch-subjektorientiertes Theorieverständnis Sozialer Arbeit. Werner Schöning führt in seinem Beitrag in eine duale Rahmentheorie Sozialer Arbeit ein, die, basierend auf der Systemtheorie von Luhmann und auf den Pragmatismus von Dewey, eine Verbindung dieser beiden theoretischen Zugänge ermöglicht. Die folgenden zwei Beiträge beziehen sich auf unterschiedliche Ausprägungen des Capabilities Ansatzes. Bernhard Babic und Ortrud Leßmann zeichnen die Rezeption des Capabilities Ansatzes in der deutschsprachigen Sozialen Arbeit nach und erläutern deren Grundaussagen. Dabei zeigen sie auch auf, welche Potenziale der Capabilities Ansatz und seine normativen Perspektiven für die Soziale

Arbeit erschließt. Auch Dieter Röh bezieht sich auf den Capabilities Ansatz und entwickelt vor diesem theoretischen Hintergrund handlungstheoretische Aspekte eines Theorieentwurfs des guten Lebens im Sinne Martha Nussbaums. Gudrun Ehlert richtet ihren Blick auf Geschlechtertheorien als Bezugsrahmen für die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Sie verdeutlicht die unterschiedlichen neueren historischen Phasen der geschlechtertheoretischen Debatten und leitet daraus auch Implikationen für die Soziale Arbeit ab. Silvia Staub-Bernasconi wirft einen historischen Blick zurück auf die Friedertheorie und -praxis von Jane Addams. Sie verdeutlicht dabei die Relevanz eines Theoriemodells, das gerade in der gegenwärtigen zeitgeschichtlichen Lage eine erstaunliche Relevanz und Orientierungskraft erhält. Einen gänzlich anderen Zugang zur Theoriebildung in der Sozialen Arbeit gehen Peter Sommerfeld, Lea Hollenstein und Raphael Calzaferri. Im Gegensatz zu den bislang vorherrschenden eher deduktiven Ansätzen, gehen diese drei Autor_innen induktiv in ihrer Theoriebildung vor. Sie arbeiten heraus, dass Theoriebildung auch forschungsgestützt geschehen kann, und stellen die Begriffe Integration und Lebensführung in den Mittelpunkt ihres Theoriemodells. Abgeschlossen wird der Band von einem Beitrag von Sabine Pankofer, die den oft wahllos und beliebig benutzten Empowermentbegriff und das dazugehörige Handlungskonzept auf einen wissenschaftstheoretischen Prüfstand stellt. Dabei arbeitet sie anhand von Theorieentwicklungskonzepten die Substanz des Empowermentkonzeptes sowie Weiterentwicklungsansätze im Hinblick auf Theorie, Praxis und Ausbildung heraus.

Der vorliegende Band versucht die Vielschichtigkeit/Pluralität der Theorieentwicklung in der Wissenschaft Soziale Arbeit zu verdeutlichen. Darüber hinaus verstehen wir, die Herausgeber_innen, ihn aber auch als ein Klärungsangebot für die aus unserer Sicht nun anstehende Herausforderung, die unterschiedlichen Theorieansätze und Entwicklungen in der Sozialen Arbeit nun verstärkt systematisch und vergleichend zu diskutieren. Hier erscheint uns der Weg über eine wissenschaftstheoretische, gegenstandsbezogene und normative Fundierung und Reflektion der unterschiedlichen Theorieansätze unerlässlich. Mit diesem Band möchten wir deshalb auch einen Ort der Zusammenschau und der theoretischen Analyse der aktuell vorliegenden Theorien der Sozialen Arbeit schaffen. Wir beabsichtigen damit einen Beitrag zur Weiterentwicklung hin zu einer zunehmend systematischen und ausdifferenzierten Wissenschaft Soziale Arbeit zu leisten. Und wir hoffen, dass durch diese wissenschaftliche Fortentwicklung möglichst viel Orientierung und Nutzen für Forschung, Lehre und Praxis der Sozialen Arbeit gewonnen werden kann und damit die Soziale Arbeit zunehmend theoretisch begründete und abgesicherte Grundlagen erhält.

Zugänge zur Theoriebildung in der Sozialen Arbeit

Stefan Borrmann

Warum braucht Soziale Arbeit Theorien? Antworten auf eine basale Frage

1 Einführung

Die Frage, warum ich mich überhaupt mit den theoretischen Grundlagen der Sozialen Arbeit befassen sollte, ist eine basale Frage. Nichtsdestotrotz ist sie nicht überflüssig. Nicht nur gibt es viele Studierende, die sich in den ersten Semestern des Studiums der Sozialen Arbeit genau diese Frage stellen, weil sie ursprünglich mit einer gänzlich anderen Motivation und damit auch gänzlich anderen Erwartungshaltung an das Studium der Sozialen Arbeit gegangen sind. Viele Studierende haben zu Beginn einen sehr praxisbezogenen Blick auf Soziale Arbeit und fragen implizit (und zum Teil auch explizit), wozu sie sich denn mit Theorien beschäftigen müssen, wenn sie später doch in der Praxis arbeiten wollen. Die Beschäftigung mit Methoden der Sozialen Arbeit ist für diese Studierenden einleuchtend, können sie sich doch damit in ihrer Sichtweise eine Art Handwerkzeug für den Umgang mit Klienten und Klientinnen abholen. Dass Methoden jedoch nicht im luftleeren Raum entwickelt werden können und nicht wie eine Schablone über soziale Situationen und Interaktionen gelegt werden können, erschließt sich vielen Studierenden zunächst nicht.

Zudem mag die Frage, nach dem Sinn einer Beschäftigung mit theoretischen Grundlagen Sozialer Arbeit zwar basal sein, aber sie ist damit auch grundlegend für vieles Weitere in der Sozialen Arbeit.

- Ohne Theorien kann es (1) kein Verständnis von sozialen Situationen im Allgemeinen geben – damit ist auf eine *personenbezogene Antwort* auf die Frage, warum ich mich theoretischen Grundlagen beschäftigen sollte, Bezug genommen.
- Ohne Theorien kann ich auch (2) kein Verständnis der Praxis der Sozialen Arbeit erlangen – damit ist auf eine *wissenschaftsorientierte Antwort* verwiesen.
- Und ohne Theorien kann es auch (3) kein methodisches Handeln in der Praxis geben – damit ist eine *handlungstheoretische Antwort* gegeben.

Alle drei Dimensionen zusammen, zeigen die Notwendigkeit, sich mit theoretischen Grundlagen der Sozialen Arbeit zu befassen, eindrucksvoll und

sollen in diesem Artikel aufgegriffen werden. Zudem wird im Anschluss noch eine vierte Option (4) aufgezeigt, die sich aber nicht auf eine theoretische Begründung stützen kann, sondern auf eine professionspolitische Begründung. Akteure der Profession Soziale Arbeit haben sich darauf verständigt, welche Verwendung von welchem Wissen sie für die Soziale Arbeit sinnvoll finden. Und auch hier wird auf Theorien verwiesen.

2 Ein Beispiel aus der Praxis der Sozialen Arbeit

Zu Beginn soll ein Beispiel einer typischen Situation der Praxis der Sozialen Arbeit geschildert werden, auf das im Laufe dieses Artikels wiederholt Bezug genommen werden wird.

Auf einem Spielplatz am Rande eines Wohngebietes einer mittelgroßen Stadt treffen sich in den Nachmittagsstunden bis in den frühen Abend hinein Jugendliche im Alter von 13 bis 18 Jahren. Das Wohngebiet lässt sich als typisches Wohngebiet der Mittelschicht beschreiben und besteht überwiegend aus einfachen Einfamilienhäusern und Doppelhaushälften, die in den 1950er und 1960er Jahren erbaut wurden. In dem letzten Jahrzehnt hat ein Wandel der Bevölkerungsstruktur begonnen und viele junge Familien ziehen verstärkt in das Wohngebiet und beginnen die Häuser zu sanieren. Unweit des Spielplatzes – durch eine vielbefahrene Straße abgetrennt – liegt ein kleineres Wohngebiet, das als „sozialer Brennpunkt“ der Stadt bezeichnet wird. Das nur wenige Straßenzüge umfassende Gebiet ist geprägt von größeren Wohnblocks mit 2-4-Zimmer Mietwohnungen, die in den späten 1970er Jahren entstanden sind und der städtischen Wohnungsbaugenossenschaft gehören. Die Bewohnerstruktur dieser Wohnblocks hat sich in den letzten Jahren stark verändert. Die Menschen, die dort leben, weisen einen statistisch deutlich höheren ALG-II-Bezug auf, die Quote der Menschen mit Migrationshintergrund ist überdurchschnittlich im Vergleich und das verfügbare Haushaltseinkommen liegt deutlich unter dem Rest der Stadt. Als Teil des Bundesprogramms Soziale Stadt existiert im Wohnviertel ein Quartiermanagement, in dem ein Sozialarbeiter arbeitet, der die Bewohner und Bewohnerinnen unterstützen soll.

Die Jugendlichen auf dem Spielplatz kommen zum überwiegenden Teil aus dem „sozialen Brennpunkt“ – einige wenige, meist jüngere, Jugendliche aus dem Mittelschichtsviertel schließen sich ihnen sporadisch an. Die Jugendlichen fallen auf. Immer wieder ist zu beobachten, dass auf dem Spielplatz Alkohol getrunken wird. Bierflaschen und auch hochprozentiger Alkohol findet sich in und um den Mülleimer auf dem Platz. Die Jugendlichen hören mit ihren Smartphones laut Musik und treten immer als Gruppe auf.

Vereinzelt kam es zu gewalttätigen Auseinandersetzungen zwischen Jugendlichen auf dem Spielplatz und einzelnen Jugendlichen einer nahe gelegenen Berufsschule. Es ist unklar, wer die Provokationen ausgelöst hat. Aufgrund der ab dem Nachmittag auf dem Spielplatz „chillenden“ Jugendlichen, wird der Platz von jungen Müttern (und den wenigen Vätern) mit ihren Kindern gemieden. Die Beschwerden darüber beim städtischen Ordnungsamt und der Polizei (nicht beim Jugendamt) häufen sich. Ein Ordnungsdienst der Stadt sowie die Polizei kontrollieren in den letzten Wochen verstärkt den Spielplatz und unterbinden den Alkoholkonsum. Die Polizei hat auch bereits vereinzelt Platzverweise ausgesprochen. Das lokale, kostenlos verteilte „Wochenblatt“ hat schon mehrere Artikel über den „Problemspielplatz“ publiziert, in denen immer aufgebrachte Anwohner des Mittelschichtsviertels zu Wort kamen.

Der eigentlich für das Viertel mit den Wohnblocks zuständige Sozialarbeiter bekommt von den Jugendlichen im Anschluss immer wieder Klagen darüber, dass sie „ohne Grund“ und obwohl sie „überhaupt nichts gemacht haben“ vom Spielplatz geschmissen wurden. Er will sich der Sache annehmen.

3 Warum brauche ich Theorien?

3.1 Die personenbezogene Antwort

An diesem Beispiel lassen sich verschiedene Dinge aufzeigen, die die Notwendigkeit des sich Befassens mit theoretischen Grundlagen der Sozialen Arbeit deutlich machen¹. Zu Beginn soll die oben erwähnte erste Position (1) aufgegriffen und illustriert werden. Die geschilderte soziale Situation kann nur dann verstanden werden, wenn ich mir als Sozialarbeiter und Sozialarbeiterin bewusst werde, welche theoretischen Annahmen hinter meinen Beobachtungen stehen bzw. wenn ich verstehe, welche Annahmen und Mechanismen, hinter der Perspektive der anderen involvierten Akteure liegen. Ohne ein Verständnis von Theorien über das menschliche Verhalten und das Entstehen bzw. die Aufrechterhaltung von sozialen Strukturen (und deren Wechselwirkungen) werde ich nicht in der Lage sein, den Perspektivwechsel aus Sicht der anderen involvierten Akteure hinzubekommen. Ohne diesen Perspektivwechsel werde ich aber nicht deren Verhalten und Motivation verstehen können und ohne dieses Verständnis wird es mir nicht gelingen, auf Verhal-

¹ Die Fallbeschreibung und Analyse erhebt selbstverständlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Die geschilderten Dimensionen müssen an dieser Stelle zwangsläufig rudimentär bleiben und dienen ausschließlich der Illustration.

tensänderungen bzw. die Veränderungen der vorgefundenen Struktur hinwirken zu können (vgl. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009).

Zunächst muss ich mir also bewusst werden, welche Akteure in die Situation involviert sind. Dies könnten sein: die Jugendlichen aus dem „sozialen Brennpunkt“, die Jugendlichen von der Berufsschule, die Polizei bzw. der Ordnungsdienst, die jungen Mütter mit kleinen Kindern, die übrigen Bewohner_innen des Mittelschichtviertels, der Sozialarbeiter, das Jugendamt sowie eine noch nicht näher spezifizierte Öffentlichkeit, die sich durch die Zeitungsartikel ausdrückt bzw. hergestellt wird. Nicht alle dieser Perspektiven der verschiedenen Akteure müssen an dieser Stelle erläutert werden, beispielhaft sollen aber zwei ausgewählte Perspektiven vorgestellt werden, um die Relevanz von Theorien für Praxissituationen der Sozialen Arbeit deutlich zu machen.

Beginnen wir mit dem Blick auf das Verhalten der Jugendlichen aus dem „sozialen Brennpunkt“. Auffällig ist, dass diese sich nicht in ihrem direkten Wohngebiet treffen, sondern ein benachbartes Wohnviertel als Treffpunkt ausgesucht haben. Zudem fällt die große Altersspanne der Jugendlichen auf, die sich als gemeinsame Gruppe treffen und schließlich zeigt die Schilderung der Verhaltensweisen, dass diese von den anderen Akteuren als abweichend gekennzeichnet werden. Möchte ich jetzt erfahren, warum dies jeweils so ist, so könnte ich auf die Idee kommen, die Jugendlichen zu befragen oder durch eine andere geeignete Art und Weise deren Motivation in Erfahrung zu bringen. Eine Möglichkeit, das Verhalten der Jugendlichen zu verstehen und erklären zu können, ist also, sich forschend zu nähern (vgl. Engelke u. a. 2007). Eine zweite Möglichkeit ist jedoch, auf vorhandenes Wissen zu dieser Art des Verhaltens zurückzugreifen. Im Idealfall hat schon jemand anderes in einem ähnlichen Kontext geforscht und hat aufgrund der Ergebnisse auf induktivem Wege eine Theorie aufgestellt. Oder aber jemand hat über die verschiedenen Möglichkeiten und Erklärungen nachgedacht, hat Parallelen gezogen und dann auf deduktiven Weg eine Theorie erarbeitet, die das Verhalten der Jugendlichen erklärbar macht. Für die beschriebenen Verhaltensweisen könnte man z. B. auf Theorien der Jugend als Übergangsphase (z. B. Buchmann 1989; Eisenstadt 1966) verweisen, die Jugend als ein Ablösungsprozess mit Phasen des Ausprobierens darstellen. Die räumliche Separation und Erschließung eines Wohnviertels außerhalb des eigenen könnte mit Verweis auf sozialräumliche Theorien erklärt werden (z. B. als Klassiker Muchow/Muchow 2012; Leontjew 1973 oder Zeiher 1990). Das Trinken von Alkohol im öffentlichen Raum oder die Handgreiflichkeiten lassen sich wiederum mit Theorien abweichenden Verhaltens (z. B. Böhnisch 2001) in Verbindung bringen. Alle Theorien erklären einzeln nur einen Ausschnitt der beobachteten Realität. Zusammengenommen können Sie jedoch dazu beitragen, dass es mir gelingt, ein mir bislang „fremdes“, unverständliches Verhal-

ten erklärbar zu machen und ein Muster jenseits individueller Zuschreibungen zu erkennen.

Auch die Motivation für das Verhalten der anderen involvierten Akteure lässt sich auf diese Art und Weise „in Worte fassen“. Nehmen wir z. B. die jungen Mütter mit den kleinen Kindern. In der Beschreibung der Situation ist nicht vorgekommen, dass die Kinder oder die Mütter in irgendeiner Art und Weise bedroht wurden oder es zu einem aktiven Austausch bzw. einer Interaktion zwischen den Akteuren gekommen ist. Trotzdem lässt sich der potentielle Konflikt zwischen den Akteuren erklären. Auch hierzu kann auf bestehende Theorien rekurriert werden. Zum einen kann sich wiederum auf sozialräumliche Theorien bezogen werden. Spielplätze sind Orte in einer Gesellschaft, die einem bestimmten Zweck dienen. Wird dieser Zweck abgewandelt – in diesem Fall von den Jugendlichen – so kann dies Befürchtungen nach weiteren Grenzüberschreitungen auslösen (vgl. Zinnecker 1979). Gleichzeitig ist es für die Situation nicht unbedeutend, dass die Mütter mit ihren Kindern am Spielplatz sind. Kinder beobachten. Es kann die Befürchtung bestehen, dass die Kinder das Verhalten der Jugendlichen imitieren (vgl. Kohlberg 1969) und diese somit „schlechte Vorbilder“ sind. Auch weitere Theoriebezüge sind denkbar (z. B. mit Verweis auf den labeling approach; vgl. grundlegend Goffman 1967), müssen aber an dieser Stelle wahrscheinlich nicht mehr angeführt werden. Festzuhalten ist vielmehr, dass aus Sicht der Praxis der Sozialen Arbeit Theorien dazu dienen können, das Verhalten relevanter Akteure erklärbar zu machen ohne selbst forschend tätig zu werden.

3.2 *Die wissenschaftsorientierte Antwort*

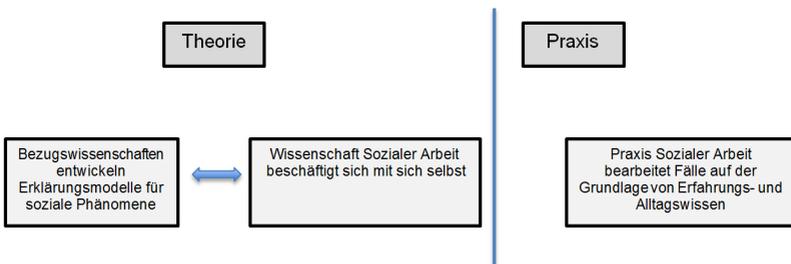
Damit kann zu der zweiten und dritten oben erwähnten Position, warum es notwendig ist, sich mit theoretischen Grundlagen der Sozialen Arbeit zu befassen, übergeleitet werden. Ohne Theorien gibt es auch (2) kein Verständnis der Praxis der Sozialen Arbeit und kann es (3) kein methodisches Handeln in der Praxis geben. Beide Positionen verweisen auf ein zentrales Element aller Handlungswissenschaften: den sogenannten Theorie-Praxis-Transfer bzw. das Theorie-Praxis-Problem. Hierzu wurde eine Vielzahl an Diskussionsbeiträgen vorgelegt (z. B. für die Soziale Arbeit Borrmann 2006; Staub-Bernasconi 2002; Dewe u.a 2001). Die eine abschließende Antwort, die beschreibt, wie dieser Transfer vonstatten geht, kann es hierzu nicht geben. Vielmehr spiegeln sich in dieser zweiten und dritten Position bereits sich zumindest zum Teil widersprechende Annahmen wieder.

Die wissenschaftsorientierte Antwort lässt sich in zwei gegensätzliche Positionen aufspalten, die sich in der Möglichkeit, Theorie und Praxis in einen Bezug zueinander zu setzen, unterscheiden.

Die erste Position besagt, dass *theoretisches und praktisches Wissen so unterschiedlich ist, dass es nicht in einen Zusammenhang gebracht werden kann. Theorie ist irrelevant für die Praxis.* Diese Position ist in der Regel nicht in der wissenschaftlichen Literatur über Soziale Arbeit vorzufinden. Dennoch existiert sie. Vielfach scheint diese Position in Randgesprächen und Nachfragen z. B. bei Fortbildungsveranstaltungen von langjährigen Praktikern und Praktikerinnen durch. Auch werden immer wieder Studierende der Sozialen Arbeit in ihrem Praktikum mit dieser Position konfrontiert, wenn ihnen zum Beispiel gesagt wird, sie sollten zu Beginn des Praktikums zunächst einmal alles vergessen, was sie bislang im Studium gelernt haben, weil die sowieso nicht für die tägliche Arbeit in der Praxis der Sozialen Arbeit relevant ist.

Im nachfolgenden Schaubild (Abb. 1) ist diese Position durch die deutliche Trennung (vertikaler Strich) zwischen den Feldern Theorie und Praxis gekennzeichnet. In dieser Position ist der Stellenwert einer eigenständigen Wissenschaft Soziale Arbeit weitgehend ungeklärt. Entweder ist diese dadurch gekennzeichnet, dass sie sich mit sich selbst befasst, also damit, ob und mit welchen Aufgaben es sie gibt. Oder aber, und das ist die absolute Zuspitzung der Position, es gibt schlicht keine Wissenschaft Soziale Arbeit, weil die geschilderte selbstreflexive Aufgabe auch von anderen Disziplinen – z. B. der Soziologie – geleistet werden kann bzw. geleistet wird und damit die Wissenschaft Soziale Arbeit überflüssig macht. Als Bezugswissenschaften Sozialer Arbeit (vgl. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009) können an dieser Stelle die Wissenschaften bezeichnet werden, auf die sich Soziale Arbeit bezieht. Dieser Bezug meint, dass die Objekte bzw. Gegenstände (vgl. zusammenfassend Krieger 2011) der Bezugswissenschaften auch für Soziale Arbeit relevant sein könnten.

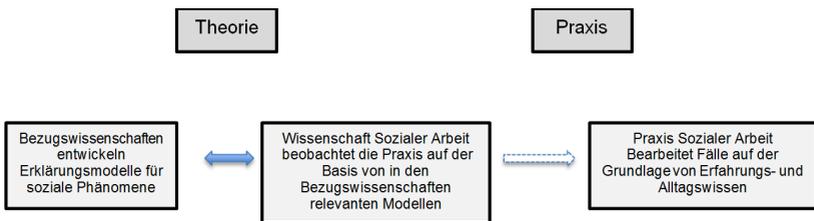
Abb. 1: Schaubild zur Position „Theorie ist irrelevant für Praxis“



Klassische Bezugswissenschaften sind z. B. die Soziologie, die sich mit sozialen Systemen befasst, die Psychologie, die sich mit menschlichem Verhalten beschäftigt oder auch die Biologie/Medizin, die sich mit Auffälligkeiten bzgl. des menschlichen Körpers auseinandersetzt. Es existieren aber noch eine ganze Reihe weiterer Bezugswissenschaften und aus theoretischer Sicht ist diese Liste niemals abgeschlossen, weil die Bezüge zu anderen Wissenschaften auf Berührungspunkte des Gegenstandes Sozialer Arbeit bezogen sein müssen. Denkbar ist diesbezüglich also auch die Entwicklung immer neuer Bezugswissenschaften, die sich aus der Ausdifferenzierung des Wissenschaftssystems ergeben (z. B. bzgl. der Medizin seit einigen Jahren Public Health).

Die zweite Position besagt, dass *theoretisches Wissen zur Reflexion der Praxis hilfreich ist. Es besteht jedoch keine Möglichkeit, beide Wissensarten miteinander zu verbinden.* In dieser Position wird sich darauf bezogen, dass die Genese der Wissensarten so unterschiedlich ist, dass beide nicht in ein Verhältnis zueinander gestellt werden können. Wissenschaftliches Wissen wird ohne einen Handlungsdruck in Sondersituationen generiert; es folgt einer eigenen Logik und eigenen Bedingungen und kann deshalb nicht mit direkter Praxis in Verbindung gebracht werden (vgl. z. B. Dewe u. a. 2001). Allerdings kann die Praxis Sozialer Arbeit durchaus ein Forschungsfeld sein. Wissenschaft erforscht in dieser Sichtweise Praxis und diese kann dann mit wissenschaftlichen Begriffen beschrieben werden. Diese zweite Position korrespondiert mit der oben genannten zweiten Annahme, dass es ohne theoretische Grundlagen der Sozialen Arbeit kein Verständnis der Praxis der Sozialen Arbeit geben kann.

Abb. 2: Schaubild zur Position „Theorie hilft Praxis reflektieren zu können“



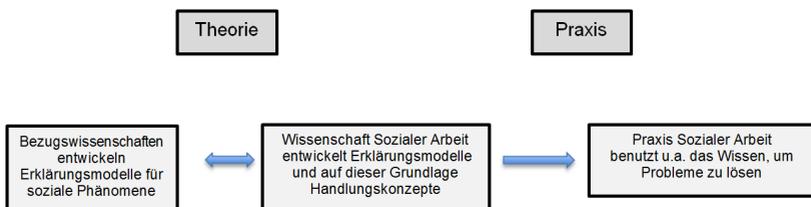
Im Schaubild zu dieser Position wurde der vertikale deutliche Trennstrich durch einen gestrichelten Pfeil ersetzt. Deutlich soll damit werden, dass Soziale Arbeit in Theorie und Praxis nun doch in einem Verhältnis zueinander stehen, dieses Verhältnis jedoch nicht durch einen direkten Bezug definiert

wird, sondern durch eine beobachtende, reflektierende Sichtweise der Wissenschaft auf die Praxis. Wissen aus dem einen Bereich wird nicht in dem anderen Bereich angewendet. Es kann nicht angewendet werden, weil die Bedingungen der Wissensproduktion unterschiedlich sind. Das spezifische Wissen aus dem Bereich der Wissenschaft liefert aber ein „Raster“, um die Praxis analysieren zu können.

3.3 Die handlungstheoretische Antwort

Theoretisches Wissen ist genauso wichtig wie praktisches Wissen. Theoretisches Wissen kann in praktisches, handlungsbezogenes Wissen transformiert und somit in der Praxis der Sozialen Arbeit angewendet werden. Diese dritte Position sieht die engste und strukturierteste Verbindung zwischen wissenschaftlichen Wissen und praxisbezogenen Wissen. Sie beschreibt i. d. R. Wege, wie das eine mit dem anderen verbunden werden kann und zum Teil auch konkrete Schritte wie beide Wissensarten ineinander überführt werden können (z. B. Staub-Bernasconi 2009; Borrmann 2006). Diese Position korrespondiert entsprechend mit der dritten Annahme, dass theoretische Grundlagen Sozialer Arbeit notwendig sind, um methodisches Handeln in der Praxis der Sozialen Arbeit zu fundieren.

Abb. 3: Schaubild zur Position „Theoretisches Wissen kann in Praxiswissen überführt werden“



Durch eine solche Position verändert sich die Beziehung zwischen Theorie und Praxis radikal. In der Abbildung 3 ist dies durch den einseitigen Pfeil zwischen Wissenschaft und Praxis deutlich gemacht. Es wird mit dieser Position davon ausgegangen, dass die Wissenschaft der Sozialen Arbeit eine Doppelfunktion hat. Zum einen entwickelt auch sie – genauso wie die Bezugswissenschaften – Erklärungsmodelle für soziale Phänomene, die sie für

sich selbst als relevant formuliert. Zum anderen ist die Wissenschaft Soziale Arbeit aber auch in einer Position, theoretisches, erklärendes Wissen (nomologisches Wissen) in handlungsbezogenes Wissen (nomoprägnantes Wissen) zu überführen. Dieses handlungsbezogene Wissen kann in einem Austauschprozess zwischen Wissenschaft und Praxis der Sozialen Arbeit einerseits zum Entstehen von Handlungskonzepten führen. Andererseits – und damit sind wir bei der dritten oben erwähnten Position angelangt – kann durch den Handlungsbezug auch innerhalb der Wissenschaft Sozialer Arbeit theoretisches Wissen mit praktischem Handeln in Verbindung gebracht werden. Damit wird es möglich, die Wahl von Methoden der Sozialen Arbeit bezogen auf ihre Passgenauigkeit, Anwendbarkeit und theoretisch auch bezogen auf ihre Erfolgssausichten begründbar zu machen.

Mit der zweiten und dritten Position ist zwangsläufig auch das Verhältnis zwischen den Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit und der Wissenschaft der Sozialen Arbeit angesprochen. Bezogen auf das aufgeführte Beispiel lassen sich die Positionen zwei und drei des Theorie-Praxis-Problems ebenfalls illustrieren. Wenn ich davon ausgehe, dass theoretisches Wissen zur Reflexion der Praxis sinnvoll ist, jedoch nicht methodisches Handeln der Praxis direkt begründen kann (Position 2), so steht bei dem Beispiel das Handeln und die Situation des Handelns des Sozialarbeiters aus einer Perspektive dritter Art im Mittelpunkt. Konkret bedeutet dies, dass Theorien Sozialer Arbeit dazu benutzt werden können, das Verhalten des Sozialarbeiters zu erklären (z. B. die Frage, warum er sich parteilich für die Jugendlichen aus dem „sozialen Brennpunkt“ einsetzt), seinen Status in der Interaktion mit den anderen Akteuren aufzuzeigen (z. B. die Frage, warum sich die jungen Eltern und Anwohner des Mittelschichtsstadtteils an die Polizei und das Ordnungsamt wenden und nicht an die Jugendlichen selbst bzw. den Sozialarbeiter) und somit die praktischen Interaktionen in ihrer Bedeutung und Dynamik reflektieren zu können. Wenn ich jedoch davon ausgehe, dass theoretisches Wissen in praxisrelevantes Wissen überführt werden kann (Position 3), dann kann der Sozialarbeiter aus dem Beispiel selbst mit Hilfe von Theorien und darin enthaltenen Erklärungsmodellen die Situation beeinflussen und konkrete Handlungsalternativen daraus ableiten. Dies würde beispielsweise bedeuten, dass er die oben erwähnten Theorien zu abweichenden Verhalten und zur Bedeutung von peer groups und deren interner Dynamik zum Anlass nimmt, nach alternativen Orten zu suchen, die dann aber nicht schlicht und ergreifend den Jugendlichen vorgesetzt werden, sondern dass methodische Zugangsweisen erarbeitet werden, wie sich die Jugendlichen diese alternativen Orte selbst erschließen können.

3.4 *Die professionsbezogene Antwort*

Mit dem Verweis auf das Theorie-Praxis-Problem wurde ein Teil der theoretischen Antwort auf die Frage, warum ich mich mit theoretischen Grundlagen Sozialer Arbeit befassen sollte, gegeben. Es gibt aber auch noch eine professionsbezogene Antwort auf diese Frage. Nach mehrjährigem Diskussionsprozess wurde im Jahr 2014 die neue Global Definition of Social Work (IFSW 2015) der International Federation of Social Workers² (IFSW) verabschiedet.

Die Definition gliedert sich in zwei Abschnitte; zum einen in die eigentliche Definition und darauf folgend in einen Kommentar. Schon an der eigentlichen Definition wird deutlich, dass die internationale Perspektive auf Soziale Arbeit von einem hohen Stellenwert theoretischen Wissens auch für die konkrete Praxis Sozialer Arbeit ausgeht.

“Social work is a practice-based profession and an academic discipline that promotes social change and development, social cohesion, and the empowerment and liberation of people. Principles of social justice, human rights, collective responsibility and respect for diversities are central to social work. Underpinned by theories of social work, social sciences, humanities and indigenous knowledge, social work engages people and structures to address life challenges and enhance wellbeing.“ (IFSW 2015)

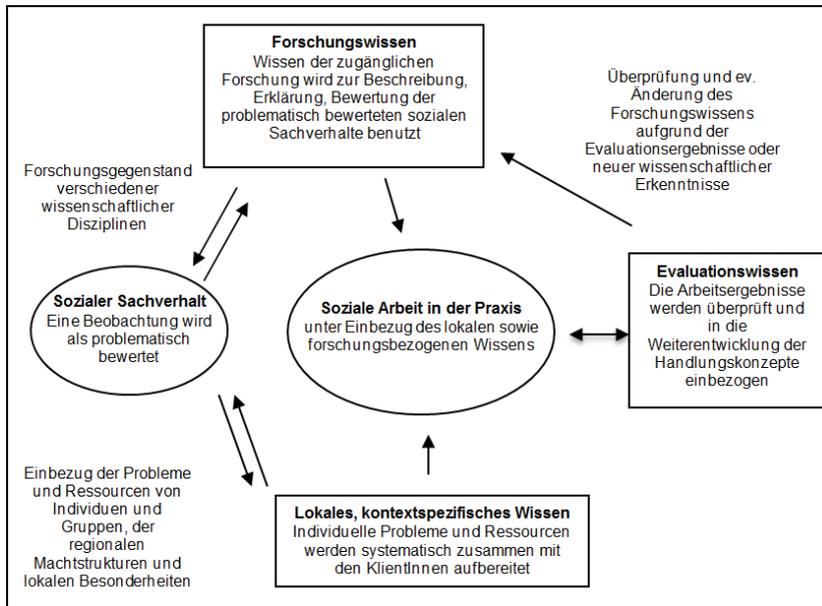
Theorien (und damit Erklärungswissen) menschlichen Verhaltens und sozialer Systeme werden als Grundlage für sozialarbeiterische Interventionen angesehen; damit wird die Perspektive einer wissenschaftsbasierten Sozialen Arbeit explizit vertreten. Noch sehr viel stärker wird diese Perspektive in den Vordergrund gerückt, wenn man sich die detaillierteren Ausführungen in dem Unterabschnitt „knowledge“ ansieht.

„Social work is both interdisciplinary and transdisciplinary, and draws on a wide array of scientific theories and research. ‘Science’ is understood in this context in its most basic meaning as ‘knowledge’. Social work draws on its own constantly developing theoretical foundation and research, as well as theories from other human sciences (...). The uniqueness of social work research and theories is that they are applied and emancipatory. Much of social work research and theory is co-constructed with service users in an interactive, dialogic process and therefore informed by specific practice environments.“ (IFSW 2015)

² Die IFSW ist der internationale Verband der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter, in welchem momentan 77 nationale Berufsverbände organisiert sind. Als Dachverband sind in ihm keine Einzelpersonen organisiert, sondern die jeweiligen nationalen Berufsverbände.

Benannt werden Wissensarten, auf denen die methodische Wissensbasis Sozialer Arbeit beruht. Zum einen das Wissen, welches durch Forschung gewonnen wurde, zum zweiten aus der Reflexion der praktischen Arbeit gewonnenes (Evaluations)wissen und schließlich lokales, kontextspezifisches Wissen, dass zusammen mit den Klient_innen konstruiert wird. Soziale Arbeit bezieht sich laut der Definition auf Theorien und Forschung und interveniert im Schnittpunkt zwischen Individuen und Gesellschaft, um sozialen Wandel anzuregen. Es wird in dieser zentralen Definition nun davon ausgegangen, dass biopsychosoziale Faktoren Menschen beeinflussen, und damit auch für deren Probleme verantwortlich sind, zugleich aber auch davon, dass Menschen in der Lage sind, diese Faktoren zu beeinflussen und zu verändern.

Abb. 4: Unterschiedliche Wissensarten im Kontext Sozialer Arbeit



Möchte man die in der *Global Definition of Social Work* dargelegte Sichtweise auf Soziale Arbeit grafisch darstellen, dann könnte das Verhältnis der Wissensarten zueinander wie folgt aussehen (vgl. Abb. 4). Wichtiger als die jeweiligen Pfeile in der Grafik zu erläutern, ist an dieser Stelle auf die fehlenden Pfeile zu verweisen. In der dargestellten Konzeption Sozialer Arbeit ist keine direkte Verbindung zwischen der Sozialen Arbeit in der Praxis und

den als sozial problematisch bewerteten Sachverhalten angegeben. Dies liegt nicht daran, dass „der Praxis“ nicht zugetraut wird, einen analytischen Blick auf soziale Sachverhalte zu richten – im Gegenteil. Der Grund für den fehlenden Pfeil ist vielmehr, dass Soziale Arbeit in der Praxis in der Regel immer an konkreten Personen, Situationen und Strukturen arbeitet und somit nicht ein Idealbild eines Sachverhaltes vorfindet, sondern immer kontextspezifische Sonderfälle. Das macht die Praxis aus und die Qualität der methodisch diagnostischen Aufbereitung und Analyse dieser Sonderfälle ist gleichzusetzen mit professionellem Handeln in der Praxis der Sozialen Arbeit. Gleichzeitig fehlt eine direkte Verbindung zwischen dem Forschungswissen und dem lokalen, kontextspezifischen Wissen (den Sonderfällen), weil Wissenschaft und damit Forschung eben genau das versucht zu erreichen: durch die Abstraktion, durch das Ablösen des Allgemeinen von Besonderen soll ein analytischeres Bild eines sozialen Sachverhaltes entstehen.

4 Zusammenfassung

Warum braucht Soziale Arbeit Theorien? Auf diese grundlegende Frage kann eine Antwort auf vier Ebenen erfolgen. Erstens kann man sich auf die Annahme beziehen, dass Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen immer mehr oder weniger bewusste und z. T. auch in Ansätzen wissenschaftlich fundierte (Alltags-)Theorien besitzen und ein Handeln ohne diese nicht möglich ist. Wenn ich aber Theorien habe, dann sollte ich mir bewusst werden, welche dies sind. Dies ist Teil der Professionalisierung Sozialer Arbeit und Aufgabe jedes einzelnen Sozialarbeiters oder Sozialarbeiterin. Neben den persönlichen Menschen- und Gesellschaftsbildern die Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen besitzen, gibt es aber auch, zweitens, in der Profession Soziale Arbeit eine inhärente Notwendigkeit, sich mit den eigenen theoretischen Grundlagen zu befassen. Wie bei jeder anderen Handlungswissenschaft auch, muss Soziale Arbeit klären, in welchem Verhältnis ihre theoretischen Anteile („Theorie“ oder auch „Disziplin“) und ihre praktischen Anteile („Praxis“ oder auch „Profession“)³ zueinander stehen. Dieses Theorie-Praxis-Dilemma hat Soziale Arbeit schon immer beschäftigt. Hinter den verschiedenen möglichen Antworten auf die Frage des Zusammenhangs von Theorie und Praxis steht immer auch ein unterschiedliches Grundverständnis von den theoretischen Grundlagen Sozialer Arbeit. Zwei dieser Aspekte wurden in diesem Kapitel

3 Die Gegenüberstellung von Theorie und Praxis bzw. Disziplin und Profession hat sich in den Diskursen über Soziale Arbeit weitgehend eingebürgert (Kraus u. a. 2011). Im Gegensatz dazu vertrete ich die Auffassung, dass Soziale Arbeit als Ganzes als Profession bezeichnet werden sollte (vgl. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009, S. 225ff.).

vorgestellt und bilden damit die zweite und dritte Position. Und viertens gibt es eine Begründung, sich mit den theoretischen Grundlagen Sozialer Arbeit zu befassen, die sich aus der Selbstdefinition der Profession Sozialer Arbeit ergibt und auf die Lehre und damit die Vermittlung grundlegender Kompetenzen für angehende Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen bezogen ist.

Literatur

- Böhnisch, Lothar (2001): Abweichendes Verhalten. Eine pädagogisch-soziologische Einführung. Weinheim und München: Juventa.
- Borrmann, Stefan (2006): Soziale Arbeit mit rechten Jugendcliquen. Grundlagen der Konzeptentwicklung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Buchmann, Marlis (1989): Jugend - ein integrativer Erklärungsansatz. In: Markefka, Manfred/Nave-Herz, Rosemarie (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 2: Jugendforschung. Neuwied, Frankfurt a. M., S. 103-110.
- Dewe, Bernd/Ferchhoff, Wilfried/Scherr, Albert/Stüwe, Gerd (2011): Professionelles soziales Handeln. Soziale Arbeit im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Weinheim und München: Juventa.
- Engelke, Ernst/Maier, Konrad/Steinert, Erika/Borrmann, Stefan/Spatscheck, Christian (2007) (Hrsg.): Forschung für die Praxis. Zum gegenwärtigen Stand der Sozialarbeitsforschung. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.
- Engelke, Ernst/Spatscheck, Christian/Borrmann, Stefan (2009): Soziale Arbeit als Wissenschaft. Werdegang und Grundlagen. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Eisenstadt, Shmuel N. (1966): Von Generation zu Generation. München: Verlag.
- Goffman, Ervin (1967): Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt: Verlag.
- IFSW (2015): Global Definition of Social Work. Aus: <http://ifsw.org/get-involved/global-definition-of-social-work/> [Zugriff: 31.5.2015].
- Kohlberg, Lawrence (1969): Stages in Development of Moral Thoughts and Action. New York: Verlag.
- Kraus, Björn. u. a. (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Generalisierung und Spezialisierung. Das Ganze und seine Teile. (Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Bd.3). Opladen/Berlin/Farmington Hills: Barbara Budrich.
- Krieger, Wolfgang (2011): Das Allgemeine akademischer Sozialer Arbeit. Rückblick und Ausblick auf die Gegenstandsdebatte zur Wissenschaft der Sozialen Arbeit. In: Kraus, Björn. u. a. (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Generalisierung und Spezialisierung. Das Ganze und seine Teile. (Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Bd.3). Opladen/Berlin/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 143-164.
- Leontjew, Alexei Nikolajewitsch (1973): Problem der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt a. M.: Verlag Volk und Wissen.
- Muchow, Martha/Muchow, Hans Heinrich (2012): Der Lebensraum des Großstadtkindes. Weinheim und München: Juventa.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2002): Vom transdisziplinären wissenschaftlichen Bezugswissen zum professionellen Handlungswissen am Beispiel der Empowerment-

- Diskussion. In: Dokumentation der Fachtagung „Themen der Sozialarbeitswissenschaft und ihre transdisziplinäre Verknüpfung“ vom 5.3.2002. Fachhochschule Zürich, Fachhochschule Solothurn Nordwestschweiz. Zürich: Solothurn.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemische Grundlagen und professionelle Praxis – ein Lehrbuch. UTB, Bern u. a.: Haupt Verlag.
- Zeiber, Helga (1990): Organisation des Lebensraums bei Großstadtkindern – Einheitlichkeit oder Verinselung? In: Bertels, Lothar/Herlyn, Ulfert (Hrsg.), S. 35-57.
- Zinnecker, Jürgen (1979): Straßensozialisation. In: Zeitschrift für Pädagogik 25, S. 727-746.

Soziale Arbeit als Konstrukteurin ihres Gegenstandes: Prozesse – Potenziale – Restriktionen

Soziale Arbeit hat als Disziplin wie als Profession ein existenzielles Interesse an der Definition ihres Gegenstandsbereiches: a) zur Konsolidierung als eigenständige Disziplin im Wissenschaftssystem, b) in der Praxis zur Durchsetzung und Aufrechterhaltung ihrer relativen fachlichen Autonomie, das heißt zur Anerkennung als Profession anstelle standardisierter beruflicher Tätigkeit, aber auch zur Ausdehnung ihres Zuständigkeitsbereiches.

In diesem Beitrag wird im ersten Teil dargelegt, auf welche Weise die Disziplin und die Profession Sozialer Arbeit in der Lage sind, ihren wissenschaftlichen Gegenstand und damit ihren professionellen Aufgabenbereich zu definieren und weiter zu entwickeln. Der zweite Teil fokussiert auf die „Bearbeitung“ sozialer Probleme in der direkten Sozialarbeiter_in-Klient_in-Interaktion. Thematisiert werden die professionsspezifischen Wissenspotenziale, die hier, je nach Gestaltung der Interaktion, generiert werden können, sowie die Restriktionen, die es schwer machen, dieses Wissen sozialpolitisch wirksam zur Geltung zu bringen. Im abschließenden Fazit werden Hinweise zur Überwindung der Restriktionen und Nutzung der Potenziale gegeben.

1 Relevanzbereich der Konstitution eines sozialen Problems

Ausgangsbasis ist das Wirklichkeitsverständnis derjenigen Personen (Betroffene, Fachleute), die ein Phänomen innerhalb der von ihnen wahrgenommenen Wirklichkeit für hervorhebenswert und veränderungsbedürftig halten. Sidler (vgl. Sidler 1999, S. 117ff., vgl. insbes. tabellarische Übersicht S. 118f.) beschreibt unter dem Begriff der *originären Problematisierung* ein Modell der Konstitution sozialer Probleme, das mit der Wahrnehmung und Wirklichkeitsdarstellung beginnt, sich in der ersten Phase über Wirklichkeitsbewertung und Skandalisierung sowie Formulierung des gesellschaftlichen Handlungsbedarfs fortsetzt bis zur „Bündelung der ursprünglichen Problematisierung in einem Problemnamen“ (a.a.O., S. 118). Die Fortsetzung des Prozesses über öffentlichkeitswirksame Akteur_innen und Entschei-

dungsträger_innen liegt im Allgemeinen außerhalb des Einflussbereiches der Disziplin.

Der Relevanzbereich einer originären Konstitution umfasst aber mehr als die von Sidler skizzierten Schritte. Mit der Darstellung einer Wirklichkeit, innerhalb deren ein Phänomen problematisiert wird, wird immer auch ex-oder implizit eine Norm definiert, gegen die das problematisierte Phänomen verstößt. Ansonsten wäre ein „Problemmuster“ (vgl. hierzu Schetsche 1996 und 2007) nicht zu formulieren: ohne Normalitätsvorstellung kein Problem. Für die Normabweichung (bzw. das Problemmuster) ist nicht nur ein Begriff, ein Label, zu finden, wie Sidler und Schetsche ausführen. Zumindest implizit wird die Norm, auf die reflektiert wird, auch für verbindlich erklärt, wenn eine Normabweichung etikettiert werden kann. Mit diesem Vorgang verbindet sich unweigerlich die Konstruktion einer normativen Wirklichkeit, aus der in der Folge differenziert werden kann in normkonforme und eine normabweichende Wirklichkeiten. Beispielsweise gilt das gewaltfreie Aufwachsen von Kindern als Norm, die inzwischen auch gesetzlich gesichert wurde (vgl. 1631 BGB Absatz 2; Gesetz zur Ächtung von Gewalt in der Erziehung vom 2. November 2000). Zugleich wurde die relativ neue Norm, Gewalt in der Erziehung zu ächten, dem Zuständigkeitsbereich der Profession Sozialer Arbeit zugeschlagen (vgl. § 16 SGB VIII). Mit der Normierung werden Werte (in unserem Beispiel: gewaltfreie Erziehung) und Unwerte (gewalttätiges Erziehungsverhalten) definiert. Aus der normativen Definition heraus lassen sich Bearbeitungsareale markieren; in unserem Beispiel die Erweiterung der Beratungsfunktion von Jugendämtern und sozialen Einrichtungen, ggfls. der Aufgabenumfang in der Sozialpädagogischen Familienhilfe bis hin zur Inobhutnahme misshandelter Kinder.

Aber wie kommt es zur Anerkennung eines bis dato als privat eingeschätzten zu einem sozialen Problem und wie wird ein gesellschaftlicher Interventionsauftrag für die Profession Sozialer Arbeit daraus? Der Weg kann über die Disziplin wie über die Profession verlaufen.

2 Konstruktionspotenziale im Kontext der Disziplin

2.1 Wissenschaftspolitische Strategien und erkenntnistheoretische Entscheidungen

In der Disziplin sind sowohl wissenschaftspolitische Strategien als auch auf den Inhalt gerichtete Auslegungen beobachtbar. *Wissenschaftspolitisch* betrachtet wird eine Disziplin im Wissenschaftssystem identifizierbar und anerkannt über ihr Erkenntnisobjekt, ihren wissenschaftlichen Gegenstand. Als

Gegenstandsbereich der Disziplin Sozialer Arbeit können Prozesse der Definition, Erklärung und Bearbeitung sozialer Benachteiligungsphänomene bezeichnet werden, die sich als individuell beobachtbare soziale Probleme identifizieren und regulieren lassen (vgl. Michel-Schwartz 2016, S. 1ff.). Systemreferenziell zeigen sich punktuelle Überschneidungen dieses Gegenstandsumrisses mit denen anderer Disziplinen¹. Aus diesem Grunde ist die Disziplin Sozialer Arbeit über die wissenschaftsübliche interne Gegenstandsdiskussion hinaus bestrebt, ihre Deutungsmuster von sozialen Problemen zu fundieren und weiter zu entwickeln.

Hinsichtlich ihrer *inhaltlichen Auslegung* geht es um erkenntnistheoretische Grundlagen, deren Bestimmung Konsequenzen für jedes weitere Vorgehen hat. Die Basis dieser Definition liegt in bezugswissenschaftlichen Wissensbeständen. Die Soziologie als eine der Bezugswissenschaften der Sozialen Arbeit hält als Grundlagenwissen über soziale Probleme zwei verschiedene Grundrichtungen von Wissen über soziale Probleme vor: Das ist zum einen die ›strukturfunktionalistische‹ oder ›objektivistische‹ Theorie sozialer Probleme (vgl. Schetsche 2008, S. 15), in der davon ausgegangen wird, dass die beschriebenen Probleme auf der Basis harter Fakten real existieren und anhand eindeutiger Kriterien belegbar sind. Zum zweiten jene theoretische Grundlegung, die als ›definitionstheoretische‹ oder ›konstruktionistische‹ Position firmiert; sie beschreibt soziale Probleme als Ergebnis diskursiver Prozesse in einer Gesellschaft (vgl. a.a.O.; vgl. auch Groenemeyer 2010, Sidler 1999). Für diese Theorierichtung sprechen vor allem auch die historischen Veränderungen dessen, was als soziales Problem verstanden wird.

Nun könnte je nach erkenntnistheoretischer Neigung der Rezipienten die eine oder die andere Richtung bevorzugt werden. Folgte man jedoch der objektivistischen Theorie, wäre die Definitionsmacht Sozialer Arbeit stark begrenzt: Die Definitionen über soziale Probleme lägen fest und Soziale Arbeit hätte lediglich die Möglichkeit, auf bereits feststehende Probleme zu reagieren. In diesem Falle wäre weder die Disziplin eine Disziplin noch die Profession eine Profession; es gäbe lediglich eine „Akademische Soziale Arbeit“² an den Fachhochschulen und den Beruf des/der Sozialarbeiter/Sozialarbeiterin. Dieser Beitrag hätte sich erübrigt.

Die weiteren Ausführungen basieren folglich auf der definitionstheoretischen Perspektive. Dennoch ist zu beobachten, dass trotz Neigung zur konstruktionistischen Theorie in Prozessen der Durchsetzung einer Definition oft eine objektivistische Argumentation gewählt wird, weil sich diese Prozesse in

1 Hier wären insbesondere Soziologie und Politologie (Sozialpolitik) zu nennen, mit denen partielle Interferenzen zu beobachten sind. Allerdings ist die wissenschaftsinterne Steigerung von Komplexität durch eine spezifische Beobachtungsperspektive auf betroffene Problemsysteme in der Sozialen Arbeit durch eine ethikgeleitete und lösungsorientierte Sicht auf die einzelnen Betroffenen von eigener Qualität.

2 Vgl. den Beitrag von Krieger in diesem Buch.

objektivistisch orientierten Kontexten wie der Politik abspielen, so dass adressatenorientiert codiert wird.

2.2 *Definitions- und Interpretationspotenziale sowie Konstruktionswege über Expert_innenschaft*

Die Disziplin Sozialer Arbeit verfügt naturgemäß dank hoher wissenschaftlicher Qualifikationen über zahlreiche Definitions- und Interpretationspotenziale. Diese erstrecken sich nicht nur auf den Gegenstandsbereich, sondern auch auf dessen Elemente: die sozialen Probleme. Welche Lebenslagen, Handlungszusammenhänge, Zustände oder Prozesse als soziales Problem qualifiziert werden können, lässt sich beispielsweise in Diskursen erarbeiten. Im Rahmen von Wissenschaft werden durch Tagungen und Publikationen Fachöffentlichkeiten gebildet, die ein Forum zu Diskursen über Gegenstandsbereiche und einzelne Gegenstände bieten. Diskurse im Kontext wissenschaftlicher Auseinandersetzung sind aber nicht die einzigen Wege zur Codierung von Objekten.

Zur Konstituierung eines sozialen Problems bieten sich vor allem zwei Möglichkeiten an: *Forschung und Politikberatung*. *Forschung* bietet Wissenschaftler_innen die Chance, das Feld sozialer Lebenslagen, die Adressat_innen Sozialer Arbeit, aber auch die Professionellen, ihr Handeln, die Rahmenbedingungen zu untersuchen. In diesen Forschungsbereichen liegt das Potenzial, neue soziale Probleme zu entdecken, alte Probleme neu zu perspektivieren und anders zu definieren. Geeignete Publikationen der Ergebnisse können zu jener Öffentlichkeitswirksamkeit führen, die ein Problem auf den „Karriere“-Weg³ bringen.

Ein weiterer Konstruktions- bzw. Platzierungsweg wäre Wissenschaftler_innen über ihren Experten_innenstatus möglich: im Rahmen von *Politikberatung*. Wo aus der Politik bzw. Regierung heraus eine Expertise in Auftrag gegeben wird, ist bereits ein Weg zur Konstitution geebnet; ähnlich sieht es in Fällen von Auftragsforschung zur Ermittlung politischer Handlungsbedarfe aus. In beiden Bereichen wird die Publizität meist auf den Auftraggeber beschränkt. Deshalb wäre eine ergänzende Strategie erforderlich, um ggfls. ein neu definiertes Problem über die politische Diskussion in einschlägigen Gremien hinaus zu veröffentlichen. Zu diesem Zwecke wäre eine Kooperation mit der Profession zu suchen, deren Zuständigkeitsbereiche ja unmittelbar berührt werden.

3 Den Begriff Karriere im Zusammenhang mit der Anerkennung privater zu sozialen Problemen führte Schetsche 1996 mit seiner Buchveröffentlichung ein.

3 Konstruktionspotenziale im Kontext der Profession

Die Profession Soziale Arbeit verfügt über mehr Möglichkeiten zur Konstituierung ihres Zuständigkeitsbereiches als die Disziplin – und sie weiß sie auch zu nutzen. Professionspolitisch seien als Institutionsbereiche mit hohem Konstitutions- und Durchsetzungspotenzial die Wohlfahrtsverbände genannt. Als weitere professionspolitische Institution agiert von der Seite der Sozialarbeitenden der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit e.V. (DBSH) mit gesellschaftsbezogenen und berufspolitischen Verlautbarungen. Doch aufgrund der relativ geringen Mitgliederzahl fehlt ihm die erforderliche Durchschlagskraft zur Interessendurchsetzung. Nicht zu unterschätzen ist dagegen der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge⁴ aufgrund seiner zentralen systemischen Position und seines relevanten Funktionsbündels, mit dem er sich selbst zwischen Theorie und Praxis verortet sieht, wobei die professionspolitischen Vernetzungen überwiegen. Nicht zuletzt mit seinen Gutachten, Empfehlungen und Stellungnahmen nimmt der Deutsche Verein Einfluss auf Sozialpolitik und verfügt mit seinen Foren und Publikationen über erhebliches Konstruktionspotenzial⁵. Hinzu tritt aufgrund der starken Verwobenheit mit entscheidungsrelevanten Institutionen ein bemerkenswertes Potenzial strategischen Platzierungs- und Durchsetzungsvermögens neu konstruierter und definierter sozialer Probleme.

Die Wohlfahrtsverbände können als machtvoll System im Professionsystem der Sozialen Arbeit wie in der Sozialpolitik beschrieben werden. Sie schöpfen ihren Einfluss im sozialpolitischen Bereich aus ihrer wirtschaftlichen Position als größter Dienstleister im sozialen Bereich⁶ und auch als Anteilseigner der Bank für Sozialwirtschaft⁷. In ihrer Selbstdefinition üben sie drei Funktionen aus: eine *Dienstleistungsfunktion*, eine *Anwaltsfunktion* und die Funktion der *Solidaritätsstiftung*. Diese Funktionen sind aufeinander bezogen und dienen dem Systemerhalt. In ihrer *Dienstleistungsfunktion* unterhalten sie 102.393 soziale Einrichtungen (vgl. Konrad-Adenauer-Stiftung 2015), in denen mit unterschiedlichen sozialen Hilfen tägliche Konstitutionsarbeit in ungezählten Einzelfällen geleistet wird. In ihrer *Anwaltsfunktion*

4 „Der Deutsche Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. ist das gemeinsame Forum von Kommunen und Wohlfahrtsorganisationen sowie ihrer Einrichtungen, der Bundesländer und von den Vertretern der Wissenschaft für alle Bereiche der sozialen Arbeit und der Sozialpolitik.“ (Deutscher Verein 2015)

5 Nach der Untersuchung von Pabst (1996, S. 98ff.) ist die Einflussosphäre des DV begrenzt; doch diese Einschätzung könnte dem Fokus seiner Studie geschuldet sein.

6 Als bedeutende Arbeitgeber beschäftigen die Einrichtungsträger der Freien Wohlfahrtspflege zusammen 1,54 Mio. hauptberufliche Mitarbeiter (Konrad-Adenauer-Stiftung 2015).

7 „Die wesentlichen Anteilseigner der Bank für Sozialwirtschaft AG sind u. a. die Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege in der Bundesrepublik Deutschland bzw. deren Stiftungen.“ (Bank für Sozialwirtschaft 2015) <https://www.sozialbank.de/anteileseigner/>; Zugriff: 04.09.2015

treten Wohlfahrtsverbände als Interessenvertreter für jene Menschen auf, die von sozialen Problemen betroffen sind, ihre Ausübung dieser Funktion kann als autopoietisch und selbstreferenziell eingeschätzt werden (vgl. Pabst 1995, S. 19ff.). Die *Solidaritätsstiftung* dient der Absicherung der beiden erstgenannten Funktionen.

Mit dem Deutschen Verein und den Wohlfahrtsverbänden bildeten die Professionsseite der Sozialen Arbeit eine mit dem Politiksystem verwobene Struktur, die Definitions- und Konstitutionsarbeit zur Entwicklung sozialer Probleme leisten und sich bedarfsweise der Massenmedien zu geeigneter Publizierung bedienen. Seit den 1990er Jahren erodiert diese Partnerschaft jedoch. Die Etablierung von neoliberalistischen „Markt- und Wettbewerbsgedanken in allen gesellschaftlichen Bereichen, führte durch die Zulassung gewerblicher Wettbewerber auch in den Sozialmärkten zu mehr Pluralität, ohne dass diese neuen Partner in die bestehenden Interessenvertretungsstrukturen inkorporiert werden konnten“ (Boeßenecker/Vilain 2013, S. 292; vgl. zur „Modernisierung“ Sozialer Arbeit durch Marktlogik auch Michel-Schwartz 2014).

4 Der Konstruktionsprozess und seine Definitor_innen

Der Prozess zur Konstituierung eines sozialen Problems wird unterschiedlich beschrieben. Sidler skizziert den Weg eines Problems, beginnend mit einzelnen Stationen der ursprünglichen Problematisierung, über verschiedene Wege auf die politische Tagesordnung bis zur politischen Problemdurchsetzung. Jede dieser Phasen wird durch andere Problematisierer_innen bzw. Definitor_innen gestaltet (vgl. Sidler 1989 und 1999, S. 117ff.). Schetsche eröffnet einen Zustandsraum der Problementwicklung, in dem er eine Problemerkariere im Zeitverlauf in Relation zum Grad ihrer Aufmerksamkeit und Anerkennung betrachtet. Mit diesen Koordinaten skizziert er ein Entwicklungsmodell in sechs Phasen, beginnend mit einem sozialen Sachverhalt, voranschreitend über die erste Thematisierung, in der ein Problemmuster entwickelt wird, über die Prozessierung zunächst der öffentlichen, dann der staatlichen Anerkennung bis hin zur Problembekämpfung und Problemlösung (vgl. Schetsche 1996 und 2008, S. 69).

Wie auch immer die Entwicklungsphasen von einem beobachteten und bewerteten Phänomen über die Anerkennung als soziales Problem bis zur Durchsetzung und Statuierung einer Problemlösung bezeichnet werden mag – von entscheidender Bedeutung sind die Akteur_innen und die Problemdefinitor_innen, die ihre Potenziale nutzen, um eine Problematik zu codieren und zu konstituieren.

Sidler kategorisiert die unterschiedlichen Definitor_innen nach ihren Interessen⁸ in

- (a) fordernde Definitor_innen (Betroffene und deren Anwälte⁹)
- (b) anbietende Definitor_innen (Organisationen und Gruppierungen mit Experten_innenstatus bzw. Spezialist_innen für Definitionen und Lösungsstrategien und sozialpolitische Akteure
- (c) nutznießende und schmarotzende Definitor_innen, die nach Sidler vom Problematisieren profitieren, z. B. Medienmacher_innen, Politiker_innen
- (d) entscheidende Definitor_innen, die über symbolische, personelle und/oder materielle Mittel und Lösungen verfügen, z. B. staatliche Legislative und Exekutive oder auch die Wohlfahrtsverbände (vgl. Sidler 1989, S. 24ff.).

In all diesen Definitor_innengruppen ist Soziale Arbeit vertreten bzw. kann sie ihre Interessen geltend machen. Die professionspolitischen Strategien verlaufen nach einer Phase der „autopoietischen, operativ geschlossenen Kommunikation“ (Scherr 2001, S. 88) auf Bundes-, Landes- und kommunaler Ebene unter Nutzung der gegebenen Strukturbedingungen in Ausschüssen, Fachteams, Sozialberichterstattungen, Regionalkonferenzen sowie in Massenmedien.

Nach erfolgreicher Definition, Anerkennung und Konsolidierung eines sozialen Sachverhaltes als soziales Problem erfolgt in jedem einzelnen Fall die Kunst der alltäglichen Konstituierung in der Sozialarbeiter_in-Klient_in-Interaktion.

5 Die Bearbeitung Sozialer Probleme in der Sozialarbeiter_in-Klient_in-Interaktion

Wenn Soziale Arbeit als berufliches Handeln in Organisationen stattfindet, dann ist die „Entscheidung, zu helfen oder nicht zu helfen, nicht Sache des Herzens, der Moral oder der Gegenseitigkeit, sondern eine Frage der methodischen Schulung und der Auslegung des Programms, mit dessen Durchführung man während einer begrenzten Arbeitszeit beschäftigt ist“ (Luhmann 1973, S. 34). Die in den Makro-Arenen der politischen Öffentlichkeit und staatlichen Institutionen durchgesetzten und in Gestalt von Gesetzen und/oder Programmen institutionalisierten Problemmuster sind Arbeitsgrundlage und zugleich Legitimation dieser Berufstätigkeit, die im Wesentlichen aus öffent-

⁸ Schetsche (2008, S. 85ff.) kommt mit seiner Typologie zu vergleichbaren Ergebnissen, nimmt jedoch keine vergleichbare Klassifikation vor.

⁹ Hier tritt die og. Anwaltsfunktion der Wohlfahrtsverbände hervor.

lichen Mitteln finanziert wird. Soziale Arbeit ist demnach, aller Ressourcen-Rhetorik zum Trotz, strukturell durchaus „defizitorientiert“. Die Adressat_innen kommen ihr in den „Blick“, insofern sie in einer vermeintlich wichtigen Hinsicht einem institutionalisierten Problemmuster entsprechen. Das gilt nicht nur für Individuen, sondern auch für Familien, soziale Gruppen, sozialräumliche Milieus. Immer geht es um Zustände oder Ereignisse, die, gemessen an gesellschaftlich anerkannten Werten und Standards, als veränderungsbedürftig eingeschätzt werden.

Zuständig für soziale Probleme ist die Soziale Arbeit indes nur, wenn deren Lösung bzw. Bewältigung auf dem Wege der direkten Interaktion mit Betroffenen gegenüber funktionalen Alternativen (etwa Transferleistungen) aussichtsreich erscheint. Probleme, bei denen dies nicht erkennbar ist, fallen nicht in die Zuständigkeit der Sozialen Arbeit, denn diese entfaltet ihre Möglichkeiten, wenn überhaupt, im Face-Face-Kontakt zwischen Individuen, die entweder als „Betroffene“ sozialer Probleme identifiziert wurden oder als Mitarbeiter_innen zuständiger Organisation ausgewiesen sind. Die Interaktionen werden von den Sozialarbeit anbietenden Organisationen zwar gleichsam offiziell „veranstaltet“; sie sind aber Mikrosysteme höchst eigener Art mit sehr spezifischen Feedback-Dynamiken, die nicht von der Organisation als solcher, sondern von den beteiligten Individuen gestaltet und bewältigt werden müssen¹⁰. Dabei können den Betroffenen unterschiedlich große Freiheitsspielräume eingeräumt werden bezüglich der Art, wie sie mit den institutionalisierten Problemmustern, die die sozialarbeiterische Intervention veranlassen und legitimieren, in der direkten Interaktion mit den betroffenen Klient_innen umgehen.

Grob vereinfachend lassen sich hier zwei Verfahrensweisen unterscheiden, die beide in der sozialarbeiterischen Praxis vorkommen, wenn auch mit unterschiedlicher Konsequenz und Gewichtung je nach Arbeitsfeld, Organisation und ausführendem Personal.

5.1 Die Problemmuster an den Klient_innen „vollstrecken“

Die erste Variante bedeutet, dass die institutionalisierten und in die Strukturen und Routinen der Sozialen Arbeit betreibenden Organisationen eingeschriebenen Problemmuster an den Adressat_innen der Sozialen Arbeit gleichsam „vollstreckt“ werden. Das „Erkennungsschema“ (Schetsche 2014, S. 112ff.), ein fester Bestandteil des Problemmusters, leitet einen Clearing-Prozess ein, in dessen Verlauf die in dem Problemmuster ebenfalls enthaltenen Sachverhaltsbeschreibungen und Kausalattributionen „abgeprüft“ und

¹⁰ Auf diese Ebene zielt auch das von Groenemeyer u. a. unter dem Titel „Doing Social Problems“ entworfene Forschungsprogramm einer „Mikroanalyse der Konstruktion sozialer Probleme“ (Groenemeyer 2010).

die, je nach Befund, vorgesehenen Lösungsmöglichkeiten einschließlich der damit befassten Dienste und Einrichtungen ermittelt werden. Auch wenn diese Herangehensweise in reiner Form selten sein dürfte, so kommt sie doch vor – sogar bei Sozialarbeiter_innen, die eigentlich etwas anderes wollen. Soziale Arbeit findet in Organisationen statt, und wie alle Arbeitsorganisationen tendieren auch jene des sozialen Bereichs dazu, Kommunikations- und Entscheidungsprozesse zu formalisieren und durch generalisierte Wenn-dann-Regeln berechenbar zu machen.

Ein frühes Beispiel hierfür findet sich schon in dem Korpus der ersten und in ihrem Umfang einzigartigen Beratungsforschung, die Anfang der 1980er Jahre von Institut für Deutsche Sprache durchgeführt wurde (vgl. Nothdurft 1984; Kallmeyer 2000). Es handelt sich um ein „Nichtsesshaftenberatung“ genanntes Gespräch, dessen Besonderheit darin besteht, dass der Mitarbeiter die Verwaltungsakte des ihm gegenüber sitzenden Klienten mit der eines anderen vertauscht hat und er seinen Irrtum nicht sofort bemerkt.¹¹ Als sich die Verwechslung schließlich aufklärt, die richtige Akte gefunden und herangezogen wird, nimmt das Gespräch plötzlich eine ganz neue Richtung, wobei die Ironie dieser Richtungsänderung darin besteht, dass die Verwechslung der Akte dem Klienten in dem Gespräch zuvor eine Deutungsmacht ermöglicht, die mit der Aufklärung des Missverständnisses wieder verloren geht. Da über das von einem Kollegen tags zuvor geführte Gespräch mit dem Klienten in der (falschen) Akte nichts verzeichnet ist und dieser Kollege heute abwesend ist, muss der aktuell damit befasste Mitarbeiter sich ausschließlich an den Klienten selbst halten, um sich über den Stand der Dinge zu informieren. Das tut er auch, und er legt dabei eine durchaus „klientenzentrierte“ Haltung an den Tag. Die Äußerungen seines Gegenübers paraphrasierend, wie bei Rogers gelernt, erfährt er, dass der Klient offenbar recht genau weiß, was er will, nämlich für sich und einen Freund eine Bleibe für die kalte Jahreszeit. Der Mitarbeiter möge deshalb in einer der in Frage kommenden Unterkünfte anrufen und klären, ob dort zwei freie Plätze für sie verfügbar sind. Der Mitarbeiter zeigt sich auch durchaus willens, in diesem Sinne tätig zu werden. Nur mit der Akte stimmt irgendetwas nicht. Das beunruhigt ihn und veranlasst ihn zu Nachfragen, die schließlich dazu führen, dass die Verwechslung aufgeklärt wird. Die richtige Akte wird gefunden und konsultiert – mit dem Ergebnis, dass dem Mitarbeiter die recht kurzfristige Problemsicht des Klienten jetzt nicht mehr genügt. Der richtigen Akte zufolge hat sich der Klient in den letzten Jahren nämlich jeweils relativ lange in den von ihm genutzten Unterkünften aufgehalten, und vor allem ist er deutlich jünger, als aufgrund der falschen Akte zunächst unterstellt. Diese beiden Informationen reichen aus, um den Mitarbeiter zu einer Neuklassifizierung des Falls zu veranlassen, gemäß einer in der Organisation offenbar routine-

¹¹ Das vollständige Transkript findet sich in Schröder 1985.

mäßig verwendeten Wenn-dann-Regel. Aufgrund seines Alters und der relativ langen Verweilzeiten erfüllt dieser Klient die Kriterien für eine „Wiedereingliederungsmaßnahme“ und ist also nicht einfach bloß unterzubringen. Die Vermittlung in eine hierfür geeignete Wiedereingliederungseinrichtung setzt freilich eine zu dieser Lösung passende Problemkonstruktion voraus, an deren Herstellung sich der Mitarbeiter dann auch unverzüglich macht, offenbar ohne die „Aufgesetztheit“ seiner Bemühungen auch nur zu bemerken. Mit der Frage, wie es denn „überhaupt weitergehen“ soll, versucht er den Klienten für eine andere, eben „weitergehende“ Problemkonstruktion zu gewinnen. Erwartungsgemäß äußert dieser nun auch den Gedanken, dass es eigentlich „schon schön“ wäre, wieder mal ein richtiges Arbeitsverhältnis zu haben und so weiter, irgendwann („jetzt im Moment is‘ ja sowieso noch nichts“). Gutmütig stimmt er also der erweiterten Perspektive des Mitarbeiters zu und bringt doch zugleich durch sein ganzes Gebaren zum Ausdruck, dass es sich für ihn lediglich um eine Idee im Modus von „ja, ja – man müsste mal ...“ handelt. Folglich leidet das Gespräch fortan unter einer Problemkonstruktion, die dem Mitarbeiter bei weitem wichtiger zu sein scheint als dem Klienten. Dieser nimmt sie hin, macht sie sich aber offensichtlich nicht zu Eigen. Seine sporadischen Einlassungen (etwa Vorschläge, wo man noch anrufen könnte, um nach freien Plätzen zu fragen) zeigen deutlich, dass ihn nach wie vor sein ursprüngliches Anliegen umtreibt, ein Anliegen, das in dem von dem Mitarbeiter neu etablierten Gesprächsrahmen jetzt aber nicht mehr darstellungsfähig ist.

Man möchte wünschen, dass dieses Beispiel lediglich eine überwundene Epoche in der Geschichte der Sozialen Arbeit illustriert. Das ist bedauerlicher Weise nicht der Fall. Vielmehr lassen sich analoge Formen optionsverengender Gesprächsführung anhand (mehr oder weniger komplexer) Kriterienkataloge und Klassifizierungen nach wie vor im interaktiven Vollzug Sozialer Arbeit beobachten.¹² Mehr noch. Im Windschatten der Ökonomisierung und „Verbetriebswirtschaftlichung“ Sozialer Arbeit dürften Konditionalprogramme, Definitionsroutinen und managerielle Abkürzungsstrategien, die geeignet sind, Interaktionsprozesse zu beschleunigen, sogar noch an Attraktivität gewinnen.

Soziologisch indizieren diese Techniken eher Subalternität als Professionalität. Sie passen zu minderqualifizierten Tätigkeiten, die durch vorgeplante und vorplanbare, mehr oder weniger repetitive Abläufe bestimmt sind und so auch von angelerntem Personal wirtschaftlich günstig ausgeübt werden können. Die Sozialarbeiter_in-Klient_in-Interaktion jedoch eignet sich dafür kaum; vielmehr besteht hier die Gefahr, dass vor lauter Zeitersparnis die Quelle dessen versiegt, was eigentlich das Professionswissen der Sozialen Arbeit ist. Diese Quelle ist die direkte Sozialarbeit_in-Klient_in-Interaktion,

¹² Eine Übersicht gesprächsanalytischer Befunde geben hierzu Hitzler/Messmer 2008.

insofern den Klient_innen hierbei Raum gegeben wird und sie motiviert werden, ihre teils individuelle, teils milieugeprägte Sicht der Situation und der Probleme, die sie haben, zu artikulieren, so vage, unklar und inkonsistent diese Sicht zunächst einmal auch sein mag. Das ist die Voraussetzung für das Aushandeln einer Problemkonstruktion, die eine für Sozialarbeiter_innen und Klient_innen gleichermaßen akzeptable Arbeitsgrundlage darstellt. Die Verständigung darüber ist mühevoll, und sie kann scheitern¹³. Sie ist aber notwendig, damit im Hilfeprozess auch wirklich Probleme bearbeitet werden können, die die Klient_innen nicht nur haben *sollten*, sondern die sie tatsächlich haben und lösen *wollen*.

5.2 *Der Hilfeprozess als Quelle eines exklusiven Professionswissens*

Die zweite und einzig professionelle Variante im Umgang mit den gleichsam als „Geschäftsgrundlage“ der Sozialen Arbeit institutionalisierten Problemmustern besteht demnach darin, dem Sog der Defizitorientierung, der von diesen Mustern ausgeht, in der Interaktion mit Klient_innen zu widerstehen und stattdessen eine ressourcen- und lösungsorientierte Haltung zu praktizieren (vgl. Spiess 1998; Möbius/Friedrich 2010). Gemeint ist damit vor allem die Fähigkeit, man könnte auch sagen die Kunst, selbst dort noch positive Kräfte, Kompetenzen, soziale Unterstützungsmöglichkeiten und eigene Lösungsansätze zu entdecken, wo diese sich der Beobachter_in nicht gerade aufdrängen und ein defizitorientierter Blick vergleichsweise mühelos fündig wird. Allerdings müssen wir, wenn wir diese Terminologie verwenden, mit Blick auf die Erfolgsaussichten professionellen Helfens darauf bestehen, dass unter allen nur erdenklichen Ressourcen eine Ressource die allerwichtigste, wenn auch mitnichten die am leichtesten zu erkennende ist. Die „Königsressource“ ist der *Wille* der Klient_innen bzw. die Gesamtheit dessen, was sie im buchstäblichen wie im übertragenden Sinne „bewegt“. Diese Ressource ist zentral, weil es in der Sozialen Arbeit bekanntlich nicht genügt, dass die Klient_innen einfach nur „stillhalten“ wie beim Zahnarzt. Es reicht nicht aus, dass sie die Bemühungen der Sozialarbeiter_innen mehr oder weniger widerstandslos über sich ergehen lassen. Sozialarbeit ist keine Arbeit *am* Klienten. Die altherwürdige, wenn auch inzwischen etwas abgegriffene Zauberformel heißt hier vielmehr „Hilfe zur Selbsthilfe“, und dies meint zumindest, dass nachhaltige Lösungen im Hilfeprozess nicht *für* die Klient_innen, sondern nur *mit* ihnen gefunden und realisiert werden können. Partizipation ist hier kein Zugeständnis, sondern eine Erfolgsbedingung. Sie beginnt schon mit der

13 Zum Beispiel weil Klient_innen partout an ihren menschenverachtenden Wertvorstellungen und den darauf basierenden Lösungsideen festhalten möchten. So etwas kommt in der Tat vor und zeigt, dass Sozialer Arbeit in ihren Möglichkeiten begrenzt und kein Allheilmittel ist.

Frage, was eigentlich hier und jetzt – nicht für die Gesellschaft, sondern für die betreffenden Klient_innen selbst – problematisch, sprich: änderungsbedürftig ist. Diagnostisch lediglich zugeschriebene oder gar „objektiv nachgewiesene“ Probleme fallen als Beweggründe und Handlungsanlässe aus. Probleme *sind* nicht einfach da, Probleme *hat* man, wenn und nur insofern man etwas erreichen oder abwenden will und nicht so recht weiß wie.

Wenn Sozialarbeiter_innen dies beherzigen und den Klient_innen in der Interaktion mit ihnen den Raum geben, das, was sie „bewegt“, in einer eventuell modifizierten, aber für sie noch nachvollziehbaren Form zum Gegenstand des Hilfeprozess zu machen, dann erhöht das nicht nur dessen Erfolgswahrscheinlichkeit. Eine Interaktion, die für die konkrete Leidenserfahrung, die eigenen Ambitionen und Handlungsressourcen der Betroffenen gegenüber den etablierten Problemmustern offen gehalten wird, und zwar auch dann noch, wenn den Mustern nicht entsprochen wird – eine solche Interaktion verschafft den Sozialarbeiter_innen ein höchst exklusives Problemwissen. Keine andere Disziplin oder Profession, die wissenschaftlich oder handlungspraktisch mit sozialen Problemen zu tun hat, verfügt über ein Wissen dieser Art. Die „Erhebungssituation“, aus der das Wissen entsteht, die Sozialarbeiter_in-Klient_in-Interaktion, unterscheidet sich von den handlungsentlasteten Befragungen und Interviews der empirischen Sozialforschung grundlegend. Etwaige Diskrepanzen zwischen den etablierten Problemmustern und der Problemsicht der Betroffenen lassen sich hier nicht nur beobachten; sie müssen interaktiv bewältigt werden¹⁴. Und gerade weil Probleme, auch soziale Probleme, nur *sind*, wenn sie jemand *hat*, muss man diesem in den Mikroarenen der sozialarbeiterischen Praxis unter Bewältigungsdruck erzeugte Problemwissen eine besondere Gegenstandadäquatheit bescheinigen. Zu fragen ist im Weiteren dann allerdings, was mit diesem Wissen geschieht. Kann es – gleichsam gegen die Strömung – auch in den Makroarenen von politischer Öffentlichkeit und Staat zur Geltung gebracht werden, die etablierten Problemmuster modifizierend, differenzierend oder gar durch neue ersetzend?

Wie wir im ersten Teil gesehen haben, gibt es durchaus Wege, wie aus der Sozialen Arbeit heraus auf die politische Konstitution sozialer Probleme Einfluss genommen werden kann, und in Ansätzen werden diese Wege auch genutzt. Dies geschieht zumeist durch leitende Repräsentant_innen der großen Sozialen Arbeit betreibenden Organisationen und Verbände bzw. durch für Öffentlichkeitsarbeit zuständige Organisationseinheiten und Mitarbeiter_innen. Inhaltlich stützen diese sich gewöhnlich auf sozialwissenschaftliche Forschungen und Expertisen, in die mitunter auch die Auswertung von

¹⁴ Auf die aus solchen Diskrepanzen erwachsende Dilemma-Situationen und die professionstheoretische Bedeutung ihrer Bewältigung, kann hier nicht näher eingegangen werden. Siehe dazu vor allem Schütze 2000.

quantitativen und qualitativen Daten einfließen, die im Prozess der Fallbearbeitung generiert worden sind. Wir haben allerdings dennoch den Eindruck, dass gerade das exklusiv in der Sozialarbeiter_in-Klient_in-Interaktion gewonnene Problemwissen der Profession auf dem Wege in die Makroarenen von Öffentlichkeit und Politik, in denen der Kampf um die Durchsetzung/Revision von Problemmustern ausgetragen wird, allzu leicht „auf der Strecke“ bleibt. Wir vermuten, dass es dafür systematische Ursachen gibt.

6 Kommunikative Restriktionen in der beruflichen Praxis Sozialer Arbeit

Die Fallarbeit wird in unterschiedlichen Formen schriftlich dokumentiert. In jeder der Sozialen Arbeit betreibenden Organisationen existiert eine Art von offizieller „Verfahrensöffentlichkeit“, die durch formalisierte Berichts-, Mitteilungs-, Schweige- und Rezeptionspflichten kanalisiert wird und in ihrer Zugänglichkeit, soweit sie sich auf Individualhilfen bezieht, allein schon wegen Sozialdatenschutzes höchst exklusiv ist¹⁵. Zwar können die schriftlichen Dokumente, die in die Kanäle dieser Verfahrensöffentlichkeit eingespeist werden, durchaus in anonymisierender und aggregierter Form ausgewertet werden, was gelegentlich auch geschieht. Es ist aber sehr unwahrscheinlich, dass auf diese Weise das oben umrissene Professionswissen „gehoben“ und in den politischen Diskurs eingebracht werden kann. Zwischen der Interaktionsöffentlichkeit der Face-to-Face-Begegnung mit den Klient_innen und der organisationsinternen Verfahrensöffentlichkeit fungieren die Sozialarbeiter_innen als Gatekeeper, die mit einem gewissen Ermessensspielraum darüber befinden, was in den Berichten und Aktenvermerken überhaupt vorkommt und wie es dann dargestellt wird. Es wäre aber naiv zu glauben, der Ermessensspielraum würde primär zur Kommunikation von Professionswissen genutzt. Die Verfahrensöffentlichkeit dient nicht der Erkenntnis, sondern der Herstellung, Begründung und Legitimation von Entscheidungen. Es liegt daher nahe, Informationen unter strategischen Gesichtspunkten in sie einzuspeisen: Man „bedient“ ein etabliertes Problemmuster, etwa in der Begründung für sozialpädagogische Familienhilfe, auch wenn es im konkreten Fall nicht so recht passt, um eine Hilfe „durchzubringen“, die man mit Blick auf die tatsächliche Problemlage zwar für nötig, aber nicht für genehmigungsfähig hält. Noch verstärkt werden solche Verfälschungstendenzen durch die wachsende finanzielle Abhängigkeit der sozialen Dienste und Einrichtungen von befristeten Förderprogrammen, deren inhaltliche Schwerpunkte sich schneller ändern können als die Lagen der

¹⁵ Vgl. hierzu und zum Folgenden auch Boettner 2015.

Menschen, die die „Stammkundschaft“ der betreffenden Einrichtungen bilden. Folglich besteht auch hier die Gefahr, dass die geleistete Arbeit in der offiziellen Berichterstattung auch dann im Sinne der jeweiligen Förderschwerpunkte interpretiert wird, wenn dem, was tatsächlich erlebt und beobachtet wurde, eine andere Deutung angemessener wäre. Angesichts solcher strategischen und legitimatorischen Zwänge erscheint es uns als nicht sehr wahrscheinlich, dass sich auf der offiziellen Ebene der Organisationen, der Ebene der Verfahrensöffentlichkeit, das Problemwissen der Profession nennenswert artikuliert. Eher schon ist damit im geschützten Rahmen der Supervision, der kollegialen Beratung und überhaupt im informellen Untergrund der kollegialen Beziehungsöffentlichkeiten zu rechnen.

Zusätzlich gebremst wird die Diffusion von Erkenntnissen, die aus Klient_innengesprächen gezogen wurden, durch die spezifischen Beobachtungs-Kommunikationsverhältnisse Sozialer Arbeit. Diese sind – jedenfalls überall dort, wo vorrangig Individualhilfe geleistet wird – ganz überwiegend restriktiv ausgerichtet. Die Weiterverwendung von Informationen, die Klient_innen ihren Sozialarbeiter_innen anvertraut haben, über die von ihnen gemeinsam gebildete Interaktionsöffentlichkeit hinaus ist mit Blick auf das Grundrecht auf informationelle Selbstbestimmung datenschutzrechtlich streng reglementiert. Dieses Recht respektieren heißt, die Klient_innen respektieren, – ganz abgesehen davon, dass die den Klient_innen in Aussicht gestellte Vertraulichkeit deren Bereitschaft sich mitzuteilen wahrscheinlich erhöht und insofern unmittelbar zu einem produktiven Hilfeprozess beiträgt¹⁶. Vertraulichkeit und berufliche Schweigepflicht gelten daher völlig zu Recht in diesem Bereich der Sozialen Arbeit als zentraler Aspekt und Ausweis von Professionalität. Nicht die Erweiterung, sondern die strikte Begrenzung von Öffentlichkeit bildet hier die Leitorientierung. Zwar betrifft dies „eigentlich“ nur personenbezogene Information und nicht die anonymisierbaren und/oder fallübergreifenden Aspekte des in Klient_innen-Gesprächen erworbenen Problemwissens. Wir vermuten aber, dass im Kontext von Individualhilfen die kommunikative Zurückhaltung habitualisiert wird und so den Umgang mit Wissen, das aus Klient_innengesprächen gewonnen wurde, generell prägt.

Die Aufgabe, das sozialpolitisch Relevante vom bloß Privaten zu trennen und es öffentlich zu machen, stellt sich für Sozialarbeiter_innen in der Regel nicht. Der Umgang mit politischen Gremien und Massenmedien wird in den sozialen Organisationen teils als Chefsache betrachtet, teils exklusiv dafür zuständigen Organisationseinheiten und Mitarbeiter_innen überantwortet (van Bebber/Neises 1990, S. 115). Das ist nur in der Gemeinwesenarbeit anders. Dort geht es immer auch darum, öffentliche Aufmerksamkeit für

¹⁶ Ein Aspekt, der allerdings gegenwärtig gegenüber der unsinnigen, aber sehr mediengängigen Formel „Datenschutz ist Täterschutz“ allzu sehr in den Hintergrund gedrängt zu werden droht, so die Kritik von Mörsberger 2009.

Themen herzustellen, die ihrer sachlichen Relevanz nach als „öffentlichen Angelegenheiten“ (public issues) behandelt zu werden verdienen (Boettner 2015, S. 143-193). Die Beteiligung am öffentlichen politischen Diskurs gehört hier unmittelbar zum „Kerngeschäft“. Insofern stellt die Gemeinwesenarbeit im Berufsfeld der Sozialen Arbeit am ehesten ein Milieu dar, das der Herausbildung eines auf Expansion gerichteten kommunikativen Habitus förderlich ist. Trotzdem ist auch die Gemeinwesenarbeit kein kommunikativer Königsweg, wenn es darum geht, professionsspezifisches Problemwissen in den Mega-Arenen von Medien und Politik zur Geltung zu bringen. Zum einen machen die Gemeinwesenarbeit und verwandte Arbeitsformen nur einen recht kleinen Teil der sozialarbeiterischen Praxis aus; der Vorschlag, die „Gemeinwesenorientierung als Arbeitsprinzip“ (Boulet/Kraus/Oelschlägel 1980) zu begreifen und so auf die gesamte Soziale Arbeit auszudehnen, hat sich nicht durchsetzen können, was wegen der gegenläufigen kommunikativen Orientierung im großen Bereich der Individualhilfe nicht wirklich überraschen kann. Zum anderen zielt Gemeinwesenarbeit auch gar nicht darauf ab, das aus der Interaktion mit Klient_innen gewonnene Professionswissen öffentlich zu artikulieren; die Klient_innen selbst sollen in ihrer Rolle als Bürger_innen befähigt werden, mit ihren Anliegen in den öffentlichen Diskurs einzugreifen. Aber nicht, was in Prozessen bürgerschaftlichen Engagements öffentlich artikuliert wird, macht das hier in Rede stehende Professionswissen aus, sondern das, was man daraus lernt, wenn man solche Prozesse moderiert.

7 Ausblick

Eine offensive Beteiligung Sozialer Arbeit an den problemkonstitutiven Diskursen der gesellschaftlichen Makro-Arenen – auch aus ihrem Kerngeschehen, der direkten Interaktion zwischen Sozialarbeiter_innen und Klient_innen heraus – ist wünschenswert, da die Soziale Arbeit hier über eine Wissensquelle verfügt, die so keine andere Profession vorzuweisen hat. Dem Vorhaben, dieses exklusive Professionswissen in die politischen Diskurse einzubringen, stehen aber – jedenfalls im Bereich der Individualhilfen, die faktisch das Gros der geleisteten Sozialarbeit ausmacht – die oben genannten Widerstände entgegen. Soll ein Transfer von den Interaktionsarenen der Fallarbeit zu den Makro-Arenen von Medien und Politik stattfinden, so bedarf es dazu eines geeigneten Zwischenglieds. Dieses Zwischenglied könnte die sozialarbeitswissenschaftliche Praxisforschung sein, indem sie den problemkonstruktiven Aushandlungsprozess zwischen Sozialarbeiter_innen und Klient_innen gleichsam „gegen den Strich“ als Forschungs-/Erkundungsgeschehen auffasst, ihn auswertet, im Hinblick auf die Revision bzw. Neufas-

sung sozialer Problemmuster reflektiert und die Ergebnisse sowohl fach- als auch medienöffentlich als das genuine Expertenwissen der Sozialen Arbeit verfügbar macht. Dazu wiederum bedarf es eines Forschungsinteresses und Forschungsinstrumentariums, das auf „Auswertung“ des Interaktionsgeschehens im Hinblick auf die (weitere) Problemkonstruktion gerichtet ist. Das ist mehr als „Evaluation“ und „Wirkungsforschung“. Wahrscheinlich braucht die Soziale Arbeit für diese Aufgabe, die sie als Disziplin und als Profession herausfordert, auch institutionelle Lösungen, die dem klinischen Bereich der Medizin ähneln. Hier gilt es, Formen zu finden und zu erproben, die ins Berufsfeld passen.

Literatur

- Bank für Sozialwirtschaft (2015): Anteilseigner <https://www.sozialbank.de/anteilseigner/>; [Zugriff: 04.09.2015].
- Bebber, Frank van/Neises, Gerd (1990): Wie sag ich es der Öffentlichkeit? Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im sozialen Bereich. 2. überarb. Auflage, Frankfurt a. M.
- Boeßenecker, Karl-Heinz/Vilain, Michael (2013): Spitzenverbände der Freien Wohlfahrtspflege. 2. überarb. Auflage. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Boettner, Johannes (2015): Ambivalenz der Aufmerksamkeit. Öffentlichkeit, Vertraulichkeit und Diskretion im Berufsfeld der Sozialen Arbeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Boulet, Jaak/Kraus, E. Jürgen/Oelschlägel, Dieter (1980): Gemeinwesenarbeit. Eine Grundlegung. Bielefeld: AJZ.
- Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge: <https://www.deutscher-verein.de/de/wir-ueber-uns-1162.html> [Zugriff: 04.09.2015].
- Groenemeyer, Axel (2010): Doing Social Problems – Doing Social Control. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme in institutionellen Kontexten. Ein Forschungsprogramm. In: Ders. (Hrsg.): Doing Social Problems. Mikroanalysen der Konstruktion sozialer Probleme und sozialer Kontrolle in institutionellen Kontexten. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Hitzler, Sarah/Messmer, Heinz (2008): Gespräche als Forschungsgegenstand in der Sozialen Arbeit. In: Zeitschrift für Pädagogik 54/2, S. 244-260.
- Kallmeyer, Werner (2000): Beraten und Betreuen. Zur gesprächsanalytischen Untersuchung von helfenden Interaktionen. In: ZBBS, 2, S. 227-252.
- Konrad-Adenauer-Stiftung (2015): Freie Wohlfahrtspflege <http://www.kas.de/wf/de/71.10934/> [Zugriff: 29.08.2015].
- Luhmann, Niklas (1973): Formen des Helfend im Wandel gesellschaftlicher Bedingungen. In: Otto, Hans-Uwe/Schneider, Siegfried (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit. Neuwied/Berlin: Luchterhand Verlag.
- Michel-Schwartz, Brigitta (2016): Einleitung: Von der Fachwissenschaft Sozialer Arbeit und ihrer Relationalität zu Bezugswissenschaften – Skizzen einer Beobachtung in drei Unterscheidungen. In: Michel-Schwartz, Brigitta (Hrsg.): Der Zugang

- zum Fall: Beobachtungen, Deutungen, Interventionsansätze. Wiesbaden: Springer Verlag, S. 1-13.
- Michel-Schwartz, Brigitta (2014): Interdependenzen in Abhängigkeiten und Funktionalisierungen: perspektivisch orientierte Beobachtungen zur Entdeckung von Strategien. In: Panitzsch-Wiebe, Marion/Becker, Bjarne/Kunstreich, Timm (Hrsg.): Politik der Sozialen Arbeit – Politik des Sozialen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich, S. 87-95.
- Möbius, Thomas/Sibylle Friedrich (Hrsg.) (2010): Ressourcenorientiert Arbeiten. Anleitung zu einem gelingenden Praxistransfer im Sozialbereich. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mörsberger, Thomas (2009): „Kindeswohl“ wird zum Schlagwort. Es dominiert Aktionismus. Zur Entwicklung des Kinderschutzes in Gesetzgebung und Praxis. Ein Zwischenruf. In: RdJB, 1, S. 34-43.
- Nothdurft, Werner (1984): „...äh folgendes Problem äh...“. Die interaktive Ausarbeitung „des Problems“ in Beratungsgesprächen. Tübingen.
- Pabst, Stefan (1996): Sozialanwälte. Wohlfahrtsverbände zwischen Interessen und Ideen. Augsburg: Maro.
- Scherr, Albert (2001): Soziale Arbeit und die nicht beliebige Konstruktion sozialer Probleme in der funktional differenzierten Gesellschaft. In: Soziale Probleme. Zeitschrift für soziale Probleme und soziale Kontrolle, 12. Jahrgang, 1-2, S. 73-94.
- Schetsche, Michael (2014): Empirische Analyse sozialer Probleme. Das wissenssoziologische Programm. 2. Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schröder, Peter (1985): Beratungsgespräche. Ein kommentierter Textband. (Forschungsberichte des IDS, Bd. 59, Tübingen.
- Schütze, Fritz (2000): Schwierigkeiten bei der Arbeit und Paradoxien des professionellen Handelns. Ein grundlagentheoretischer Aufriss. In: ZBBS, 1, S. 49-96.
- Sidler, Nikolaus (1999): Problemsoziologie. Freiburg i.B.: Lambertus.
- Sidler, Nikolaus (1989): Am Rande leben – abweichen – arm sein. Konzepte und Theorien zu sozialen Problemen. Freiburg i.B.: Lambertus.
- Spieß, Walter (1998): Die Logik des Gelingens. Lösungs- und entwicklungsorientierte Beratung im Kontext von Pädagogik. Dortmund: Borgmann

Michael Domes und Juliane Sagebiel

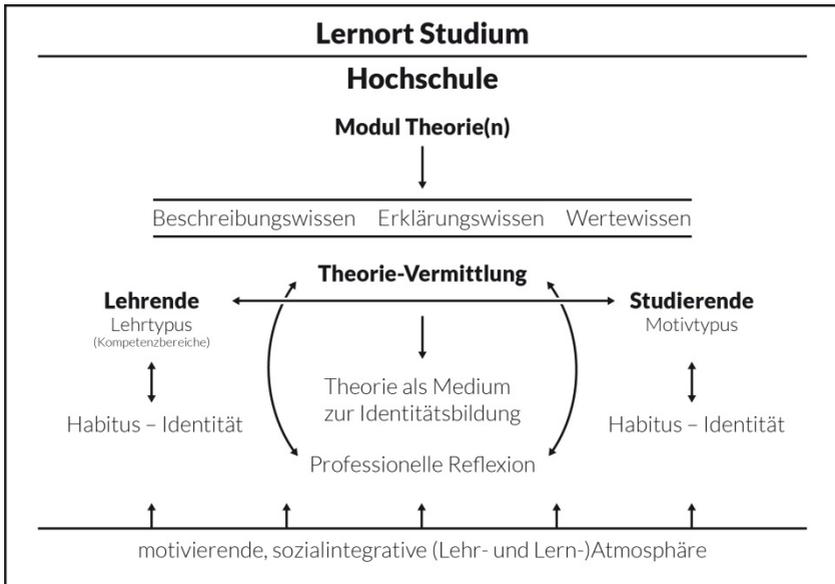
Theorie als Medium zur Identitätsbildung – die Bedeutung der Person des/der Lehrenden in der Vermittlung von Theorien der Sozialen Arbeit

Immer noch ist die Frage, was den Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit als Praxis (Profession) wie Wissenschaft (Disziplin) kennzeichnet, sowie ihre Funktionsbestimmung in der aktuellen wissenschaftlichen Diskussion umstritten (vgl. May 2010, S. 243-255; Wendt 2009, S. 219-230). Die Theoriediskussion wie -produktion ist bei weitem nicht abgeschlossen und findet aus unterschiedlichen Perspektiven statt (vgl. Lambers 2012; Mührel-/Birgmeier 2011; May 2010; Vahsen/Mane 2010; Wilken/Thole 2010; Birgmeier/Mührel 2009, Engelke/Borrmann/Spatscheck 2009). „Vorerst kann man sich innerhalb der Sozialen Arbeit des Eindrucks nicht erwehren, als wäre im Zusammenhang mit der Theoriefrage nichts klar (...).“ (Rauschenbach/Züchner 2012, S. 153) Häufig bestimmen Distinktionen den Diskurs. Ob dieser Widerstreit in der Professionalisierungsdiskussion um Disziplin und Profession zielführend ist (vgl. Hammerschmidt/Sagebiel 2010), bleibt zu fragen.

Die unterschiedlichen theoretischen Zugänge und Positionen werden im vorliegenden Band bereits ausführlich dargestellt und diskutiert. Wir wollen in unserem Beitrag einen anderen Schwerpunkt legen und konzentrieren uns im Bedingungs- und Interdependenzgefüge Sozialer Arbeit auf den Lernort Studium und hier insbesondere auf die Person des/der Lehrenden als Theorievermittler_in (vgl. Abb. 1).

Unser Beitrag geht von der These aus, Theorie als konstitutives Element professioneller Identität zu bezeichnen und fragt, wie Theorie als Medium der Identitätsstiftung in Lehr-Lernsituationen im Studium vermittelt und durch Lehrende kommuniziert werden kann. Geschieht dies nicht hinreichend, bleibt das theoretische Wissen den Studierenden und Studienabgänger_innen äußerlich und kann nicht zu einer gelebten professionellen Identität, die quasi flüssig und lebendig (vgl. Fischer 2011, S. 5-7) ist, beitragen.

Abb. 1: Lernort Studium (Eigene Darstellung)



Die Autor_innen dieses Beitrages sind seit Jahren Lehrende von klassischen und zeitgenössischen Theorien der Sozialen Arbeit. Aus unserer Erfahrung hängt die Motivation und Begeisterung der Studierenden, sich im ersten Studienabschnitt mit „unpraktischem, abstraktem Wissen“ zu befassen, darin einen Sinn zu erkennen und die Beschäftigung mit Theorien spannend und anregend zu erleben, stark von der Art und Weise und der Haltung ab, wie der/die Lehrende den Studierenden begegnet und den Stoff vermittelt. Gelingt eine anregende Vermittlung, internalisieren die Studierenden das theoretische Wissen und entwickeln Reflexionskompetenz i. S. „einer sozialarbeitswissenschaftlichen Kompetenz der theoretisch begründeten Deutung sozialer Wirklichkeit“ (Schneider 2012, S. 278). Dieses theoretische Wissen bildet den Gegenpol zu Alltagswissen, persönlichen Überzeugungen und Interpretationsmustern, mit dem die Studierenden in die Lehrveranstaltungen eintreten. Diesen Denkmodus über Fragen an die Reichweite alltagsbezogener Deutungen zu irritieren, kann die Reflexion über die Entstehung und Bearbeitung sozialer Probleme auf ein qualitativ neues Niveau heben, kann ein Denk-Erlebnis initiieren, das herausfordert, Aussagen zu begründen und den Denkprozess nachvollziehbar zu beschreiben.

Vor diesem Hintergrund fragen wir nach der Bedeutung, Umsetzung und auch der „Wirkung“ von Theorie-Vermittlung in der Ausbildung der Sozialen

Arbeit und nehmen dabei besonders die Lehrenden und deren personale, soziale, didaktische und organisatorische Kompetenzen in den Blick. Diese verkörpern einen bestimmten Lehrtypus, der im Idealfall die Aneignung von Disziplin- und Professionstheorien in der Weise ermöglicht, dass dieses Wissen als zentrale Komponente professioneller Identität von Studierenden verinnerlicht werden kann.

Dabei sind wir uns bewusst, dass wir mit der Beschränkung auf diese subjektorientierte Perspektive strukturelle Bedingungen zur Identitätsbildung wie den hochschulpolitischen Kontext, die Bologna-Reformen mit ihrer stärkeren Verschulung des Studiums und der Ausrichtung auf eine Qualifikation zur Erreichung der Berufsfähigkeit (Employability), Studienordnungen und curriculare Arrangements (Becker-Lenz et al. 2012, S. 26) weitgehend ausblenden.

Der hohe Stellenwert von wissenschaftlichem Wissen (Theorie) für das Konzept der Professionalität von Sozialarbeitenden wird in der Literatur nicht angezweifelt. Aber WER vermittelt dieses Wissen und WIE wird Theorie-Vermittlung zu einem auf- und anregenden Erlebnis für Studierende? Wie kann eine (kognitive) Identitätsbildung stärker gefördert werden? Oder anders gefragt: Wie wird auch Theorie sinnlich erfahrbar, so dass sich Aneignungsprozesse bei Studierenden nicht nur auf die sinnlich erfahrbare Praxis begrenzen und beschränken (vgl. auch Harmsen 2014, S. 119-127)?

Die Person des/der Lehrenden erscheint als eine Leerstelle, ein „weißes Blatt“ in der Disziplin Sozialer Arbeit. So finden sich im Band von Engelke „Soziale Arbeit als Ausbildung: Studienreform und -modelle“ (1996a) nur an zwei Stellen Aussagen zu den Lehrenden Sozialer Arbeit. Lehrende haben demnach hinsichtlich des (exemplarischen) Lehrens und Lernens eine Modellfunktion (vgl. Engelke 1996c, S. 299). Aber diese Funktion bleibt unbestimmt. „Obgleich die Lehrenden eine tragende Rolle in der Ausbildung haben, sind sie unbekannte Wesen.“ (Engelke 1996b, S. 14)

Auch bei Klüsche (2003) fehlen in seinem Beitrag „Theorieentwicklung in der Sozialen Arbeit als Baustein des Identitätsbewußtseins von Sozialarbeitern/Sozialpädagogen“ Aussagen zur Frage der Vermittlung von Theorie bzw. der Bedeutung von Lehre oder gar der Person des/der Lehrenden (vgl. Klüsche 2003, S. 129-149).

Im Sammelband von Buttner „Das Studium des Sozialen. Aktuelle Entwicklungen in Hochschule und sozialen Berufen“ (2007) bleiben die Aussagen zu Lehrenden ebenfalls sehr verkürzt und nur marginal. Terbuyken stellt im Hinblick auf die Qualität der Ausbildung fest: „Forschungsbasierte Sachkompetenz, Leidenschaft fürs Fach, Begeisterung für Lehr-/Lernprozesse und interdisziplinäre Kooperationskompetenz und daraus resultierende Verunsicherungsbereitschaft bei den Hochschullehrer_innen sind m. E. zentrale Faktoren für das Erreichen guter Lehr-/Lernergebnisse.“ (Terbuyken 2007, S. 61) Aufspurg nimmt wieder Bezug zur Modellfunktion Lehrender, gerade im

Hinblick auf die Förderung von personalen und sozialen Kompetenzen. Diese gelingt, „wenn die Studierenden diese Kompetenzen auch bei den Lehrenden erleben, sprich, wenn ihnen gelingende Teamarbeit, Eigeninitiative und Austausch vorgelebt werden.“ (Auspurg 2007, S. 211)

Dieses „weiße Blatt“ versuchen wir mit unserem Beitrag zu „beschreiben“. Ausgehend von unseren Lehrerfahrungen erfolgt zu Beginn eine kurze Darstellung der theoretischen Konstrukte Identität und Habitus, um dann Theorie-Vermittlung als auf- und anregendes Erlebnis zu konzipieren. Hierzu entwickeln wir einen Lehrtypus, der in einer sozialintegrativen Lernatmosphäre identitätsstiftend wirken kann.

Von Studierenden der Sozialen Arbeit kommt in Theorieseminaren nicht selten die Frage auf: „Warum müssen wir Theorien lernen, was bringt uns das für die Praxis?“ Verbreitet sind auch Aussagen wie: „Theorien liegen mir nicht, ich bin eher ein praktischer Mensch.“ Aufgrund dieser Haltung nehmen Studierende die Stoffvermittlung in Theorieseminaren als trocken, langweilig, überflüssig und nicht praxisrelevant wahr. Hingegen rangieren Projekte und Methodenseminare, von denen sie sich einen direkten Nutzen für die Praxis versprechen, weitaus höher in der Beliebtheitskala. Die Antworten der Lehrenden auf die Frage nach dem Nutzen von Theorien lauten dann z. B.: „Theorien der Sozialen Arbeit bilden die Grundlage für professionelles, methodisches Handeln“ oder „Theorien sind identitätsstiftend für die Profession“ oder, mit Blick auf die Geschichte, „die Theorien über den Gegenstand der Sozialen Arbeit bilden Beschreibungen und Erklärungen ab, warum es soziale Probleme gab und nach wie vor gibt und wie sie bewertet und bearbeitet werden könnten“. Doch all diese vernünftigen, inhaltlich stichhaltigen Antworten erreichen die Studierenden nur wenig, denn sie tragen kaum dazu bei, Motivation und Begeisterung für hochschulische Theorie-Vermittlung bei ihnen zu wecken. „Vielmehr äußert sich das Verhältnis zu den theoretischen Referenzsystemen der Disziplin in einer Ignoranz gegenüber sozialpädagogischer, sozial- oder erziehungswissenschaftlicher Literatur“ (Ackermann 2000, S. 8f.). Lerntheoretisch gesprochen bleiben die Antworten und schließlich auch die Theorien den Studierenden äußerlich. Eine Chance zur Verinnerlichung i. S. einer Identifikation mit der Profession und ihren kognitiven Wissensbeständen und Wertorientierungen könnte dann bestehen, wenn der/die Lehrende sich als Angehöriger/e der Profession identifiziert und diese Identität authentisch, engagiert und didaktisch anregend vermitteln kann, z. B. durch praktische Übungen zum Wissenstransfer über Fallbeispiele oder indem er/sie eigene Erfahrungen aus der Praxis oder Forschung beschreibt und die Bedeutung theoretischen Hintergrundwissens aufzeigt oder erläutert, wie er/sie in interprofessionellen Teams fachlich die Position der Sozialen Arbeit vertritt.

Damit ergibt sich als ständige Herausforderung die Frage, wie Lehrende die Ausbildung eines professionellen Habitus/einer professionellen Identität,

der/die auch theorieaffiziert ist, fördern und anregen können angesichts der Tatsache, dass „(d)as Studium nicht die zentrale sozialisatorische Instanz beruflicher Identitätsbildung (ist) (...)“ (Ackermann 2000, S. 10) und „(...) Theorieveranstaltungen an den Identitätsbildungsprozessen vorbeigehen, weil sie dafür (noch!) kein Angebot sind (...)“ (Busse/Ehlert 2011, S. 214)

1 Identität

Studierende der Sozialen Arbeit treten ihr Studium mit unterschiedlichen Motivationen an, doch was sie eint, ist das Bedürfnis, etwas zu werden, jemand zu sein, der sich von anderen mit seiner fachlichen Expertise unterscheidet und anerkannt wird. Sie wollen Sozialpädagog_innen bzw. Sozialarbeiter_innen werden und später als solche für andere erkennbar sein, abgesehen von den Studierenden, die das Studium als Sprungbrett für andere Studiengänge wählen. „Und, was noch wesentlicher für einen gelungenen Identitätsprozess ist – ob man auch mit dem, womit man möglicherweise identifiziert wird, auch selbst identifiziert ist“ (Becker-Lenz et al. 2012, S. 19). Denn Identitätsbildung ist immer ein Balanceakt in der Spannung zwischen eigenem Selbstbild und den Erwartungen der Umwelt – ein fortwährend mühsamer und widerspruchsvoller Prozess der Passung zwischen innen und außen. In diesem Sinn ist berufliche Identität immer eine vorläufige Kompromissbildung zwischen professionellem Eigensinn und der Anpassung an die Anforderungen der Umwelt (vgl. Sagebiel/Vlecken 2005, S. 225). Soziale Arbeit findet unter den strukturellen und soziokulturellen Bedingungen postmoderner Individualisierungs- und Differenzierungsprozesse statt. Sie ist in ihrer Existenz abhängig von sozioökonomischen und sozialstaatlichen Ressourcen und muss sich vor dem Hintergrund ihrer historischen Entwicklung mit den gegebenen strukturellen Prämissen auseinandersetzen, also Bedingungen aushandeln, die es ihr ermöglichen, ihre Arbeit professionell zu konzipieren und auszuführen. Es gilt, eine Balance zu finden zwischen den subjektiven, biografisch begründeten Identitätsvorstellungen und Karrierewünschen, der durch die Ausbildung vermittelten und in der Organisation erwarteten professionellen Identität und den Erwartungen, die andere Professionen, Hilfesysteme und Klientensysteme an diese Profession stellen. Eine Profession zeichnet sich durch drei Ausprägungen von Identität aus: einer historischen, einer sozialen und einer kollektiven Identität (vgl. Wendt 1995, S. 18), die aus der Selbstzuschreibung ihrer Mitglieder und aus Fremdzuschreibungen der Umwelt gebildet wird. Ein solcher Identitätsprozess kann nur gelingen, wenn eine Profession über ein fundiertes Wissen darüber verfügt, was ihr Gegenstand, ihr wissenschaftliches Erklärungs- und Beschreibungswissen sowie ihr Handlungswissen ist, auf welche Werte sie sich bezieht, welche Zuständig-

keit sie beansprucht, was sie leisten kann und was nicht und was sie schließlich von anderen Professionen unterscheidet.

Bei der Suche und dem Ringen um die eigene Identität kann die Soziale Arbeit auf eine lange Tradition verweisen, die reflexive wie diskursive Dauerschleife um die eigene Identität (vgl. Becker-Lenz et al. 2012, S. 20) scheint ein nicht enden wollendes Projekt der Selbstbeschäftigung zumindest im deutschsprachigen Raum zu sein. Staub-Bernasconi (2010, S. 115) stellt im internationalen Vergleich fest, dass die Diskussion „auf dem Niveau der 60er Jahre des letzten Jahrhundert stecken geblieben ist“, Sommerfeld (2010, S. 29) spricht von einer überdehnten, pubertär anmutenden Diskussion und fordert, die Soziale Arbeit möge endlich erwachsen werden. Kleve (2000, S. 9) geht in seiner postmodernen Professionstheorie sogar so weit, der Sozialen Arbeit Identitätslosigkeit zu attestieren. Selbstkritik und Selbstzweifel in Disziplin und Profession haben vielfältige Gründe, die auch den Studierenden schon zu Beginn des Studiums bewusst sind: Bezogen auf die Profession sind das ihr vergleichsweise geringer Status, die mangelnde Anerkennung durch andere Professionen, die sich anmaßen zu bestimmen, „was Soziale Arbeit ist und welche Aufgaben sie zu erfüllen hat“ (Lorenz 2006, S. 7) wie auch der (zunehmende) Druck des leitenden Prinzips des ökonomischen Nutzens. Hinsichtlich der Disziplin sind die Gründe vor allem: die Anfechtungen und Platzzuweisungen durch andere Disziplinen, die institutionelle Nachordnung im akademischen Feld, der ungeklärte disziplinäre Kern (Gegenstand), die uferlose Frage nach dem notwendigen disziplinären Wissen, die Rolle der Bezugswissenschaften und die Diversifikation und Unübersichtlichkeit der curricularen Angebote im Zuge der Bologna Reform (vgl. Becker-Lenz et al. 2012, S. 24).

Nun können diese Fakten bezogen auf die Selbstwahrnehmung und die Identitätsausbildung als Hindernisse betrachtet und entsprechend den Studierenden vermittelt werden, was unweigerlich zur Identitätsdiffusion bei den Studierenden führt. Oder man interpretiert sie als Reichtum einer identitätsstiftenden, transdisziplinären Wissenschaft mit eigener Geschichte, eigenen Fragestellungen und spezifischer Forschungsorientierung, dann kann diese Perspektive in eine Identifikation mit der Profession münden. Die Vermittlung theoretischen Wissens, insbesondere der hier in Rede stehenden Theorien der Sozialen Arbeit erhält vor diesem Hintergrund eine zentrale Bedeutung für die Identitätsentwicklung. „Sie leisten einen empirisch fundierten Beitrag zu(r) professionellen Identitätskonstruktion und stellen zudem ein Bindeglied zum ‚berufsspezifischen Fallseminar‘ und den ‚supervisionsorientierten Verfahren‘ dar.“ (Harmsen 2012, S. 138) Um der Fremdbestimmung durch andere Akteure außerhalb der Profession entschieden entgegenzutreten können, braucht es profunde Kenntnisse über die Geschichte, ihre Protagonist_innen und ihre theoretischen Konzepte. Theoretisches Wissen ist die zentrale Grundlage, um den Auftrag der Sozialen Arbeit professionell umzu-

setzen, um wirksam Tatsachen, die nicht so sind, wie sie sein sollten, zu erkennen, zu erklären und unter Einbindung von Werten zum Besseren zu verändern. Das setzt die Anwendung der Regeln wissenschaftlichen Denkens und Arbeitens voraus. Staub-Bernasconi fordert daher, Professionelle müssen ihr Handeln wissenschaftlich und (berufs-)ethisch begründen können. Wer dazu nicht in der Lage ist, weiß nicht, wer er ist. Mehr noch: „Wer (sich) nicht selbst definiert, wird definiert“ (Staub-Bernasconi 2010, S. 121).

Wenn, wie Becker-Lenz et al. feststellen, die Hochschule ein intermediärer Raum ist, in dem die Studierenden mit widersprüchlichen Identitätsangeboten konfrontiert werden, stellt sich die Frage nach geeigneten Lern- und Lehrarrangements, die den Prozess reflexiv und argumentativ stützen und begleiten (vgl. Becker-Lenz et al. 2012, S. 23-24). Ein Blick in die Literatur zeigt, dass die Fragestellung nach geeigneten curricularen Settings der Vermittlung von Theorie und Praxis von mehreren Autor_innen aufgegriffen wird (siehe den Überblick in Becker-Lenz et al. 2012). Was jedoch in der gesamten Diskussion nicht in den Blick rückt, ist der/die Lehrende und sein/ihr Persönlichkeitsprofil i. S. pädagogischer Kompetenz in Passung zu den konkreten Anforderungen in der Lehr-Lernsituation. Diese Kompetenz der Lehrperson verhält sich komplementär zu den Aneignungskompetenzen und Motivlagen der Studierenden und der Sinnstruktur des Lehr-Lernsettings.

2 Lehrtypus – der/die Lehrende als identitätsstiftendes Modell

Wir werden im Folgenden der Frage nachgehen, wie sich die Nahtstelle zwischen den konkreten Anforderungen des Lernfeldes (Theorieseminar an der Hochschule), der Motivationsstruktur der Lernenden und den subjektiv-anthropologischen Bedingungsfaktoren (Erfahrung, Motivation, Wissen, Werteorientierung und Emotion) des Lehrenden im Sinne eines lernfeldbezogenen Persönlichkeitsprofils schließen lässt. Dafür wird ein Konstrukt eingeführt und begründet, über das sich Kontext (Objektives) und Kompetenz (Subjektives) dialektisch verknüpfen lassen. Pädagogisch-didaktische Kompetenzen können präziser bestimmt werden, wenn die Situation, in der gelehrt und gelernt wird, auf ihren Sinn und ihre Bedeutung hin rekonstruiert wird. Professionalität als person- und situationsadäquates Handeln in der Lehre steht komplementär zu den Aneignungskompetenzen der Studierenden und der Sinnstruktur des Interaktionszusammenhangs, d. h. pädagogische Kompetenz ist relational zum pädagogischen Relevanzbereich, in dem bestimmte Kräfte (erwartete Leistungen, soziale Anerkennung etc.) und Schemata (zeitliche, räumliche, organisatorische Rahmenbedingungen) wirken, zu konzipieren. So unterscheiden sich die Sinnstruktur, die Erwartungen der Studierenden

den und die Lehrkompetenzen in Theorieseminaren von praxisorientierten oder gar selbsterfahrungsbezogenen Lehrveranstaltungen. Für eine anregende Theorievermittlung wird fachliche Expertise, Medienkompetenz und eine klare Strukturierung der Inhalte erwartet, während in Praxis- und Selbsterfahrungsseminaren (Beratung, Gruppenleitung etc.) eher therapeutische, emphatische und Prozessbeobachtungsfähigkeiten im Vordergrund stehen. Auch die Wirkungsrichtung des Lerngeschehens erhält eine andere Interaktionsstruktur und Deutung des Lerngeschehens. Sie zielt auf Einwirkung von außen, während personenzentrierte Seminare auf Binnenwirkung ausgerichtet sind. In Theorievermittlungsseminaren wird die Spannung über die Attraktivität der Themen hergestellt – Lehren als Einflussnahme. Während in Veranstaltungen, die auf Binnenwirkung abzielen, die Spannung durch die Betonung gruppenbezogener und/oder personenzentrierter Lernformen erzeugt wird – Lehren als Förderung von Wachstumsprozessen und Ausbildung methodischer Fähigkeiten (vgl. Schäfer 1984, S. 55f.). *Die Kernfrage lautet also: Welche fachlichen, didaktischen, organisatorischen, sozialen und personalen Kompetenzen erweisen sich in Übereinstimmung mit der Motivation und dem Verhalten der Studierenden im Kontext von Theorieseminaren als lernförderliche und identitätsstiftende Kompetenzen?*

In Lehrveranstaltungen zu Theorien der Sozialen Arbeit werden die Studierenden mit neuen Themen, Perspektiven und ihnen unvertrauten Denkooperationen und Reflexionsmöglichkeiten konfrontiert. Die Dynamik des Kräftefeldes beruht auf der Diskrepanz zwischen alltäglichen Wissensstrukturen und systematisch gegliedertem und wissenschaftlich begründetem Wissen. Von Seiten der Studierenden darf die Bereitschaft erwartet werden, Neues zu erfahren, alte Denkmuster zu hinterfragen, Fragen zu stellen und soziale Probleme aus verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Die Spannung entsteht über die Attraktivität der zu bearbeitenden Theorien. Lässt die Spannung nach, sinkt die Motivation der Studierenden, nicht selten mit der Konsequenz, dass sie „aussteigen“. Kann jedoch die Spannung atmosphärisch durch die Lehrperson gehalten werden, ist die Chance ungleich höher, Aufmerksamkeit und Neugier zu erzeugen, wenn z. B. der/die Lehrende seine Begeisterung und Freude an theoretischem Wissen zeigt, wenn er/sie beschreibt, welche Schwierigkeiten er/sie selbst hatte, sich eine bestimmte Theorie anzueignen: „Mir fiel es anfangs auch schwer, die Systemtheorie von Luhmann zu begreifen.“ Und vor allem gilt es, die Studierenden zu ermutigen, Fragen zu stellen, nach dem Motto: „Es gibt keine dummen Fragen“.

3 Person und Kontext = Habitus und Lehrtypus

Professionalität in der Lehre ist nicht als Faktorenbündel einzelner, getrennter Kompetenzbereiche wie fachliche, soziale, organisatorische und didaktische Kompetenzen zu interpretieren, sondern als ausbalancierte, atmosphärische Ausgewogenheit in einem bestimmten sozialen Feld mit spezifischer Lerndeutung, die über die Person des Lehrenden kompetent hergestellt wird. Über diese Argumentation kann Persönlichkeit als Integrationsinstanz in der Lehr-Lernsituation gedeutet werden, über die das kreative Zusammenspiel aller Kompetenzbereiche sinnhaft verkörpert wird. Um Professionalität als Integrationsphänomen von Kompetenz (subjektive Handlungsmöglichkeiten) und Kontext (Anforderungen des Lehr-Lernfeldes) zu definieren, bietet die Habitus-theorie von Bourdieu einen geeigneten Rahmen (vgl. Sagebiel 1994, S. 302). Der Habitus verweist auf die Relation zwischen konkretem, verinnerlichtem Verhalten und objektiven, historisch gewachsenen Strukturen. „... der Habitus (wird) als ein zwar subjektives, aber nicht individuelles System verinnerlichter Strukturen, als Schemata der Wahrnehmung, des Denkens und Handelns angesehen (...), die allen Mitgliedern derselben Gruppen oder Klasse gemein sind.“ (Bourdieu 1979, S. 187) Nach Bourdieu konstituiert sich der Habitus, „indem ein Individuum die objektiven Strukturen seiner sozialen Umgebung verinnerlicht (Interiorisierung der Exteriorität), wodurch Habitusformen ausgebildet werden, die ihrerseits wiederum Praxis stiften (Exteriorisierung der Interiorität)“ (Becker-Lenz et al. 2012, S. 16). Der Begriff ist geeignet, die Entstehung von Handlungsmustern und -orientierungen, die bestimmten Berufsgruppen anhaften, zu erklären. Damit wird das beobachtbare Phänomen beschrieben, dass eine Tätigkeit oder ein Beruf Prägungen in der Persönlichkeit hinterlässt, die trotz aller individuellen Unterschiede als typische Eigenschaften mit einer bestimmten Berufsgruppe in Verbindung gebracht werden als Identifikation mit der Berufsrolle. Diese Ähnlichkeiten markieren einen sozialen Raum, der sich fortlaufend über den Habitus reproduziert und Habitus generiert. Er versetzt die Angehörigen der klassischen Professionen (Ärzte, Rechtsanwälte u. a.) wie auch der professionalisierungsbedürftigen Berufe, zu denen auch die Soziale Arbeit zählt, in die Lage, in unsicheren Situationen handlungsfähig zu bleiben und Entscheidungen zu treffen, „die nicht allein auf der Grundlage von Wissen oder formalen Kriterien getroffen werden können“ (Becker-Lenz et al. 2012, S. 17). Für die Soziale Arbeit werden von verschiedenen AutorInnen Formen eines professionellen Habitus konzipiert (vgl. Nagel 1997; Bohler 2006; Becker-Lenz/Müller 2009; Schallberger 2009). Gemeinsam ist ihnen, „dass sie von der berufspraktischen Notwendigkeit der Verinnerlichung bestimmter Kompetenzen und Haltungen ausgehen“ (Becker-Lenz et al. 2012, S. 18). Für die für uns relevante Frage nach der Vermittlung von Kompetenzen zur Aneignung

nung und Entwicklung professioneller Identität gewinnen neben curricularen Lernarrangements somit die Persönlichkeit des Lehrenden und der von ihr verkörperte professionelle Habitus an Bedeutung.

Im Folgenden soll das Konstrukt eines Lehrtypus eingeführt und begründet werden, indem der Begriff Typus erläutert und im Sinne des Habituskonzepts präzisiert wird. Er bezeichnet die Relation von konkretem Anforderungsprofil in Theorieseminaren und individuellen Dispositionen, Handlungsmustern und -orientierungen. Im Anschluss daran werden die spezifischen Merkmale eines Theoriemoduls mit einem kontextbezogenen Kompetenzprofil verknüpft, der sich im Lehrtypus konkretisiert.

Der Begriff Typus wird hier in Anlehnung an den von Max Weber entwickelten Idealtypus verwandt zur Erfassung der Charakteristika sozialer Phänomene und Handlungsmotive. Er dient als Hilfsmittel zur Unterscheidung und zur Theoriebildung, indem von Zufälligkeiten und peripheren Merkmalen wie auch von einseitiger Übersteigerung abgesehen und vielmehr Abstraktion angestrebt wird (vgl. Lamnek 1987, S. 250). Über die Definition eines Idealtypus kann eine Analyse des untersuchten Kontextes, hier der Lehr-Lernsituation, erfolgen. Darin liegt die Stärke des Konstrukts, das professionelle Agieren des/der Lehrenden in einer bestimmten sozialen Situation auf die ihr innewohnenden Strukturmerkmale in abstrakte, wirklichkeitsklassifizierende Kategorien hin zu ordnen. Der Lehrtypus als Bindeglied zwischen dem objektiv vorfindlichen Lehr-Lernfeld und das es kennzeichnende Anforderungsprofil sowie die Subjektivität des/der Dozent_in als Verkörperung individuell angeeigneter und verfestigter Handlungsorientierungen und -muster entsprechen dem Sinne nach dem Habituskonzept von Bourdieu.

Die hier zu stellende Frage ist, welcher Lehrtypus in Passung zu den Anforderungen und Erwartungen eines Seminars steht, in dem über die Vermittlung von Theorien der Sozialen Arbeit oder der Professionalisierungsdiskussion Identitätsbildung angeregt und unterstützt wird. Welche Fähigkeiten, individuellen Dispositionen, berufliche und wissenschaftliche Sozialisation, welches Erfahrungsrepertoire und welche Haltungen können als lernförderliche, pädagogische Kompetenzen zur Illustration eines passenden Lehrtypus interpretiert werden?

Da die Struktur des Lernfeldes (Modul Theorien der Sozialen Arbeit) den Handlungsspielraum des/der Dozent_in, mithin seinen/ihren Habitus und die Erwartungen und Beteiligungsmöglichkeiten der Studierenden am Lerngeschehen bestimmt, ist es notwendig, zunächst die Qualifizierungsziele eines (fiktiven) Wissenschaftsmoduls im grundständigen Studium zu beschreiben.

- Die Studierenden gewinnen einen Überblick über die historische und aktuelle Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und Wissenschaftsdisziplin.
- Sie kennen die Grundbegriffe und Paradigmen der Disziplin und können den Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit beschreiben.

- Sie sind mit der Konzeption der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft vertraut.
- Sie können die theoretischen Inhalte kritisch-reflektieren und diese auf die Beschreibung, Erklärung und Bewertung sozialen Probleme anwenden.
- Sie entwickeln ein Selbstbild zur Profession und können theoretisches Wissen aus den Bezugsdisziplinen verknüpfen und auf den Gegenstand der Sozialen Arbeit beziehen.

Aus der Beschreibung der Lernziele wird deutlich, dass es sich in dieser Art von Seminaren primär um einen von außen einwirkenden Wissenstransfer und eine theoretisch begründete Deutung sozialer Wirklichkeitsausschnitte handelt (vgl. Schneider 2012, S. 278). So kann die aktuelle Situation der Flüchtlinge, die nach Deutschland kommen, sozialpolitisch, ökonomisch, machththeoretisch, soziologisch und sozialarbeitswissenschaftlich wie auch ethisch aus unterschiedlichen theoretischen Perspektiven beschrieben und erklärt werden. Der Handlungsrahmen des Moduls bewegt sich zwischen der Aneignung theoretischen Wissens und der Einübung sozialwissenschaftlichen Denkens sowie der Ausbildung von Reflexionskompetenz. Als Metaziel kann die Herausbildung einer Identifikation mit der beruflichen Identität genannt werden, d. h. von Wissen als erwartbare Expertise für die Beschreibung, Erklärung, Bewertung und Bearbeitung von praktischen Problemen. Das für diese Lernform typische Spannungsgefälle zwischen innen und außen leitet sich über die Attraktivität des Themas i. S. intrinsischer Motivation ab, zwischen der lernförderlichen Diskrepanz von alltagsbezogenem Vorwissen und strukturierter Wissensaufbereitung. Gelingt es, diese produktive Spannung zu erzeugen und atmosphärisch aufrechtzuerhalten, kann im Verlauf des Seminars das Alltagswissen der Studierenden problematisiert und in wissenschaftliches Denken und Begründen transferiert werden. Darüber hinaus können Anregungen zur Weiterbeschäftigung mit dem Thema angeboten werden. Auch die gängige Motivation „helfen zu wollen“ könnte sich zugunsten einer differenzierten, professionellen Betrachtung entwickeln angesichts der Komplexität sozialer Probleme und ihrer theoretischen Beschreibungsformen – mithin ein Schritt zur Ausbildung beruflicher Identität.

Für diese Lehr-Lernform möchten wir den Lehrtypus des/der *motivierenden, identitätsstiftenden Wissensvermittlers/Wissensvermittlerin* vorschlagen. Das Kompetenzprofil dieses Lehrtypus lässt sich idealtypisch auf fünf Ebenen wie folgt beschreiben:

Fachliche Kompetenz: Sie bezieht sich auf aktuelles, theoretisches Wissen aus den Sozialwissenschaften und der Sozialarbeitswissenschaft, auf historisches Hintergrundwissen, aktuelle sozialpolitische Fragestellungen und Herausforderungen, theoriegeleitetes Reflexionsvermögen und den Transfer theoretischen Beschreibungs- und Erklärungswissens auf konkrete soziale

Handlungskontexte (Fallbeispiele). Zudem bezieht sie sich auf Wertewissen und aktuelle Diskurse in und um die Wissenschaft Soziale Arbeit.

Didaktische Kompetenz: Kontextbewusstsein bildet die Voraussetzung, didaktisches Handeln in ein gelungenes Passungsverhältnis zu bringen. Der/die Lehrende sollte sich der Wirkungsrichtung des Seminars bewusst sein, um seine/ihre didaktischen Interventionen der Zielspannung entsprechend akzentuieren zu können. Er/sie braucht Orientierungswissen, um das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden und Strukturierungsfähigkeit, um den Studierenden vor allem zu Beginn der Lehrveranstaltung einen Überblick zu geben, „was hier Sache ist“ (Sagebiel 1994, S. 347), was von den Teilnehmer_innen an Leistung erwartet wird und wie die Anforderungen mit seiner/ihrer Unterstützung bewältigt werden können. Um die Studierenden ins Boot zu holen, ist es wichtig, die Differenz von Wissen und Nichtwissen zu erkunden, ihre Erfahrungen und Kenntnisse zu eruieren, diese in das Lerngeschehen einzuflechten – die Studierenden somit ernst zu nehmen. Das setzt beim Dozenten in eine Fähigkeit zur sozialen Wahrnehmung voraus. Ein zentraler Aspekt didaktischer Kompetenz des/der motivierenden Wissensvermittler_in ist die Verständlichkeit der Sprache und die langsame Hinführung zum Verständnis wissenschaftlicher Texte. Ein Wechsel der Präsentationsformen hält die Spannung der Lehrveranstaltung aufrecht und fördert die Motivation und das Interesse der Studierenden, sich mit den theoretischen Inhalten zu beschäftigen. Um die theoretische Debatte greifbarer zu machen, ist der Einsatz von Videosequenzen (z. B. mit Vorträgen von Thiersch und Staub-Bernasconi) hilfreich, da Studierende so unterschiedliche Expert_innen mit ihrem Habitus „quasi live“ erleben können. Die meisten Studierenden kennen diese Theoretiker_innen wenn überhaupt bisher nur aus der Literatur. Über Vorträge oder Interviews entsteht eine Nähe und sinnliche Erfahrbarkeit, die über den reinen Textzugang nicht möglich wäre. Wünschenswert wäre demnach, wenn der/die DozentIn über ein breites Repertoire an expressiven und rezeptiven Lehrtechniken verfügt wie Diskussionsrunden, Aufgabenstellungen zur Bearbeitung in Gruppen, praktische Übungen z. B. Fallbeispiele einer theoretischen Analyse zu unterziehen, Lernhilfen und -kontrollen u. v. a. m.

Organisatorische Kompetenz: Sie bezieht sich auf die lernfeldinterne Organisation und umfasst die zeitliche Ablaufplanung mit Blick auf das angestrebte Lernziel und den systeminternen formalen Leistungsnachweis. Dazu zählen Strukturierung und Planung des Lerngeschehens, Organisation der Lehr- und Sozialformen (Einzel-, Gruppenarbeit und Plenum), Materialbeschaffung und Bereitstellung (Skripte, Lernplattformen), Literaturhinweise, Arbeitspapiere und technische Medien.

Soziale Kompetenz: Ein zentraler Aspekt dieser Kompetenzebene ist die Fähigkeit des/der Lehrenden zur Perspektivenübernahme. Er/sie antizipiert die Erwartungen der Studierenden, ihre Fähigkeiten und Möglichkeiten zur

Wissensaneignung. Er/sie erkundet, an welche Fähigkeiten angeknüpft werden kann, was einer ausführlichen Erklärung bedarf, was verstanden worden ist und was wiederholt werden muss. So entsteht ein motivierendes, sozial-integratives Arbeits- und Sozialklima. Die Fähigkeit zur sozialen Wahrnehmung ist primär auf die Frage konzentriert, wie die Arbeitsatmosphäre so gestaltet werden kann, dass weder Langeweile noch Überforderung entsteht. Beiträge und Fragen der Studierenden werden themenrelevant gedeutet, so dass sie für alle Beteiligten interessant sind. Die Aufmerksamkeit des/der Lehrenden richtet sich vor allem auf die kognitiven Operationen der inhaltlichen Verarbeitung, die von den Lernenden signalisiert und vollzogen werden, weniger auf die subjektiven Befindlichkeiten. Soziale Wahrnehmungskompetenz schließt die Verfügung über kommunikative Kompetenzen i. S. von Dialogfähigkeit ein, denn nur wenn der/die Dozent_in sich in die Rolle der Studierenden hineinversetzen kann, weiß er/sie, was wie verstanden bzw. nicht verstanden wurde. Sein/ihr soziales Engagement motiviert und unterstützt die Studierenden in der Aufnahme und Verarbeitung der theoretischen Inhalte und verkörpert sich in einer wertschätzenden, interessierten Haltung. Er/sie ist in der Lage, eine Atmosphäre herzustellen, die die Studierenden motiviert und herausfordert, sie in ein Beziehungsgeschehen integriert und damit innere Beteiligung als Voraussetzung für die Entwicklung/Festigung von Identität erzeugt.

Personale Kompetenzen: Der Lehrtypus eines/er motivierenden und identitätsstiftenden Wissensvermittler_in dürfte intellektuelle Lebendigkeit ausstrahlen, über geistige Energie und Frische verfügen sowie über Humor und damit Freude und Lachen Raum bieten. Seine/ihre Begeisterung und Leidenschaft für reflektierte, kritische Analysen sozialer Sachverhalte kann die Studierenden „anstecken“, ihre Vorbehalte und Widerstände gegenüber Theorieinhalten zu überwinden. Er/sie verkörpert über seine positive Haltung zur Sozialen Arbeit einen professionellen Habitus und wirkt somit als Modell. Er/sie identifiziert sich mit der Disziplin und der Profession und kann mit einschlägiger Reflexionskompetenz und Erfahrungen aus der Praxis authentisch überzeugen. Er/sie sollte also offen, ehrlich und auch leidenschaftlich Auskunft über die eigene Biographie und das eigene professionelle Selbstverständnis geben können.

Die Person des/der Dozent_in übernimmt verantwortlich die Funktion eines/r Vermittler_in von vorgegebenem und kritisch-reflektierten theoretischen Inhalten. Er/sie sollte zwischen der spezifischen Struktur fremder Wissens- und Erfahrungsbereiche und der Aufnahmefähigkeit der Studierenden vermitteln und überzeugen, in einer Art und Weise, dass das Neue für sie erreichbar und empfänglich ist, zur Weiterbeschäftigung anregt und Transfermöglichkeiten zur sozialen Praxis eröffnet. Das gelingt z. B. über die Möglichkeit kontroverser Diskussionen, über kritische Anfragen an die theoretischen Denkmodelle, durch Beispiele eines gelungenen Theorie-

Praxistransfers, wie Staub-Bernasconi ihn im transformativen Dreischritt vorschlägt (vgl. Staub-Bernasconi 2007, S. 245ff.). Die Rolle des/der Dozent_in kann charakterisiert werden mit den Begriffen: Expert_in für die Wissenschaft Sozialer Arbeit, Lernorganisator_in, Informationsvermittler_in und Identitätsstifter_in.

4 Lehrende als Atmosphärenarbeiter_innen

Diese spezifischen Kompetenzen ermöglichen, dass der/die Lehrende als identitätsstiftendes Modell wahrgenommen werden kann. Hierdurch ist er/sie in der Lage, Lernräume in der Sinnstruktur des Lehr-Lernsettings zu eröffnen. Pädagogische Kompetenz ist, wie bereits beschrieben, relational zum pädagogischen Relevanzbereich, in dem bestimmte Kräfte (erwartete Leistungen, soziale Anerkennung etc.) und Schemata (zeitliche, räumliche, organisatorische Rahmenbedingungen) wirken. Dieser Relevanzbereich (Lehr-Lernfeld) soll im Folgenden eine Konturierung über das Konstrukt der Atmosphäre erfahren.

Jeder/e hat bestimmte Assoziationen, wenn er/sie den Begriff „Atmosphäre“ hört. Oft greifen wir auf Metaphern zurück, um den Begriff zu konkretisieren (nachspüren, eintauchen, umhüllen). Dies trägt aber nicht unbedingt zur Klärung bei, der Atmosphärenbegriff bleibt eigenartig unscharf, häufig subjektiven Zuschreibungen überlassen. So spricht man von Klima, Atmo, Fluidum, Flair, Ambiente oder Aura. Atmosphären sind somit ganz unterschiedliche Zustände, unter denen wir fühlen, denken, kommunizieren und handeln. Es gibt in diesem Kontext Umgebungsatmosphären/situative Atmosphären, wie auch inter-personale Atmosphären (vgl. Debus 2009), die sich wechselseitig bedingen und beeinflussen. Sie sind bestimmte ganzheitliche Eigenschaften von Situationen. Dabei wirken subjektive Faktoren (z. B. Fähigkeiten, Erwartungen, Gefühlslagen) und objektive Faktoren (z. B. Prozesse, Mitmenschen, Symbole) zusammen und werden dann in Form von Stimmungen erlebt (vgl. Huppertz 2007, S. 159). „Atmosphäre ist also weder ein Gefühlszustand des Subjektes noch die Ausstrahlung des Objektes, sondern die Anregung eines *gemeinsamen Zustandes zwischen Subjekt und Objekt* (Subjekt, Anmerk. der Verf.) (...)“ (Hoffmann 2007, S. 22), ein Zwischen-Raum, der immer wieder in einem wechselseitigen Verhältnis neu hergestellt wird.

Genau dieser Zwischen-Raum ist für unsere Fragestellung interessant. Es geht um die Deutungszuschreibungen, „mit denen Menschen (Lehrende, Anmerk. der Verf.) einesteils aufgrund ihrer Deutungsgewohnheiten und Wissensbestände, andernteils aufgrund ihrer (aktuellen) Stimmung einen Raum sowie sein (erinnertes, gegenwärtiges oder erwartetes) Milieu belegen

und von welchem her sie ihr weiteres Deuten und Handeln in diesem Raum verstehen bzw. koordinieren (...).“ (Patzelt 2007, S. 198) Wie gelingt es Lehrenden, eine anregende kommunikative, zwischenmenschliche Atmosphäre „als eine Art Resonanzboden für das eigene Empfinden“ (Böhme 2007, S. 291) herzustellen, die es Studierenden ermöglicht, Theorie als Medium zur Identitätsbildung zu erleben? Wie können Lehrende als AtmosphärenarbeiterInnen fungieren, „die mehr oder weniger bewusst die Atmosphärenträger (Umgebungen, Räume etc.) für die jeweilige Eignung der Stimmungsbeeinflussung gestalten“ (Debus 2009, S. 34)?

Zunächst ist wichtig, dass Lehrende zu zweierlei in der Lage sind: a) zur reflektierten Selbstwahrnehmung und b) zur Perspektivenübernahme und dies in Passung zur Wirkungsrichtung der Stoffvermittlung zu kommunizieren. Wenn Theorie-Vermittlung für viele Studierende häufig äußerlich bleibt, ist es bedeutsam zu erkennen, wann Studierende „abdriften“, Theorie nur noch passiv konsumieren und ihr Desinteresse kommunizieren. Bleibt ein/e Lehrender/e in einer starren, distanzierten Haltung, kann dies zu gegenseitiger „Entfremdung“ beitragen. „Es entstehen Resonanzeffekte, die sich gegenseitig aufschaukeln können.“ (Debus 2009, S. 34) Es geht vielmehr um eine bewusstere Rezeptivität, ein Mitschwingen-Können mit den Studierenden als ernst zu nehmende Gegenüber, „die Bereitschaft eines oder mehrerer Menschen, sich auf diese Aspekte der Situation einzulassen und sie mitzugestalten.“ (Huppertz 2007, S. 159) Dies erfordert auch von Lehrenden, mit einer Haltung der „professionellen Langsamkeit“ den Fragen und dem Nicht-Verstehen auf Seiten der Studierenden zu begegnen und ihre Anliegen und auch Rückzugstendenzen bei Theorie-Vermittlung als fragwürdig zu erachten. „Die (...) Haltung kommt vor der rationalen Erkenntnis und vor allem vor konkreten Handlungen, da sie bestimmt, worauf ich überhaupt achten und was ich wichtig nehmen soll.“ (Moldzio 2004, S. 76) In selbsterfahrungsbezogenen oder praxisorientierten Lehrveranstaltungen stellt dies eine *conditio sine qua non* dar. In Theorieveranstaltungen kann das Eingehen auf das motivationale Befinden ebenso dazu beitragen, dass Studierende mitgenommen werden sich einbringen, aktiv auseinandersetzen und Bezüge zu ihren eigenen Erfahrungen herstellen. Gezielt Partizipationsmöglichkeiten zu eröffnen und Studierenden trotz des fachlichen Gefälles „auf Augenhöhe“ i. S. einer respektvollen Haltung zu begegnen, d. h. andere Standpunkte als die eigenen oder Kritik zuzulassen, gerade auch in Theorieveranstaltungen, wird von Studierenden nicht als selbstverständlich gesehen (vgl. Quindel 2010, S. 12). Äußerungen von Studierenden, wie „Der Text ist viel zu schwer!“ oder „Was hat das mit unserer späteren Praxis zu tun?“, sollten nicht nur mit Verweis auf die innere Logik von Wissenschaft („Hier geht es aber um Wissenschaft“) abgetan, sondern ernst genommen werden. Hierdurch entsteht eine Atmosphäre, ein Zwischen-Raum, der von reziprokem *inter-esse* und Verantwortung geprägt ist. „Man müsste hinzufügen, dass es geradezu eine Ver-

antwortung für die zwischenmenschliche Beziehung gibt, insofern sie der geteilte Raum gemeinsamer Stimmung ist.“ (Böhme 2007a, S. 291f.)

Wie wir bereits beschrieben haben, kann die Persönlichkeit des/der Lehrenden als Integrationsinstanz in der Lehr-Lernsituation (Lernatmosphäre) gedeutet werden. Diese wird über das kreative Zusammenspiel aller Kompetenzbereiche sinnhaft im Lehrtypus verkörpert und trägt zur Gestaltung und Beeinflussung der Lernatmosphäre bei. „Ein Mensch hat und verbreitet Atmosphäre in mehr oder minder intensiver Weise als eine Wesensausstrahlung, die ihn in seiner Persönlichkeit kennzeichnet.“ (Tellenbach 1968, S. 48) Oft wenig greifbare Wesensausstrahlungen (persönliche Aura) als Intensität des Zwischen-Raumes im Sinn von „einander riechen können“, im übertragenen wie wörtlichen Verständnis, prägen allerdings nicht ausschließlich zwischenmenschliche Atmosphären. Faktoren wie Verhalten, Reden, Gestik, Stimme oder leibliche Anwesenheit konstituieren in ihrem Wechselspiel die Entstehung einer gemeinsamen Atmosphäre zwischen den beteiligten Individuen (vgl. Böhme 2007a, S. 286f.), d. h. den personalen und sozialen Kompetenzen (unseres Lehrtypus) kommt neben den fachlichen, organisatorischen und didaktisch-methodischen Kompetenzen eine wesentliche Bedeutung zu. Nicht die vermittelten Theorieinhalte spielen die zentrale Rolle, sondern das Wie des Verhaltens des/der Lehrenden.

Hierbei ist entscheidend, dass sich das Wie nicht von selbst, nicht automatisch ereignet oder nur routiniert abspielen lässt. Zur Atmosphärengestaltung können von Lehrenden bewusste Beiträge geleistet werden und dies erfordert von Lehrenden kritische Selbstreflexion und Einübung. „Es gehört dazu eine Haltung, überhaupt diesem Zwischenmenschlichen als solchem Aufmerksamkeit zuzuwenden und ein Kommunikationsverhalten, das selbst *verhalten* ist (...).“ (Böhme 2007a, S. 292) Fachwissen und Methoden sollten nicht bloßer Selbstzweck sein und abgearbeitet werden. So kann es hilfreich sein, zu erklären, warum man sich für eine bestimmte Methode entschieden hat oder warum man einen bestimmten Text für besonders geeignet hält. Dies fördert die Transparenz des eigenen Handelns. Lehrveranstaltungen werden von Studierenden nicht nur als Wissensvermittlung verstanden, sondern auch als Beziehungsgeschehen zwischen Lehrenden und Studierenden, das bisweilen zu kurz kommt und als kränkend empfunden werden kann.“ (Harmsen 2014, S. 85) Begeisterung und Leidenschaft gerade auch für Theoriewissen auf Seiten des/der Lehrenden und eine offene Feedbackkultur sowie die spürbare Anerkennung der Studierenden fördern die Qualität des Beziehungsgeschehens und damit die Atmosphärengestaltung (vgl. Quindel 2010, S. 23f.) Das gezielte und ehrliche Einbringen eigener Praxiserfahrungen und Praxisbegrenzungen und damit die Möglichkeit, von Studierenden als Angehörige der Profession wahrnehmbar zu sein, ist der Wissensvermittlung, die nur „kognitiver Durchlauferhitzer“ (Harmsen 2014, S. 94) ist, vorzuziehen. Dazu müssen Lehrende in Theorieveranstaltungen in der Lage sein, einen sinnlich

erfahrbaren Praxisbezug herzustellen bzw. sich diese Kompetenz über eigene Praxissemester, -projekte oder -hospitationen anzueignen (vgl. Harmsen 2014, S. 126). Hierzu gehört auch, dass ich als Lehrender lebendig Einblick in meine früheren, wie aktuellen Motivationen und Intentionen geben kann, von mir erzähle und so Studierende retrospektiv teilhaben lasse an meiner Identitätsentwicklung, „(...) de(m) Horizont, den ich mir erwerbe, den ich aber nie erreiche oder ausschöpfe.“ (Fischer 2011, S. 7)

Theorie-Vermittlung ist somit eingebettet in eine zwischenmenschliche Atmosphäre, die Mediator (vgl. Hoffmann 2007, S. 23) dafür ist, dass Studierende Theorie wiederum als Medium für ihre Identitätsbildung begreifen und erleben können. Lehrende haben hierbei eine besondere Verantwortung, diese Prozesse/Dialoge gezielt zu initiieren, wie auch zu begleiten. Verantwortung in diesem Kontext bedeutet aber auch, sich selbstkritisch mit der eigenen Haltung, den eigenen Kompetenzen, der Macht und der damit verbundenen Rolle auseinanderzusetzen. „Das (...) Wissen darum, wie man Atmosphären macht, legt zugleich den Gedanken nahe, daß mit diesem Wissen eine bedeutende Macht gegeben ist. (...) Diese Macht tritt nicht als solche auf, sie greift an beim Unbewußten“ (Böhme 2007b, S. 302), sie steckt überall drin, auch in der Lehre und bedarf deshalb immer regelmäßiger Reflexion und Kritik, denkbar in Form kollegialer Supervision als Korrektiv.

An dieser Stelle eröffnet sich ein (neues) Forschungsfeld, das die Bedeutung der Person des/der Lehrenden in der Vermittlung von Theorien der Sozialen Arbeit (Lehrtypus) in den Blick nimmt und insbesondere die personalen und sozialen Kompetenzbereiche von Lehrenden, die identitätsbildend und -fördernd wirken, empirisch überprüft.

Literatur

- Ackermann, Friedhelm (2000): Beruf, Disziplin, Profession? Ein kurzer Überblick über qualitative Studien zur Professionalisierung Sozialer Arbeit. In: Qualitative Sozialforschung, Juli, verfügbar unter: <http://nbnresolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-66133> [Zugriff: 30.07.2015].
- Auspurg, Ariane (2007): Welche Basisqualifikationen brauchen die Fachkräfte der Sozialen Arbeit? Neue Wege der Vermittlung im Studium. In: Buttner, P. (Hrsg.) (2007): Das Studium des Sozialen: aktuelle Entwicklungen in Hochschule und sozialen Berufen, Berlin: Eigenverl. d. Dt. Vereins f. öffentl. u. private Fürsorge, S. 204-214.
- Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.) (2011): Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Materialanalysen und kritische Kommentare. Wiesbaden: Springer VS.

- Becker-Lenz, Roland/Müller, Silke (2009): *Der professionelle Habitus in der Sozialen Arbeit: Grundlagen eines Professionsideals*. Bern: Peter Lang.
- Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller-Hermann, Silke (Hrsg.) (2012): *Professionalität Sozialer Arbeit und Hochschule. Wissen, Kompetenz, Habitus und Identität im Studium Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS.
- Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.) (2009): *Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Wiesbaden: Springer VS.
- Bohler, Karl F. (2006): *Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit als Projekt untersucht am Beispiel ostdeutscher Jugendämter*. In: sozialer sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Jg. 7, Nr. 1, S. 3-33.
- Böhme, Gernot (2007a): *Atmosphären in zwischenmenschlicher Kommunikation*. In: Debus, Stephan/Posner, Roland (Hrsg.): *Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung*. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 281-293.
- Böhme, Gernot (2007b): *Atmosphäre als Grundbegriff einer neuen Ästhetik*. In: Friedrich, Thomas/Gleiter, Jörg H. (Hrsg.): *Einfühlung und phänomenologische Reduktion. Grundlagentexte zu Architektur, Design und Kunst*. Berlin/Münster: LIT, S. 287-310.
- Bourdieu, Pierre (1979): *Entwurf einer Theorie der Praxis: auf der ethnologischen Grundlage der kabyllischen Gesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun (2011): *Kommentar zum Beitrag von Thomas Harmsen. Die Konstruktion professioneller Identität im Studium der Sozialen Arbeit*. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.), S. 211-216.
- Buttner, Peter (Hrsg.) (2007): *Das Studium des Sozialen: aktuelle Entwicklungen in Hochschule und sozialen Berufen*. Berlin: Eigenverl. d. Dt. Vereins f. öffentl. u. private Fürsorge.
- Debus, Stephan (2009): *Atmosphären und Atmosphärenarbeit in der psychiatrischen Milieuthérapie*. In: Kerbe, 1, S. 32-35.
- Engelke, Ernst (Hrsg.) (1996a): *Soziale Arbeit als Ausbildung: Studienreform und –modelle*. Freiburg: Lambertus.
- Engelke, Ernst (1996b): *Einführung: Studienreform in der Sozialen Arbeit – Ärgernis und Hoffnung*. In: Engelke, Ernst (Hrsg.): *Soziale Arbeit als Ausbildung: Studienreform und –modelle*. Freiburg i. Brsg.: Lambertus, S. 7-27.
- Engelke, Ernst (1996c): *Zum Schluß: Curricula semper reformanda*. In: Engelke, E. (Hrsg.) (1996): *Soziale Arbeit als Ausbildung: Studienreform und -modelle*. Freiburg i. Brsg.: Lambertus, S. 295-300.
- Engelke, Ernst/Borrmann, Stefan/Spatscheck, Christian (2009): *Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung (5. Aufl.)*, Freiburg i. Brsg.: Lambertus.
- Fischer, W. (2011): *„Wer zuletzt lacht ...“ - wissenschaftliche und professionelle Identität in der Sozialen Arbeit - Vortrag anlässlich der Fachtagung „Von der allmählichen Verfertigung des Selbst beim Sprechen von sich - Beiträge zur Identität und Profession der Sozialen Arbeit“*, Hochschule Niederrhein, FB Sozialwesen, Mönchengladbach, 08.07.2011.

- Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane (Hrsg.): Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit - Versuch einer Bilanz. Neu-Ulm: AG Spak.
- Harmsen, Thomas (2014): Professionelle Identität im Bachelorstudium Sozialer Arbeit. Konstruktionsprinzipien, Aneignungsformen und hochschuldidaktische Herausforderungen. Edition Professions- und Professionalisierungsforschung, Bd. 4. Wiesbaden: Springer VS.
- Hoffmann, Holger (2007): Soteria – Atmosphäre als Therapeutikum in der Schizophreniebehandlung. In: Debus Stephan/Posner, Roland (Hrsg.): Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 15-41.
- Hubbertz, Michael (2007): Spirituelle Atmosphären. In: Debus Stephan/Posner, Roland (Hrsg.): Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 157-185.
- Kleve, Heiko (2000): Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie Sozialer Arbeit. Freiburg i. Brsg.: Lambertus.
- Klüsche, Wilhelm (2003): Theorieentwicklung in der Sozialen Arbeit als Baustein des Identitätsbewußtseins von Sozialarbeitern/Sozialpädagogen. In: Wöhrle, Armin (Hrsg.): Profession und Wissenschaft Sozialer Arbeit. Positionen in einer Phase der generellen Neuverortung und Spezifika in den neuen Bundesländern (2. Aufl.). Herbolzheim: Centaurus, S. 129-149.
- Lambers, Helmut (2012): Theorien der Sozialen Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich. Stuttgart: Verlag Barbara Budrich.
- Lamnek, Siegfried (1995): Qualitative Sozialforschung, Bd. 1, Methodologie (3. korrigierte Aufl.). Weinheim: Beltz.
- Lorenz, Walter (2006): Soziale Arbeit und Geschichte. In: Hering, S./Waldijk, B. (Hrsg.): Helfer der Armen – Hüter der Öffentlichkeit. Die Wohlfahrtsgeschichte Osteuropas 1900-1960. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 7-13.
- May, Michael (2010). Aktuelle Theoriediskurse Sozialer Arbeit. Eine Einführung (3. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS.
- Moldzio, Andrea (2004): Philosophie der Psychosen – vom Symptom zum Phänomen. In: Bock, Thomas/Dörner, Klaus/ Naber, Dieter (Hrsg.): Anstöße. Zu einer anthropologischen Psychiatrie. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 72-83.
- Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.) (2011): Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Entwicklungen in der Sozialpädagogik und Sozialarbeitswissenschaft. Wiesbaden: Springer VS.
- Nagel, Ulrike (1997): Engagierte Rollendistanz. Professionalität in biographischer Perspektive. Opladen: Leske+Budrich.
- Patzelt, Werner J. (2007): Stimmung, Atmosphäre, Milieu. Eine ethnomethodologische Analyse ihrer Konstruktion und Reproduktion. In: Debus Stephan/Posner, Roland (Hrsg.): Atmosphären im Alltag. Über ihre Erzeugung und Wirkung. Bonn: Psychiatrie-Verlag, S. 196-232.

- Quindel, Ralf (2010): Studentische Identität und „gutes Studieren“. Eine qualitative Studie im BA Soziale Arbeit an der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin. Ausführlicher Bericht zum Forschungsprojekt, S. 1-36. Verfügbar unter: http://www.khsb-berlin.de/fileadmin/user_upload/PDF_Sammlung/Dozenten/Quindel/Forschungsbericht_Studentische_Identitaet.pdf [Zugriff: 03.08.2015].
- Rauschenbach, Thomas/Züchner, Ivo (2012): Theorie der Sozialen Arbeit. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch (4. Aufl.). Wiesbaden: Springer VS, S. 151-174.
- Sagebiel, Juliane B. (1994): Persönlichkeit als pädagogische Kompetenz in der beruflichen Weiterbildung. Frankfurt a.M.: Peter Lang.
- Sagebiel, J./Vlecken, S. (2005): Soziale Arbeit m(M)acht Diagnose – Allgemeines methodisches Professionswissen als Quelle professioneller Identität. In: Engel-fried, C. (Hrsg.): Soziale Organisationen im Wandel. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag, S. 219-248.
- Schäffter, Ortfried (1984): Veranstaltungsvorbereitung in der Erwachsenenbildung. Bad Heilbrunn/Obb.: Julius Klinkhardt.
- Schallberger, Peter (2009): Diagnostik und handlungsleitende Individuationsmodelle in der Heimerziehung. Empirische Befunde im Lichte der Professionalisierungsdebatte. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.), S. 265-286.
- Schallberger, Peter/Schwendener, Alfred (2008): Studienwahlmotive bei angehenden Studierenden der Sozialen Arbeit. Eine fallrekonstruktiv erschlossene Typologie. In: Neue Praxis 6/2008, S. 609-630.
- Schneider, Sabine (2012): Jenseits von Forschungsseminaren ... - Offene Fragen zur Grundlegung von Professionalität im Studium sozialer Arbeit. In: Becker-Lenz, Roland/Busse, Stefan/Ehlert, Gudrun/Müller, Silke (Hrsg.): Professionelles Handeln in der Sozialen Arbeit. Materialanalysen und kritische Kommentare. Wiesbaden: Springer VS, S. 271-269.
- Sommerfeld, Peter (2010): Entwicklung und Perspektiven der Sozialen Arbeit als Disziplin. In: Gahleitner, Silke/Birgitta/Sagebiel, Juliane/Effinger, Herbert/Kraus, Jörg/Miethe, Ingrid/Stövesand, Sabine (Hrsg.): Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven Theorie, Forschung und Praxis Sozialer Arbeit, Bd. 1. Opladen/Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 29-44.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Soziale Arbeit - Dienstleistung oder Menschenrechtsprofession? Zum Selbstverständnis Sozialer Arbeit in Deutschland mit einem Seitenblick auf die internationale Diskussionslandschaft. In: Lob-Hüdepohl, Andreas/Lesch, Walter (Hrsg.): Ethik Sozialer Arbeit. Ein Handbuch. Stuttgart: UTB, S. 20-54.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2010): Professionalisierung der Sozialen Arbeit – Ein un- eingelöstes Versprechen. In: Hammerschmidt, Peter/Sagebiel, Juliane (Hrsg.): Professionalisierung im Widerstreit. Zur Professionalisierungsdebatte in der Sozialen Arbeit - Versuch einer Bilanz. Neu Ulm: AG Spak, S. 115-132.
- Tellenbach, Hubert (1968): Geschmack und Atmosphäre. Salzburg: Otto Müller Verlag.

- Terbuyken, Gregor (2007): Qualität der Ausbildung und Berufsfähigkeit aus Sicht der Hochschule. In: Buttner, Peter (Hrsg.): Das Studium des Sozialen : aktuelle Entwicklungen in Hochschule und sozialen Berufen. Berlin: Eigenverl. d. Dt. Vereins f. öffentl. u. private Fürsorge, S. 49-64.
- Vahsen, Friedhelm/Mane, Gudrun (2010): Gesellschaftliche Umbrüche und Soziale Arbeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Wendt, Wolf Reiner (2009): Handlungstheorie der Profession oder Theorie der Wohlfahrt? Erörterungen zum Gegenstandsbereich der Wissenschaft Sozialer Arbeit. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(en). Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 219-230.
- Wendt, Wolf Reiner (1995): Soziale Arbeit im Wandel ihres Selbstverständnisses. Beruf und Identität. Freiburg i. Brsg.: Lambertus.
- Wilken, Udo/Thole, Werner (2010): Kulturen Sozialer Arbeit. Profession und Disziplin im gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden: Springer VS.

Ralph-Christian Amthor

Wissenschaftlich fundierte Handlungskonzepte. Zur theoretischen Fundierung professionellen Handelns unter Berücksichtigung der englischsprachigen Social Work Science

1 Einleitung

Während die Soziale Arbeit noch bis in die 1960er und 1970er Jahren hinein ein nur wenig beachteter gesellschaftlicher Bereich war, gewann sie in den nachfolgenden Jahrzehnten erheblich an Bedeutung und entwickelte sich zum heutigen System öffentlicher und freier Träger, die mit den unterschiedlichsten sozialpolitischen, religiösen und philosophischen Ausrichtungen und Weltanschauungen sich in den zahlreichen Arbeitsfeldern engagieren. Angesichts des damit verbundenen gewaltigen quantitativen und qualitativen Wachstumsprozesses und der immens gewachsenen Wirtschaftskraft dieses Arbeitsgebietes verwundert es nicht, dass die Erwartungen an eine fachlich fundierte professionelle Soziale Arbeit zunahmen und Sozialpädagog_innen und Sozialarbeiter_innen heute vielfach als gesellschaftlich ausgewiesene Expert_innen bei der Bewältigung sozialer Problemstellungen gelten. Gleichwohl ist das gesellschaftliche Bild ambivalent: So steht die Profession – trotz der gesamtgesellschaftlichen Bedeutung in Bezug auf die Adressaten und deren Notlagen – nicht selten in der Kritik, gilt nach wie vor als randständig gegenüber anderen Berufen, sieht sich ungeachtet zunehmender Anforderungen in den zahlreichen Arbeitsfeldern mit mangelndem gesellschaftlichen Ansehen sowie unzureichenden Verdienstmöglichkeiten konfrontiert und wird hinsichtlich methodischer Effektivität hinterfragt.

Als Profession richtet sich das berufliche Handeln in der Soziale Arbeit zunächst am unmittelbaren Kontakt mit den Adressaten und Klienten und deren Problemlagen aus – von verhaltensauffälligen oder behinderten Jugendlichen, körperlich oder seelisch misshandelten Kindern, zerrütteten und in ihrer Existenz gefährdeten Ehen und Familien über Mütter und Frauen in Notsituationen, Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung, gesellschaftlich benachteiligten ausländischen Mitbürgern sowie Obdachlosen, Suchtabhängigen und Straffälligen bis hin zu Menschen mit psychischen Erkrankungen, Menschen in sozialer Isolation oder mit mangelnden Bil-

dungschancen. Ausgang und Anlass des beruflichen Handelns ist damit ein gesellschaftlicher Bedarf: Einzelne, Familien, Gruppen oder Gemeinwesen bedürfen aufgrund spezifischer sozialer Problemstellungen, die sie nicht alleine bewältigen können, der professionellen Hilfe und wenden sich an Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen, die mit einem umfassenden und vielseitigen Spektrum an Interventionen in den unterschiedlichen Einrichtungen, Diensten und Arbeitsbereichen Unterstützung, Förderung und Begleitung anbieten.

Während diesbezüglich noch in den 1980er Jahren ein Mangel an Methoden für die berufliche Praxis der Sozialpädagogik und Sozialarbeit beklagt wurde, hat sich diese Situation nachhaltig verändert: Das Methodenrepertoire reicht nun – um nur wenige zu nennen – von der Einzelfallhilfe, sozialen Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit als so genannte „klassische Methoden“ bis zu den vielen modernen Verfahren und Arbeitsformen, wie Sozialpädagogische Diagnostik, Gesprächsführung und Beratung, Gruppentraining, Case Management, Netzwerkarbeit, Erlebnispädagogik und Methoden der Jugend- und Erwachsenenbildung, erstreckt sich zudem auf kollegiale Beratung, Supervision, Sozialmanagement, Sozialplanung und umfasst selbst politisches Handeln. Andererseits gilt festzuhalten, dass Studierende bis hin zu bereits im Beruf stehenden Sozialpädagog_innen und Sozialarbeiter_innen nicht selten mit der Problemstellung konfrontiert sind, sich in der unüberschaubaren und komplexen Methodenvielfalt zurechtzufinden.

In der beruflichen Sozialen Arbeit ergeben sich durch diesen Umstand zwangsweise Widersprüchlichkeiten: Ungeachtet der Tatsache, dass intuitives und mehr an der Ehrenamtlichkeit orientiertes Helfen nach wie vor bei sozialen Fachkräften verbreitet ist, stehen professionelle Methoden, Techniken und Vorgehensweisen oftmals völlig unreflektiert nebeneinander und sind an keinem übergeordneten wissenschaftlich fundierten theoretischen Handlungskonzept orientiert. Beispielsweise sind in Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe neben den administrativen Vorgaben und dem Hilfeplanverfahren auch systemisch-konstruktivistische oder klientenzentrierte Beratungsansätze, verhaltensorientierte Trainings und lebensweltorientierte Konzepte und weitere, konzeptionell völlig anders ausgerichtete Verfahren – gleichzeitig – anzutreffen. Die Frage, ob sich einzelne methodische Vorgehensweisen überhaupt miteinander vereinbaren lassen, unterbleibt dabei – oder wird überhaupt nicht aufgeworfen. Resultat ist ein „Anything goes“ im direkten Klientenkontakt, und dieser „Jahrmarkt der Möglichkeiten“ findet sich indessen vielerorts bereits in der Lehre an den Fakultäten und Fachbereichen der Sozialen Arbeit.

Übersehen wird folglich oft, dass sich in der Sozialen Arbeit während der letzten Jahrzehnte – ähnlich wie im psychotherapeutischen und medizinisch-psychiatrischen Bereich – ausgewiesene und wissenschaftlich fundierte Handlungskonzepte für die direkte professionelle Arbeit entwickelt haben,

welche die Basis für die soeben aufgeführten Methoden und Arbeitsformen bilden: Beispiele hierfür wären der Ansatz der Lebensweltorientierung, unterschiedliche systemisch-orientierte Schulen, die psychoanalytische oder personenzentrierte Ansätze, neuerdings auch eine verhaltensorientiert/kognitiv-behavioral ausgerichtete Soziale Arbeit. Die Berücksichtigung dieser Handlungskonzepte erscheint mehr und mehr angebracht: Professionelle in der gesamten Sozialen Arbeit sind aufgefordert, ihren Klienten und Schutzbefohlenen, selbstverständlich aber auch ihren Arbeitgebern bis hin zu den Kostenträgern und der Öffentlichkeit zu erläutern, mit welchen Konzepten, Ansätzen und hierauf bezogenen Methoden sie vorgehen, um die gemeinsam aufgestellten Ziele zu erreichen. Eigenes berufliches Handeln muss offengelegt und die Wirksamkeit der eingesetzten Maßnahmen und Interventionen gegenüber allen am Hilfeprozess Beteiligten nachgewiesen und erklärt werden.

Zielsetzung des Beitrages ist es, auf die Bedeutung der theoretischen Grundlegung professionellen Handelns hinzuweisen: Die fachspezifische Methoden- und Handlungskompetenz von Sozialpädagog_innen und Sozialarbeiter_innen muss als eine zentrale Dimension einer Theorie der Sozialen Arbeit verstanden werden. Hierzu soll zunächst der im deutschsprachigen Raum so hartnäckig verwendete Methodenbegriff als zentrale Bezugsgröße professionellen Handelns rekapituliert werden, um anschließend den Blick auf ein englischsprachiges Lehrbuch und weitere Standardliteratur aus dem angloamerikanischen Raum international auszurichten. Der Beitrag insistiert schließlich darauf, wissenschaftlich fundierte Handlungskonzepte als eine eigene Ebene der „Theorien der Sozialen Arbeit“ zu begreifen und sowohl in das professionelle Handeln selbst, als auch in die Forschung und Lehre zu integrieren.

2 Zur Bedeutung des Methodenbegriffs

Ohne jeden Zweifel hat das professionelle Handeln von Sozialpädagog_innen und Sozialarbeiter_innen während der letzten Jahrzehnte immer größere Beachtung erfahren, nicht zuletzt gut ablesbar an der Vielfalt einschlägiger Publikationen und deren regelmäßigen Neuauflagen: So informieren alle Nachschlagewerke im deutschsprachigen Raum umfangreich hierzu, beispielsweise das „Handbuch Soziale Arbeit“ (Otto/Thiersch 2015), das „Wörterbuch Soziale Arbeit“ (Kreft/Mielenz 2013), der „Grundriss Soziale Arbeit“ (Thole 2012) bis hin zum „Fachlexikon der sozialen Arbeit“ (Deutscher Verein 2011). Inzwischen gibt es einen beträchtlichen Bestand an Monografien und Sammelbänden, die arbeitsfeldübergreifend und nicht selten unter ähnlichen lautenden Titeln – aufgeführt seien neben dem Klassiker „Methoden der Sozialen Arbeit“ von Galuske (2013) das „Methodenbuch Soziale Arbeit“

(Michel-Schwartz 2009), die „Methodenlehre in der Sozialen Arbeit“ von (Kreft/Müller 2010), „Methoden der Sozialen Arbeit“ (Ehrhardt 2010), „Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit“ (Spiegel 2013) und das „Lehrbuch Methoden der Sozialen Arbeit“ (Wendt 2015) – oder aber gesondert zu einzelnen Arbeitsfeldern einen einführenden Überblick ermöglichen. Auch der Deutsche Berufsverband für Soziale Arbeit (DBSH) bezeichnet die Methodenkompetenz als eine der zentralen Schlüsselkompetenzen von Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen (vgl. Maus et al. 2008; DBSH 2009).

Der Methodenbegriff ist damit im deutschsprachigen Raum sowohl aus dem Hochschulstudium, als auch aus der professionellen Sozialen Arbeit nicht mehr wegzudenken und wurzelt in einer langen Tradition, die sich bis zur Sozialen Einzelfallhilfe, Sozialen Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit zurückverfolgen lässt. Die durch die radikale Infragestellung dieser klassischen Methoden im Zuge des gesellschaftlichen Wandels Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre entstandene Lücke wurden in den darauf folgenden Jahren insbesondere durch die Übernahme von psychotherapeutischen Methoden und Verfahren zu schließen versucht; parallel beeinflussten ab den beginnenden 1990er Jahren betriebswirtschaftliche Konzepte als Folge der gewaltigen institutionellen Expansion und den damit verbundenen höheren Anforderungen an administrative und organisatorische Fähigkeiten von Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen nachhaltig die gesamte Soziale Arbeit (vgl. ausführlich hierzu Galuske 2013, S. 75ff.).

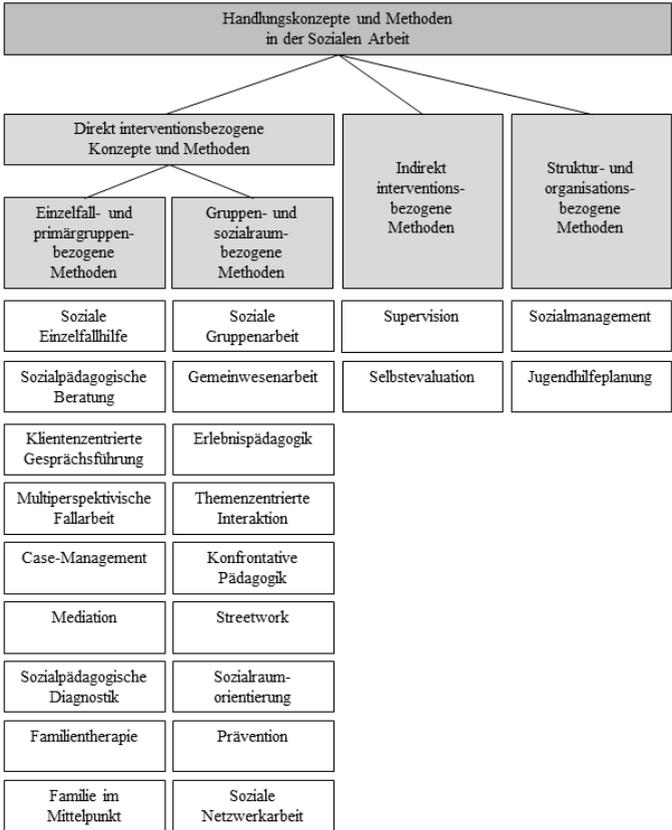
Während zunächst unter dem Begriff „Methode“ bestimmte Vorgehensweisen zur Zielerreichung oder – wie es Stimmer formuliert – „differenziert planbare, geregelte und zielorientierte sowie konsequent und reflektierend zu verfolgende ‚Wege‘ des Problemlösens“ (2012, S. 25) verstanden werden, herrscht traditionell in der Sozialen Arbeit ein eher weit gefasstes Methodenverständnis in Form von konzeptionellen Handlungsentwürfen und -modellen vor, das bereits charakteristisch für die drei bereits benannten klassischen Methoden war (vgl. hierzu Friedländer/Pfaffenberger 1974) und sich auf systematische Handlungsformen für den zielgerichteten beruflichen Umgang mit sozialen Problemen bezieht. Methoden enthalten so u. a. „Aussagen über die Ziele, Gegenstände und Mittel des reflektierten Handelns; sie sind zielgerichtet, prozessorientiert und systematisch strukturiert. ... Methoden benennen den erforderlichen Rahmen für ihre erfolgreiche Anwendung, die räumlichen und zeitlichen Bedingungen, die Gestaltung des Kontaktes zwischen Klienten und Sozialarbeiter/Sozialpädagogen, die Organisation der Zusammenarbeit, die instrumentellen und die rechtlich-organisatorischen Vorgaben und die Bestimmung der methodischen Schritte im Einzelnen, in ihrer Abfolge und in ihrem Verhältnis zueinander“ (Kreft/Mielenz 2013, S. 603).

Rief noch vor wenigen Jahrzehnten die Frage nach dem methodischen Handeln in der Sozialen Arbeit entweder Ratlosigkeit hervor oder aber konnte doch in relativ kurzer Zeit abgehandelt werden, hat sich dies – auch als

Folge des gewaltigen Ausbaus der Sozialen Arbeit seit den 1970er Jahren in allen Arbeitsfeldern – hin zum heutigen Methodenpluralismus unverkennbar verändert. Die von Galuske erstellte Übersicht (Abb. 1) gibt Auskunft zu wichtigen Konzepten der Gegenwart: Zentral im Mittelpunkt stehen hier Methoden für die unmittelbare Soziale Arbeit mit den betroffenen Klienten und Adressaten, differenziert einerseits nach der Arbeit mit Einzelnen und Familien, andererseits mit Gruppen und Sozialräumen. Darüber hinaus werden die Methoden und Konzepte aufgeführt, die sich auf die Reflexion des klientenbezogenen Handelns oder auf die Leitung- und Planungsebene beziehen.

Abb. 1: Systematisierung nach Galuske 2001, S. 168

□



In seinem Band stellt Galuske die in der Abbildung aufgeführten Methoden auf mehr als 200 Seiten nacheinander vor, gibt damit einen informativen Überblick zum beruflichen Handeln des Berufsstandes und beschränkt sich überwiegend auf Methoden, die im sozialpädagogischen Feld selbst entwickelt, erprobt und angewendet sowie in der professionellen und wissenschaftlichen Fachdiskussion zur Kenntnis genommen und breit diskutiert werden (vgl. 2013, S. 169ff.). Die besondere Bedeutung seines Werkes liegt damit in dessen einführendem Charakter und – im Hinblick auf die inhaltliche Ausrichtung des vorliegenden Beitrages – darin, dass die Methodendarstellung von einem breiten Theorienfundament gestützt wird: Nach einer Skizze zu den allgemeinen Rahmenbedingungen methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit und der Rekonstruktion der Methodenentwicklung im deutschsprachigen Raum stellt Galuske die ausgewählte Methoden der Gegenwart systematisch nacheinander vor: wichtige Aspekte seiner „Steckbriefe“ sind die jeweiligen Entstehungsgeschichten, Begriffsklärungen, theoretische Grundlagen, Philosophien und Prinzipien, unterschiedlichen Ansätze, Techniken und Phasierungselementen sowie eine abschließende kritisch-abwägende Bewertung.

Damit gilt zu würdigen, dass Galuske in seinem Methodenbuch eine Verbindung zwischen theoretischer und methodischer Perspektive herstellt. In diesem Sinne verweist er gleich in der Einleitung darauf, dass sich die Methodenreflexion nicht jenseits der sozialpädagogischen Theoriedebatten bewegen darf und hebt hervor, dass die Arbeitsansätze und Handlungsformen eine zentrale Dimension der Theorienkonstruktion bilden müssen: „Die Methodenfrage gehört demnach in den Kernbereich einer sozialpädagogischen Theorie! Nur, wenn man um die situativen, institutionellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen der Problem- und Bedarfsgenese sowie Chancen und Grenzen psychosozialer Intervention weiß, lässt sich ein angemessenes Methodenverständnis entwickeln“ (2013, S. 20).

3 Modern Social Work Theory

An dieser Stelle erscheint es sinnvoll, einen Blick über den deutschsprachigen Raum hinaus zu wagen: In den USA, Großbritannien bis hin zu Kanada, Australien und Neuseeland haben sich in der Sozialen Arbeit seit langer Zeit im Rahmen der universitären Social Work Science zahlreiche wissenschaftlichen Handlungskonzepte („Approaches of Social Work“, „Practice Theories“, „Social Work Theories“, „Theories for Direct Social Work Practice/Intervention“) herauskristallisiert. Eine hervorragende Übersicht bietet hier das von dem englischen Sozialarbeiter und Hochschulprofessor Malcolm Payne herausgegebene Lehrbuch „Modern Social Work Theory“ (2005;

⁴2014). Nachfolgend werden – in stark vereinfachter Form – die groben Hauptrichtungen des Lehrbuchs beschrieben; hierbei gilt zu beachten, dass es sich nicht um klar abgrenzbare und einheitliche Konzepte handelt, sondern vielmehr übergreifende Strömungen beschrieben werden, die sich weiter untergliedern und differenzieren, zum Teil auch überschneiden. Hier muss hervorgehoben werden, dass Payne den Blick auf alle englischsprachigen Staaten sowie auf andere Kontinente richtet, die aufgrund der dort anzutreffenden sozialen Problemstellungen einen komplett anderen Zugang erfordern; erwähnt sei ferner, dass Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in einem weitaus größeren Umfang als in Deutschland einer psychotherapeutischen Tätigkeit nachgehen und die in den deutschsprachigen Ländern verbreitete Sozialpädagogik nur geringfügig ausgeprägt ist. Payne differenziert folgende „theory groups“:

- *Psychodynamic practice*

Payne geht im ersten Kapitel auf psychodynamische Konzepte ein, die sich in historischer Perspektive zunächst auf die Arbeiten von Sigmund Freud (1856 – 1939) und die nachfolgenden theoretischen Weiterentwicklungen bis zu den Ansätzen der Gegenwart ausrichten. Insbesondere in der Gründungszeit der Social Work (1930 – 1960) waren diese Ansätze in den USA, England und anderen englischsprachigen Ländern weit verbreitet. Während auch heute noch jeder Social Worker zumindest über grundlegendes Basiswissen hierzu verfügt, kann doch festgehalten werden, dass psychodynamische Ansätze in der Reinform primär an psychiatrisch/psychotherapeutischen Settings gekoppelt und auf zeitlich länger angelegte Arbeit mit Einzelnen, Familien und Gruppen und innerpsychische Prozesse der Klienten ausgerichtet sind.

- *Crisis and task-centered practice*

Der Schwerpunkt dieser Konzepte liegt auf zeitlich beschränkte, spezifische Klientenprobleme fokussierende und hierauf ausgerichtete strukturierte Interventionen von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter. Diese beziehen sich einerseits auf theoretische Modelle zur Entstehung und Bewältigung von schweren Krisen sowie andererseits auf einzelne, überschaubare und nicht chronifizierte soziale Problemstellungen. In theoretischer Hinsicht werden verschiedene Theoriekonzepte, insbesondere aber psychodynamische und kognitiv-behaviorale Ansätze integriert. Mit Klienten wird ein Kontrakt geschlossen und ein konkreter Hilfeplan vereinbart.

- *Cognitive-behavioural practice*

Kognitiv-behaviorale Konzepte und Therapien haben einen großen Einfluss auf die Soziale Arbeit und sind empirisch gut abgesichert. Dieser Ansatz findet besonders in multiprofessionell besetzten Teams im Gesundheitswesen (Mental Health) und hier bei der Psychotherapie von Depressionen, Ängsten und anderen psychologischen Reaktionen auf soziale

Stresssituationen Verwendung. Obwohl der Ansatz auf Individuen bezogen ist, führt Payne nicht nur die Arbeit mit einzelnen Klienten, sondern darüber hinaus mit Familien und Gruppen auf; eine besondere Bedeutung erhalten verhaltensorientierte/-therapeutische Gruppenprogramme.

- *Systems and ecological practice*

In Abgrenzung zur traditionellen Social Work wird der Klient in systemischen Ansätzen niemals für sich allein, sondern stets in seiner Eingebundenheit in ein soziales System – hierbei oft in seine Familie, darüber hinaus aber auch in andere soziale Gruppen – gesehen; dementsprechend fließen psychologische und soziologische Befunde in diese Konzepte, die ab den 1970er Jahre in der Sozialen Arbeit entstanden, mit ein. Die sozialökologische Perspektive, die sich in den USA entwickelte, geht noch einen Schritt weiter und integriert weitere soziale Bezüge, ferner die kulturelle, ökonomische und materielle Umwelt und Gesellschaft; ein auch in Deutschland bekanntes Konzept ist das „Life-model“ nach Germain/Gitterman. Payne hebt zudem wichtige Entwicklungen im Bereich sozialer Netzwerkarbeit hervor.

- *Macro practice/social development/social pedagogy*

Die Gemeinwesenarbeit hat in englischsprachigen Ländern eine lange Tradition. Charakteristisch für derartige Theoriekonzepte ist, dass sie Regionen, beispielsweise Nachbarschaften, Stadtteile, Orte bis hin zu ganzen Ländern, in den Blick nehmen. In dieser Hinsicht bezieht sich soziale Entwicklungshilfe und -zusammenarbeit, in die SozialarbeiterInnen durch politische oder übergreifende Planung – beispielsweise bei den Vereinten Nationen (UN) – sowie in der Durchführung von Projekten eingebunden sind, auf die Förderung in Staaten mit gravierenden sozialen Problemen; Konzepte kommunaler Entwicklung richten sich hingegen auf Regionen und Städte in den westlichen Industriestaaten aus. Payne nimmt hier an dieser Stelle zudem auf die Sozialpädagogik in Europa Bezug und spart hier – typisch für die englischsprachige Social Work – die bestehenden sozialpädagogischen Traditionen, beispielsweise im deutschsprachigen Raum, völlig aus.

- *Strengths, narrative and solution practice*

Der zentrale Beitrag derartiger Konzepte liegt in dem nach vorne gerichteten Blick, der ausschließlich die Stärken und Ressourcen der Klienten als Grundlage für eine weitere positive Entwicklung in den Mittelpunkt rückt, während traditionelle Vorstellungen Sozialer Arbeit mit dem Fokus auf Problemlösung als Ausgangspunkt für individuelle Hilfeleistungen zurückgewiesen werden. Alle Ansätze verbindet die gemeinsame theoretische Fundierung in der Sozialpsychologie und in postmodernen, sozialkonstruktivistischen Entwürfen. Payne weist darauf hin, dass diese Konzepte aus der Psychotherapie und Psychologie (narrative Therapie von White/Epson, lösungsorientierten Therapie von de Shazer, Positive Psy-

chology nach Seligman) ab der Jahrhundertwende auf die Soziale Arbeit übertragen wurden und heute zudem in Empowerment-Ansätze und in der Critical Social Work integriert werden.

- *Humanistic practice, existentialism and spirituality*

Payne folgend haben humanistische und existentialistische Philosophien einen großen Einfluss auf die Soziale Arbeit; entsprechende Handlungskonzepte werden deshalb im Rahmen einer gesonderten Theorienströmung von ihm skizziert. Als bekanntes Beispiel führt er unter anderem den Personenzentrierten Beratungsansatz in Anlehnung an Carl Rogers (1902 - 1987) auf, der auch im deutschsprachigen Raum große Verbreitung zeigt. Einen ähnlichen Stellenwert wird der Spiritualität und Religiosität beigemessen: Während selbst in den säkularisierten westlichen Industrienationen Soziale Arbeit weitverbreitet auch in kirchlicher Trägerschaft steht, stellen religiös-spirituelle Bezüge weltweit gesehen einen unübersehbaren großen Einflussfaktor dar. Als weiteres Beispiel führt Payne u. a. die Gandhian Social Work in Indien auf.

- *Empowerment and advocacy*

Konzepte des modernen Empowerments zielen darauf ab, Klienten die Verfügungsmacht über Entscheidungen und Handlungen des eigenen Lebens zurückzugeben bzw. herzustellen, in dem die Auswirkungen sozialer und persönlicher Blockaden verringert und das Zutrauen in die eigenen Fähigkeiten und Selbstvertrauen aufgebaut werden; insbesondere US-amerikanische Konzepte gehen darüber hinaus, wenn sie die Forderung nach sozialem und gesellschaftlichem Wandel im Rahmen der Arbeit mit Einzelnen, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit integrieren. Advocacy bedeutet, die Interessen und Rechte von machtlosen, schutzbedürftigen Klienten, beispielsweise Menschen mit Behinderungen oder psychischen Beeinträchtigungen, gegenüber Mächtigen sowie gesellschaftlich-strukturellen Einschränkungen zu vertreten. Wichtige Prinzipien beider Konzepte sind Bewusstseinsbildung, Selbsthilfe, Partizipation und Solidarität.

- *Critical practice*

Aufgeführt werden Handlungskonzepte, welche die Ursachen sozialer Problemstellungen nicht in der Person des Klienten verorten, sondern einen kritischen Standpunkt der Gesellschaft gegenüber einnehmen. Von ihrer Entstehungsgeschichte auf die Gesellschaftskritik der 1960/70er Jahre und soziale Bewegungen zurückgehend, thematisieren diese Konzepte dementsprechend Macht und Ungleichheit, Marginalisierung, Diskriminierung und Benachteiligung in Folge kapitalistisch-neoliberalen gesellschaftlicher Veränderungen ab den 1990er Jahren. Während die traditionellen Konzepte der Social Work vehement in Frage gestellt werden, wird die Social Work übergreifend als politisch handelnde, emanzipatorische und gesellschaftsverändernde Kraft verstanden; diese Ausrichtung bleibt

auch in den Konzepten für die direkte, unmittelbare Sozialarbeit mit Klienten bestehen.

- *Feminist practice*

Aus einer langen Tradition des Feminismus heraus entwickelt, werden unterschiedliche Konzepte der Social Work zusammengefasst, die trotz unterschiedlicher Positionen übergreifend auf politische, soziale, kulturelle und andere Formen der Unterdrückung von Frauen und deren sozialen Beziehungen in einer von Männern dominierten Gesellschaft Bezug nehmen und dadurch der Tatsache Rechnung tragen, dass Frauen weltweit in den meisten Staaten massivste Benachteiligung in sämtlichen Lebensbereichen erfahren müssen. Gleichzeitig wird die Soziale Arbeit aufgrund der geschlechtstypischen Ausgestaltung und des Machtgefälles selbst in Frage gestellt. Derartige Konzepte versuchen – neben dem Eintreten für einen radikalen Wandel der Gesellschaft – in der direkten Arbeit mit Klientinnen, den Zusammenhang zwischen persönlichen Konflikten/Dilemmata und der gesellschaftlichen Situation bewusst zu machen und einen Prozess des Förderns und Wachsens einzuleiten.

- *Anti-discriminatory and multicultural sensitivity approaches to practice*

Ab den 1980er Jahren wurde mit dem Blick auf ethnische Konflikte in westlichen Industrieländern, globalen Krisenherden und sozialen Bewegungen zunehmend die Frage virulent, mit welchen Konzepten die professionelle Social Work auf die ethnische und kulturelle Spaltung von Gesellschaften reagieren sollte. Die entsprechenden Ansätze bezogen sich zunächst auf Rassismus und ethnische Konflikte, öffneten sich aber zunehmend gegenüber Diskriminierung und sozialem Ausschluss aufgrund weiterer sozialer Merkmale wie Geschlecht, Alter, Behinderung, sexueller Orientierung, Religion, Sprache oder Nationalität. Antidiskriminierungsansätze betonen strukturelle Ursachen und die Notwendigkeit gesellschaftlichen Wandels hin zur kulturellen Vielfalt, während Cultural and Ethnic Sensivity-Konzepte insbesondere die Wahrnehmung und Sensibilisierung von Klienten – aber auch Sozialarbeiter_innen selbst – in den Vordergrund stellen.

4 Überblick zu Social Work Theories

Im Vergleich zum Lehrbuch „Modern Social Work Theory“ von Payne zeigt der Begriff „Theorien der Sozialen Arbeit“ im deutschsprachigen Raum zu meist eine andere Ausrichtung: In Anlehnung an Füssenhäuser gelten insbesondere Fragen zur Sozialen Arbeit als Wissenschaft, zur Bestimmung des Gegenstandes der Sozialen Arbeit als Wissenschaft und Praxis, zum Theorie-Praxis-Verhältnis, zu den gesellschaftlichen und sozialen Voraussetzungen

Sozialer Arbeit, zu den Lebenslagen und Lebensweisen der Adressaten, zu den Organisationen und Institutionen, zur Konkretisierung professioneller Handlungsmuster und Reflexion des Werte- und Normenbereich als wichtige Dimensionen einer disziplinären und professionsgebundenen Theoriebestimmung (2015, S. 1756ff.; vgl. auch Füssenhäuser/Thiersch 2005, S. 1881ff.). Diesbezüglich gilt festzuhalten, dass sich im Bereich der „Theorien der Sozialen Arbeit“ – als Lehr- und Forschungsgebiet heute an jeder Hochschule für angewandte Wissenschaften und Universität im deutschsprachigen Raum mit einem Studiengang Soziale Arbeit/Sozialpädagogik angesiedelt – zahlreiche Theorieansätze mit unterschiedlichen Reichweiten entwickelt haben.

So führt beispielsweise Tholes „Grundriss Soziale Arbeit“ systemtheoretische Ansätze (Rössner; Bommers/Scherr; Merten; Hillebrandt), den bildungstheoretischen Ansatz (Sünker), den reflexiven, kritisch-subjektiven Ansatz (Winkler), den ökosozialen Ansatz (Wendt), modernisierungstheoretische, dienstleistungsorientierte Ansätze (Olk; Rauschenbach), den lebensweltorientierten Bewältigungsansatz (Thiersch; Böhnisch), Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession (Staub-Bernasconi), reflexive, professionstheoretische Ansätze (Otto/Dewe; Niemeyer) und den Capabilities Ansatz (Bielefelder Schule) als bedeutsame neuere Theorietraditionen auf (vgl. 2012, S. 42; siehe auch Füssenhäuser 2015). Eine in der Sozialen Arbeit äußerst beliebte alternative Vorgehensweise ist die geschichtsbezogene Darstellung von Personen, ihren Ideen und theoretischen Entwürfe und Modelle (vgl. hierzu einführend Lambers 2015; Engelke et al. 2014; Niemeyer 2010 sowie bei Thole 2012, S. 32ff. und Füssenhäuser/Thiersch 2015). Im Gegensatz zu dieser im deutschsprachigen Raum vorherrschenden Theorienperspektive der erziehungswissenschaftlichen Sozialpädagogik und der Wissenschaft Soziale Arbeit steht eine alternative Ausrichtung, die insbesondere in angloamerikanischen Ländern große Verbreitung hat, zentral das berufliche Handeln von Sozialarbeiter_innen fokussiert und die Theorieebene mit der Methodendiskussion verbindet.

Hierbei – dies sei an dieser Stelle besonders hervorgehoben – handelt es sich um eine ganz andere „Theorieperspektive“, die zwar am Beispiel des Lehrbuchs von Payne in diesem Beitrag vorgestellt wurde, aber letztendlich einen durchgängigen Bezugspunkt theoretischer Reflexion in der englischsprachigen Social Work bildet: Der Sozialarbeitswissenschaftler Bruce A. Thyer zählt denn auch die Praxisorientierung zu den wichtigsten Charakteristika einer Theorie der Sozialen Arbeit: „A good theory for social work practice first and foremost should be generative of genuinely effective methods of psychosocial intervention. A theory that does not provide guidance on how to assess and intervene with clients is, quite literally, a useless theory, a theory without uses“ (2008, XXII). Ähnlich argumentiert Walsh: “The value of utilizing any theory (with conviction) in clinical practice is that it provides

the social worker with a framework to (a) predict and explain client behavior, (b) generalize among clients and problem areas, (c) bring order to intervention activities, and (d) identify knowledge gaps about practice situations” (2013, 4). Neben dem Lehrbuch von Payne sei in der Abbildung 2 auf vier aktuelle Veröffentlichungen zur englischsprachigen Social Work Theory verwiesen.

Abb. 2: Ausgewählte Standardwerke zur Social Work Theory

Turner (2011): Social Work Treatment: Interlocking theoretical Approaches	Teater (2014): An Introduction to Applying Social Work Theories and Methods	Walsh (2013): Theories for Direct Social Work Practice	Greene (2010): Human Behavior Theory and Social Work Practice
<ul style="list-style-type: none"> •Behavior Theory •Client-Centered Theory •Cognitive Theory •Communication Theory •Constructivism •Crisis Theory •The Empowerment Approach •Existential Social Work •Feminist Theorie and Social Work practice •Psychoanalytic Theory •System Theory •Advances in the Life Model for Social Practice •Task-Centered Social Work •... 	<ul style="list-style-type: none"> •Social Systems theory and the ecological perspektive •The strenghts perspectives •Empowerment •Social constructivism •Feminist theory and practice •Person-centered approach •Motivational interviewing •Cognitive behavioral therapy •Solution-focused practice •Task-centred Social Work •Crises Intervention 	<ul style="list-style-type: none"> •Person-Centered Theory •Ego Psychology •Relational Theories, with a Focus on Object Relations •Family Emotional Systems Theory •Behavior Theory •Cognitive Theory •Structural Family Theory •Solution-Focused Therapy •Motivational Interviewing and Enhancement Therapy •Narrative Theory •Crises Theory und Intervention 	<ul style="list-style-type: none"> •Classical Psychoanalytic Thoughts, Contemporary Developments •Eriksonian Theory •Person-Centered Approach •Cognitive Theory for Social Work Practice •General System Theory •Ecological Perspective •Social Construction •Feminist Theorie

Weitere Überblickswerke wären beispielsweise Roberts/Corcoran 2015; Gray/Webb 2013; Davies 2013; Brandell 2011; Lindsay 2010; Howe 2009; Lishmann 2007 oder Lehmann/Coady 2007; eine systematisierende Übersicht zu Veröffentlichungen zur Social Work Theory hat Payne erstellt (2014, S. 34ff.). Zu dieser Theorieebene wird in einschlägigen Lexika und Handbüchern Bezug genommen, beispielsweise in der „Encyclopedia of Social Work“ der National Association of Social Work (Davis/Mizrahi 2008) oder im „Comprehensive Handbook of Social Work and Social Welfare“ (Thyer 2008), beide vierbändige US-amerikanische Handbücher, weiterhin in kleineren Lexika, wie der „Encyclopedia of Canadian Social Work“ (Turner 2005), dem „Dictionary of Social Work“ (Pierson/Thomas 2011), dem „Social Work Dictionary“ (Baker 2014) sowie dem „Dictionary of Social Work & Social Care“ (Harris/White 2013). Schließlich sei zuletzt auf die beiden

US-amerikanische Datenbanken „Social Work Abstracts“ und „Social Services Abstracts“ hingewiesen, mit denen sich die Bedeutung der einzelnen in diesem Beitrag erwähnten Social Work Theories gut belegen lassen (vgl. NASW 2015; ProQuest 2015).

Die auf diese Social Work Theories bezogenen Interventionen sind schließlich Gegenstand umfangreicher empirischer Evaluation. Diesbezüglich halten beispielsweise Kirk und Reid einen – aus bundesdeutscher Sicht – geradezu überwältigenden Entwicklungsstand der Forschung fest, der sich auf die Zusammenfassung und Auswertung einer Vielzahl von Studien in Form von empirischen Metaanalysen zu spezifischen sozialen Problemstellungen und diesbezüglichen theoretisch fundierten Interventionsmöglichkeiten von Sozialarbeiter innen erstreckt. Die beiden Hochschulprofessoren kamen bereits Anfang des neuen Jahrhunderts zu einem erstaunlichen Fazit: „During the past two decades a number of reviews and meta-analyses have identified a sizable body of demonstrably effective practice methods used by social workers. ... The programs occurred in all major fields in which social workers practice. Most frequently addressed, in this order, were problems of mental health, child/youth behaviour, substance abuse, aging, health, domestic violence, and child abuse/placement“ (Kirk/Reid 2002, S. 153).

5 Handlungskonzepte als theoretische Fundierung Sozialer Arbeit

Analog zu Malcolm Payne lassen sich auch für den deutschsprachigen Raum gängige Richtungen ausmachen. Als übergeordneten Begriff hierfür wird in diesem Beitrag der Begriff „Handlungskonzept“ verwendet, der an dieser Stelle kurz veranschaulicht werden soll: Zunächst gilt festzuhalten, dass der Konzeptbegriff nicht nur in der beruflichen Sozialen Arbeit, sondern auch im akademischen Bereich eine große Verbreitung hat. So wird dieser in allen gängigen Lehrbüchern stets im unmittelbaren Zusammenhang mit den Begriffen „Methode“ und „Verfahren/Techniken“ dargestellt; diese Vorgehensweise geht im Wesentlichen auf die Arbeiten von Geißler und Hege und deren Veröffentlichung „Konzepte sozialpädagogischen Handelns“ zurück und bezieht sich dort auf ein Handlungsmodell, „in welchem die Ziele, die Inhalte, die Methoden und die Verfahren in einem sinnhaften Zusammenhang gebracht sind. Dieser Sinn stellt sich im Ausweis der Begründung und der Rechtfertigung dar“ (2007, S. 20).

□

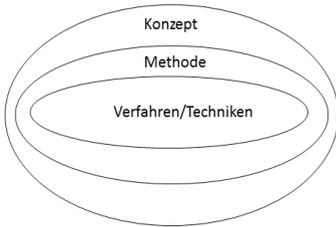


Abb. 3: Der Begriff „Konzept“
(Galuske 2013, S. 32)

Ein derartiges Konzeptverständnis ist in der praktischen Sozialen Arbeit und in den unterschiedlichen Arbeitsfeldern weitverbreitet: So weisen Krefz/Müller darauf hin, dass es sich hierbei um zweckgebundene Absichtserklärungen handelt, die über geplante Funktionsmerkmale und Vorgehensweise im Zusammenhang mit einer Maßnahme oder eines Projektes oder Einrichtung informieren (2010, S. 20). In einer Konzeption werden damit wichtige Orientierungselemente in einem sinnhaften Zusammenhang gebracht: Dazu zählen insbesondere Informationen zu den Adressat_innen und deren sozialen Problemstellungen, die angestrebten Zielsetzungen, Leitlinien und Inhalte einer Maßnahme, die zum Einsatz kommenden Methoden, Verfahren und Techniken, weiterhin Handlungsprinzipien, Haltungen und ethische Ausrichtungen bis hin zur Berücksichtigung der zeitlichen, örtlichen, personellen und institutionellen Rahmenbedingungen. Damit ist der Konzeptbegriff weiter gefasst als das Verständnis von Methoden.

Gleichwohl verwenden bereits Geißler/Hege in ihrem oben benannten Lehrbuch den Begriff noch in einer anderen Form, indem sie diesen insbesondere auf psychoanalytische, klientenorientierte, kommunikationstheoretisch orientierte oder gruppendynamische Ansätze und damit auf eine übergeordnete Theorienbasis beziehen. Ähnlich skizziert Erath unterschiedliche „Modelle der Sozialarbeitswissenschaft“, unter anderem die verhaltensorientierte Sozialarbeit, Krisenintervention, das Case Management, die systemische Sozialarbeit, das Empowerment bis hin zur Gemeinwesenarbeit und Sozialraumorientierung (vgl. 2006, S. 140ff.). Stimmer stellt in einem Kapitel seines Lehrbuchs „Grundlagen des methodischen Handeln in der Sozialen Arbeit“ unter anderem das Empowerment und Case Management, den Netzwerkansatz, die Lebensweltorientierung und sozialökologische Ansatz vor und verwendet hierfür den Begriff „Handlungsleitende Konzepte“; diese sind „abgeleitet aus theoretischen Überlegungen und erprobt in den Arbeitsfeldern, liefern Rahmenbedingungen, innerhalb derer fallbezogen methodisch gearbeitet werden kann“ (2012, S. 154). Zuletzt sei an dieser Stelle auf Bührmann verwiesen, die unter anderem die Lebenswelt-/Alltagsorientierung, das Empowerment, die Sozialraumorientierung, den sozialökologischen Ansatz, die interkulturelle/ethnographische Arbeit, den personenzentrierten Ansatz, die systemische Arbeit, den verhaltenstheoretischen und tiefenpsychologischen Ansatz benennt (2007, S. 6).

Im Hinblick auf die Verwendung dieser Handlungskonzepte in den einzelnen Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit lässt sich festhalten, dass unterschiedliche Entwicklungsstände vorliegen: Ohne jeden Zweifel am weitesten ausgeprägt sind diese im Beratungsbereich; hier führen beispielsweise Nestmann et al. im „Handbuch Beratung“ die enorme Vielfalt an unterschiedlichen Ansätzen auf, die von psychoanalytisch orientierter Beratung, Verhaltensberatung nach dem kognitiv-behavioristischen Model und klientenzentrierter Beratung über systemische Beratung, konstruktivistisch orientierte Beratung und lebensweltorientierte Soziale Beratung bis hin zu ressourcenorientierte Beratung, Beratung unter lösungsorientierter Perspektive, narrative Beratung und feministische Beratung reicht (vgl. 2007, Band 2). Ähnliche Übersichten, allerdings in weit geringerer Komplexität, finden sich auch in anderen Arbeitsfeldern, beispielsweise in der Sozialpädagogischen Familienhilfe (vgl. Helming/Berse 2005), in der Schulsozialarbeit (vgl. Kilb/Baldus 2009) oder in der Klinischen Sozialarbeit (vgl. Pauls 2011).

Abb. 4: Handlungsleitende Konzepte in der Sozialen Arbeit

□



Zusammenfassend kann damit festgehalten werden, dass sich der Begriff „Handlungskonzept“ auf wissenschaftlich fundierte Theorien für das professionelle Handeln von Sozialarbeiter_innen und Sozialpädagog_innen bezieht. Angesichts der gegenwärtig nahezu kaum mehr zu überschauenden Vielfalt an unterschiedlichen Methoden, Verfahren und Techniken in der beruflichen Sozialen Arbeit wird arbeitsfeldübergreifend danach gefragt, welche handlungsleitenden theoretischen Grundlagen bestehen, auf deren Basis die unterschiedlichen Methoden in der Sozialen Arbeit heraus entwickelt und zugeordnet werden. An die Stelle der eingangs in diesem Beitrag kritisierten Willkürlichkeit und des „Anything goes“ in der beruflichen Sozialen Arbeit und Lehre treten damit die fundierte theoretische Rückbindung von Methoden sowie die Reflexion zu Möglichkeiten und Grenzen unterschiedlicher Handlungskonzepte.

In diesem Sinne lassen sich folgende Forderungen zu einem neuen Verständnis von „Theorien der Sozialen Arbeit“ an die jeweiligen Akteure in Praxis, Wissenschaft und Lehre stellen:

- Praxis: Die dargestellte theoriebezogene Methoden- und Handlungskompetenz muss als Teil der professionellen Fachlichkeit verstanden werden. Sie dient nicht zuletzt dazu, insbesondere gegenüber Klienten und Adressaten Sozialer Arbeit, ferner aber auch den Arbeitgebern und Kostenträgern und der allgemeinen Öffentlichkeit Auskunft und Begründung zu durchgeführten Interventionen und Maßnahmen und deren Wirkung zu geben.
- Disziplin: Der im deutschsprachigen Raum verwendete Theorienbegriff ist in der wissenschaftlichen Sozialen Arbeit zu erweitern und wissenschaftliche Handlungskonzepte sind als eigene Theorieebenen zu verstehen. Aufgabe der Wissenschaft wird sein, diese Handlungskonzepte zu systematisieren, weiterzuentwickeln und auf deren Wirkung zu überprüfen; hierauf aufbauend ist nach übergreifenden, allgemeinen Wirkfaktoren effektiver Intervention zu fragen (vgl. hierzu beispielsweise Payne 2014, S. 31ff. oder Walsh 2013, S. 7f.).
- Lehre: Diese Perspektive hilft zudem, die vielfach beklagte Kluft zwischen der gängigen Verwendung des Methodenbegriffs und den – von Studierenden in der Sozialen Arbeit nicht selten als „praxisfern“ empfundenen, aus disziplinärer wie professionsbezogener Perspektive zweifellos aber unentbehrlichen – weitverbreiteten übergeordneten, metatheoretischen Betrachtungen an den Hochschulen zu schließen. Ziel muss sein, Studierende durch eine praxisbezogene Ausrichtung theoretischer Konzepte angemessen auf eine zukünftige professionelle Tätigkeit vorzubereiten.

Mit der „Internationalisierung“ soll zuletzt auf einen diese Dimensionen durchdringenden Aspekt Bezug genommen werden: Die Soziale Arbeit wird

in der Zukunft nicht umhin kommen, sich im großen Umfang international zu vernetzen, so wie es in anderen Wissenschaftsbereichen heute schon eine Selbstverständlichkeit darstellt. Die weitverbreitete Beschränkung auf nationale Grenzen wird bereits jetzt im verstärkten Maße überschritten werden müssen; dies zeigen nicht nur die aktuellen sozialen Problemstellungen und Herausforderungen im Zusammenhang mit Flucht und Migration in anschaulicher Art und Weise. Sowohl die Wissenschaft Soziale Arbeit/Sozialarbeitswissenschaft als auch die erziehungswissenschaftliche Sozialpädagogik als die zentralen Orte der Theorieproduktion im deutschsprachigen Raum müssen im umfänglichen Maße internationale Entwicklungen im angloamerikanischen Sprachraum, beispielsweise die Social Work Science in den USA, Kanada, Australien oder Großbritannien, sowie aus anderen Nationen und Kontinente integrieren. Soziale Arbeit erhält damit ein anderes Gesicht, nämlich als ein zentraler gesellschaftlicher Bereich mit weltweiter Ausrichtung, internationalen Zusammenschlüssen, Organisationen und Dachverbänden der Profession und Disziplin sowie diesbezüglicher wissenschaftlicher Forschung und erweiterter theoretischer Komplexität.

Literatur

- Baker, Robert L. (⁶2014): Social Work Dictionary. Washington, DC: NASW Press.
- Brandell, Jerrold (²2011): Theory & practice in Clinical Social Work. Los Angeles, Ca: SAGE.
- Bührmann, Anke (2007): Einführung in die Methoden der Sozialen Arbeit. Grundlagen der Handlungskonzepte Sozialer Arbeit. Berlin: <http://opus.bsz-bw.de/kidoks/volltexte/2012/16/pdf/BuehrmannReader.pdf> [Zugriff: 01.03.2015].
- Davies, Martin (⁴2013): Social Work. Chichester: Wiley-Blackwell.
- Davis, Larry E./Mizrahi, Terry (²⁰2008): Encyclopedia of Social Work. 4 Bände. Oxford u. a. : NASW Press.
- Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit (2009): Grundlagen für die Arbeit des DBSH e.V. Essen: DBSH.
- Deutscher Verein (⁷2011): Fachlexikon der sozialen Arbeit. Frankfurt a. M.: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge.
- Ehrhardt, Angelika (2010): Methoden der Sozialen Arbeit. Schwalbach: Wochenschau Verlag.
- Engelke, Ernst/Borrmann, Stefan/Spatscheck, Christian (⁶2014): Theorien der Sozialen Arbeit. Freiburg: Lambertus Verlag.
- Erath, Peter (2006): Sozialarbeitswissenschaft. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Friedländer, Walter/Pfaffenberger, Hans (²1974): Grundbegriffe und Methoden der Sozialarbeit. Neuwied: Luchterhand Verlag.

- Füssenhäuser, Cornelia (⁵2015): Theoriekonstruktionen und Positionen der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Reinhardt Verlag, S. 1755-1769.
- Füssenhäuser, Cornelia/Thiersch, Hans (³2005): Theorien der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans U./Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. München: Reinhardt Verlag, S. 1876 - 1900.
- Füssenhäuser, Cornelia/Thiersch, Hans (⁵2015): Theorie und Theoriegeschichte Sozialer Arbeit. In: Otto, Hans U./Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Reinhardt Verlag, S. 1741 - 1754.
- Galuske, Michael (¹⁰2013): Methoden der Sozialen Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa Verlag.
- Geißler, Karlheinz H./Hege, Marianne (¹¹2007): Konzepte sozialpädagogischen Handelns. Weinheim: Juventa Verlag.
- Gray, Mel/Webb, Stephen A. (²2013): Social Work Theories and Methods. Los Angeles, Ca: SAGE.
- Greene, Roberta R. (³2010): Human Behavior Theory and Social Work Practice. New Brunswick, NJ: Transaction Publishers.
- Harris, John/White, Vicky (2013): Dictionary of Social Work & Social Care. Oxford: Oxford University Press.
- Helming, Elisabeth /Berse, Elisabeth (2005): Handbuch Sozialpädagogische Familienhilfe. Baden-Baden: Nomos Verlag.
- Howe, Davie (2009): A Brief Introduction to Social Work Theory. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Kilb, Rainer /Baldus, Marion (2009): Methoden der Sozialen Arbeit in der Schule. München: Reinhardt Verlag.
- Kirk, S./Reid, W. (2002): Science and Social Work. New York: Columbia Uni. Press.
- Kreft, Dieter/Müller, C. Wolfgang (Hrsg.) (2010): Methodenlehre in der Sozialen Arbeit. München: Reinhardt Verlag.
- Kreft, Dieter/Mielenz, Ingrid (Hrsg.) (⁷2013): Wörterbuch Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa Verlag.
- Lambers, Helmut (2015): Theorien der Sozialen Arbeit. Opladen: Verlag Barbara Budrich Verlag.
- Lehmann, Peter/Coady, Nick (2007): Theoretical Perspectives for Direct Social Work Practice. New York: Springer Publishing.
- Lindsay, Trevor (2010): Social Work Intervention. Exeter, Learning Matters.
- Lishmann, Joyce (2007): Handbook for Practice Learning in Social Work and Social Care. London: Kingsley.
- Maus, Friedrich/Nodes, Wilfried, Röh/Dieter (2008): Schlüsselkompetenzen der Sozialen Arbeit. Schwalbach: Wochenschau Verlag.
- Michel-Schwartz, Brigitta (Hrsg.) (²2009): Methodenbuch Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- NASW (2015): Social Work Abstracts. Washington: <http://www.naswpress.org/publications/journals/swab.html> [Zugriff: 01.03.2015].

- Nestmann, Frank/Engel, Frank/Sickendiek, Ursel (2007): Handbuch der Beratung. 2 Bände. Tübingen: DGVT-Verlag.
- Niemeyer, Christian (³2010): Klassiker der Sozialpädagogik. Weinheim: Juventa Verlag.
- Otto, Hans Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.) (⁵2015): Handbuch Soziale Arbeit. München: Reinhardt Verlag.
- Pauls, Helmut (³2011): Klinische Sozialarbeit. Weinheim: BeltzJuventa Verlag.
- Payne, Malcolm (³2005/⁴2014): Modern Social Work Theory. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Pierson, John/Thomas, Martin (2011): Dictionary of Social Work. Maidenhead: Open Univ. Press.
- ProQuest (2015): Social Services Abstracts. Ann Arbor: <http://search.proquest.com/socialservices/socialsciences> [Zugriff: 01.03.2015].
- Roberts Albert R./Corcoran, Kevin (³2015): Social Workers' Desk Reference. Oxford: Oxford University Press.
- Spiegel, Hiltrud v. (⁵2013): Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. München: Reinhardt Verlag.
- Stimmer, Franz (³2012): Grundlagen des Methodischen Handelns in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer Verlag.
- Teater, Barbra (²2014): Applying Social Work Theories and Methods. Maidenhead: McGraw-Hill Education.
- Thole, Werner (Hrsg.) (⁴2012): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Thyer, Bruce A. (2008): Human Behavior in the Social Environment. In: Sowers, Karem M./Dulmus, Catherine N. (Hrsg.): Comprehensive Handbook of Social Work and Social Welfare. 2. Band. Hoboken, NJ.: Wiley.
- Tuner, Francis J. (2005): Encyclopedia of Canadian Social Work. Waterloo, Ont.: Wilfrid Laurier University Press.
- Turner, Francis J. (2011): Social Work Treatment: Interlocking theoretical Approaches. New York: Oxford University Press.
- Walsh, Joseph (³2013): Theories for Direct Social Work Practice. Stamford, CT: Cengage Learning.
- Wendt, Peter-Ulrich (2015): Lehrbuch Methoden der Sozialen Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.

Heiko Kleve

Postmoderne Soziale Arbeit als Ambivalenzmanagement. Das Tetralemma als Theoriefigur und Beitrag zur sozialarbeiterischen Methodenentwicklung¹

„Wir alle müssen wissen, müssen können
oder müssen lernen, mit Gefühlen umzugehen,
die angesichts ambivalenter Situationen angemessen sind.“

C. Wolfgang Müller (1999, S. 12).

1 Ausgangspunkte

Mit dem Eingangszitat dieses Beitrags untermauert C. W. Müller eine These, die er bereits vor über fünfzehn Jahren in einer Vorlesung an der Technischen Universität Dresden anlässlich des 70. Geburtstags eines Kollegen formuliert hat. Müller betrachtet die „Kultivierung gemischter Gefühle als sozialpädagogische[n] Beitrag zur Post-Moderne“, wie er bereits mit dem Titel seiner Vorlesung pointiert. Ohne die Argumentation Müllers nachzuzeichnen, soll hier ebenfalls diese These fundiert werden, jedoch mit Rekurs auf ein bereits konturenhaft ausgearbeitetes Konzept einer postmodernen Sozialen Arbeit, das ich in mehreren Publikationen sowohl theoretisch (siehe grundlegend Kleve 2000; 2007a; 2007b) als auch methodisch (siehe zusammenfassend Kleve 2011) skizziert habe. Kern dieses Konzeptes ist die *Reflexion der praktischen Erfahrung der Ambivalenz*, die innerhalb der Sozialen Arbeit in nahezu allen Arbeitsfeldern erlebt werden kann.

¹ Da ich mich seit Ende der 1990er Jahre in zahlreichen Publikationen mit der Entwicklung einer postmodernen Theorie der Sozialen Arbeit befasse (siehe zusammenfassend dazu insbesondere Kleve 2000; 2007a) und seit Mitte der 2000er Jahre als methodische Basis einer postmodernen Ambivalenzreflexion das Tetralemma-Modell in diese Theorie integriere (siehe vor allem Kleve 2007b; 2011), fußen die folgenden Ausführungen auf Thesen und Argumentationslinien, die ich mit zum Teil ähnlichen, zum Teil anderen Fokussierungen bereits an anderer Stelle präsentiert habe (vgl. etwa Kleve 2006; 2009; 2010).

Mit Ambivalenz ist ein Phänomen gemeint, das Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter mit unterschiedlichen, zum Teil gegensätzlichen sozialen Erwartungen konfrontiert, die sie gleichermaßen erfüllen müssen, erfüllen sollen oder erfüllen wollen bzw. hinsichtlich derer sie sich Entscheidungen zu erarbeiten haben, welchen Erwartungen sie in welcher Weise entsprechen wollen. Als Erwartungen können fachliche Standards und ethische Normen gelten, die die praktische Soziale Arbeit orientieren. Erwartungen sind freilich auch die politischen, rechtlichen und ökonomischen Rahmenbedingungen, die die Soziale Arbeit tangieren und auszurichten versuchen, etwa als sozialstaatliche Leistung (politisch und rechtlich) oder als bezahlte Berufsarbeit, die mit knappen Ressourcen (Geld, Zeit, Personal) effizient (wirtschaftlich sparsam) und effektiv (zielwirksam) umzugehen hat. Schließlich zeigen sich Erwartungen freilich ausgehend von den Menschen, die die Soziale Arbeit professionell unterstützt. Diese Erwartungen der Klientel, der Adressaten bzw. der Nutzer sozialarbeiterischer Hilfen sind maßgeblich für die Gestaltung passender Hilfeleistungen.

In der Kultivierung dieser Ambivalenzen, d. h. in der theoretisch passenden Reflexion derselben und in der methodisch angemessenen Reaktion der Praxis darauf offenbart die Soziale Arbeit ihre *postmoderne* Kondition. Wie Zygmunt Bauman (1991) ausführt, bedeutet Postmoderne, mit Ambivalenz zu leben, diese zu akzeptieren, sich auf ambivalente Situationen reflexiv, also im Denken und praktisch, also im Handeln einzustellen. Wie dies in der Sozialen Arbeit erfolgen kann, ist Thema dieses Beitrags.

Damit wird zugleich eine theoretische Perspektive innerhalb der Wissenschaft der Sozialen Arbeit veranschaulicht (siehe zur wissenschaftlichen Einordnung der postmodernen Sozialarbeitstheorie insbesondere Lambers 2015), die Frieden geschlossen hat mit der vielfach reflektierten Identitätsoffenheit und Grenzdurchlässigkeit der Sozialen Arbeit. Im Gegensatz zu anderen Wissenschaften zeigt sich die Soziale Arbeit nicht als klassische Monodisziplin, sondern als eine Transdisziplin, die in ihrer Vielfalt, Heterogenität, bezugswissenschaftlichen Multidimensionalität, mithin in ihrer Angewiesenheit auf zahlreiche andere sozial- und humanwissenschaftliche Theoriefragmente aus meiner Sicht am ehesten als postmodern identifiziert werden kann – und dies ist freilich eine paradoxe Identifizierung, die ihre Bestimmung mit dem Unbestimmten versöhnt.

Im Folgenden soll zunächst eingehender herausgearbeitet werden, was unter „Postmoderne“ bzw. unter „postmodern“ zu verstehen ist. Dies ist wichtig, da ich die sozialarbeiterische Theorie und Methodik, die hier skizziert wird, genau mit diesen Attributen bewerte. Weiterhin wird die Verbindung der Sozialen Arbeit mit postmoderner Ambivalenz zugespitzt, da ich zu zeigen versuche, dass nicht nur die Praxis als ambivalent angesehen werden kann, sondern dass auch die historische Genese der Sozialen Arbeit aus der Ambivalenz, nämlich aus der ambivalenten Gestalt der Moderne selbst her-

vorgegangen ist. Schließlich wird eine zentrale Methodik theoretisch veranschaulicht und beispielhaft skizziert, die äußerst hilfreich erscheint für den theoretisch-reflexiven und den praktisch-handelnden Bezug auf die sozialarbeiterische Ambivalenzlastigkeit: die Methode des Tetralemmas.

2 Postmoderne als ambivalente Erzählung vom Ende der großen Erzählungen

Die Begriffe „Postmoderne“ und „postmodern“ sind missverständlich. Denn sie suggerieren, dass wir von einer nachmodernen Epoche sprechen können, eben von der Postmoderne oder der postmodernen Gesellschaft, in der Soziale Arbeit verortet wird. Diese Begriffe werden hier jedoch *nicht* als Bezeichnungen für einen Epochenwandel verwendet, sondern im Sinne von Jean-François Lyotard (1981, S. 97) als Markenzeichen für einen bestimmten „Gemüts- oder [...] Geisteszustand“. Der postmoderne Gemüts- und Geisteszustand ist ein Reflex auf die nicht-intendierten, auf die ungeplanten Folgen der Modernisierung, er ist die Antwort darauf, dass die Ziele, die die Moderne einzulösen versuchte, sich als nicht einlösbar erwiesen haben.

Mit seinem inzwischen zum Klassiker avancierten Werk *Das postmoderne Wissen* hat Lyotard (1979) beschrieben, um welche nicht einlösbaren Ziele es sich dabei u. a. handelt, nämlich *erstens*: um die Dialektik des Geistes, *zweitens*: um die Hermeneutik des Sinns und *drittens*: um die Emanzipation des vernünftigen und arbeitenden Subjekts. Lyotard beschreibt, wie diese drei modernen Ziele in „große Erzählungen“, in so genannten Metaerzählungen eingewoben sind. Diese Metaerzählungen seien jedoch unglaubwürdig geworden.

Unglaubwürdig ist demnach, dass der menschliche Geist (wie Hegel beschrieben hat) und die Gesellschaft (wie Marx konstatierte) sich dialektisch bis zu jeweiligen Idealzuständen empor bewegen. Demgegenüber können wir beobachten, dass sowohl die Geistes- als auch die Gesellschaftsgeschichte widersprüchliche Entwicklungen zeigen, die kaum als zielgerichtet identifizierbar sind. Weiterhin produzieren unsere Kognitionen und Kommunikationen keinen eindeutigen Sinn, der hermeneutisch auf den einen Verstehenspunkt gebracht werden kann; vielmehr ist der Sinn, den wir benutzen, um unseren Wahrnehmungen, unseren gesprochenen Worten und Sätzen Bedeutungen zuzuschreiben, kontextabhängig, gebunden an Zeiten, Orte und Interessen. Schließlich hat sich der Mensch nur bedingt durch Vernunft und Arbeit aus seinen natürlichen und sozialen Zwängen emanzipieren können. Mittlerweile wird deutlich, dass die Werke der Vernunft zugleich unvernünftig erscheinen, weil sie etwa die natürlichen Grundlagen des Menschen mehr und mehr zerstören und den Menschen erneut zum Opfer von Naturkatastro-

phen, und zwar von Naturkatastrophen zweiter Ordnung machen, die erst entstehen, weil der Mensch die Natur zielgerichtet verändert, seinen – insbesondere ökonomischen – Interessen anpasst.

Eine solche postmoderne Diagnose der Moderne, die beschreibt, wie die impliziten Ziele der modernen Gesellschaft unglaublich werden oder gar in ihr Gegenteil umschlagen, ist freilich nicht gänzlich neu. Insbesondere Max Horkheimer und Theodor W. Adorno haben mit ihrem Werk *Dialektik der Aufklärung* (1944) bereits ähnliche Phänomene beschrieben. Ihnen ging es um die Frage, wie in einer vollends aufgeklärten und durchrationalisierten Welt solche irrationalen und Menschen verachtenden Systeme wie Faschismus und Stalinismus entstehen konnten. Die beiden kritischen Theoretiker der klassischen Frankfurter Schule geben eine zugleich erschreckende und provozierende Antwort: Die Vernunft, die Rationalität selbst gebiert Unvernunft und Irrationalität (siehe überblickshaft und einführend dazu auch Klev/Wirth 2013, S. 126ff.).

In diesem Sinne zeigt sich die Aufklärung dialektisch: Sie verkehrt sich in ihr scheinbares Gegenteil. Allerdings handelt es sich hierbei nicht um eine Dialektik im Sinne Hegels oder Marx', die synthetische Höherentwicklung durch Widersprüche ermöglicht, sondern um eine, wie ein späteres Buch von Adorno (1966) heißt: *Negative Dialektik* – eine Dialektik, die zur Ambivalenz führt, zur Gleichzeitigkeit des Gegensätzlichen und Widersprüchlichen, zur Produktion des Uneindeutigkeiten, Nicht-Identischen, Paradoxen. Die Postmoderne als Gemüts- und Geistesauffassung interessiert sich vor allem für die Reflexion solcher Zustände und Prozesse, die als ambivalent, uneindeutig, nicht-identisch oder paradox beschrieben werden können.

Und so lässt sich ausgehend von der bereits beschriebenen postmodernen Beobachtung, dass die Metaerzählungen der Moderne an ihr Ende gekommen sind, dass sie ihre Glaubwürdigkeit verloren haben, eine weitere, äußerst bedeutsame Charakteristika der postmodernen Reflexion erkennen: Die These vom Ende der Metaerzählungen kann selbst als eine neue Metaerzählung aufgefasst werden, als eine Erzählung, die beschreibt, wie die Erzählungen verschwinden. Dies ist offensichtlich paradox. Niklas Luhmann (1997, S. 1144) bringt diese Paradoxie auf den Punkt, wenn er schreibt, dass die These vom Ende der Metaerzählungen, wenn sie „autologisch verwandt wird, also sich selbst einschließt, [sich] widerspricht [...]: wenn wahr, dann falsch“. Daher formuliert der systemtheoretische Soziologe, dass postmodernes Denken die Einheit der Gesellschaft oder der Welt nicht mehr als Prinzip, sondern nur noch als Paradox beschreiben kann. In diesem Sinne enden nach postmoderner Vorstellung alle Versuche, Letztbestimmungen oder Letztbegründungen zu finden oder zu formulieren, in Paradoxien; solche Paradoxien werden von postmodernen Erzählungen, etwa innerhalb der Wissenschaft inszeniert. „Die Letztbegründung in einem Paradox gilt als eines der zentralen Merkmale postmodernen Denkens“ (ebd.).

Postmoderne Reflexionen, so kann knapp zusammengefasst werden, zeichnen ambivalentes, paradoxes, widersprüchliches Denken. Und genau aus diesem Grund ist ein solches Denken für die Soziale Arbeit äußerst interessant, bietet es eine brauchbare Reflexionsfolie für die Sozialer Arbeit. Denn die Soziale Arbeit ist *zum einen* hinsichtlich ihrer Entstehungsgeschichten mit Ambivalenzen konfrontiert; *zum anderen* ist sozialarbeiterische Praxis aufgeladen mit vielfältigen Widersprüchen und Uneindeutigkeiten.

3 Genese der Sozialen Arbeit aus der Ambivalenz der Moderne

Die moderne Gesellschaft ist mit der *Aufklärung* (auf der geistig-semanticen Ebene) und der *Industrialisierung* (auf der materiell-strukturellen Ebene) angetreten, die Menschheit zu befreien: von der selbstverschuldeten Unmündigkeit (Kant), etwa vom Glauben an höhere Mächte (an Gott) und von Leid und Not (in der Natur und der Gesellschaft). Vernunft und sozialer Fortschritt sollten an die Stelle von Irrationalität und Armut treten. Spätestens zum Ende des 19. bzw. zu Beginn des 20. Jahrhunderts zeigte sich jedoch, dass dieses Modernisierungsprogramm nicht widerspruchlos verläuft, sondern dass seine Realisierung ambivalent ist. Ein Zeuge für diese Ambivalenz ist beispielsweise Friedrich Nietzsche.

Nietzsche widersprach Hegel und Marx. Beide glaubten, einen dialektischen Fortschritt des Geistes bzw. der Gesellschaft als Gesetzmäßigkeit wissenschaftlich erkennen und begründen zu können. Im Gegensatz dazu konstruierte Nietzsche eine ambivalenzreflexive Perspektive, eine Dialektik ohne Synthese. So schreibt er 1886 in *Jenseits von Gut und Böse* (S. 17), dass es „sogar noch möglich [wäre], daß was den Wert jener guten und verehrten Dinge ausmacht, gerade darin bestünde, mit jenen schlimmen scheinbar entgegengesetzten Dingen auf verfängliche Weise verwandt, verknüpft, verhält, vielleicht gar wesensgleich zu sein.“ In *Also sprach Zarathustra* (S. 100) resümierte er 1883, dass „[n]icht nur die Vernunft von Jahrtausenden – auch ihr Wahnsinn [...] an uns aus[bricht]“ und nahm damit die Diagnose der bereits erwähnten *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno (1944) vorweg.

Nietzsche äußerte sich in dieser Weise – ohne dies freilich selbst so zu reflektieren – in einem gesellschaftlichen Kontext, in dem die Schattenseiten der modernen Entwicklung mehr und mehr sichtbar wurden. Die Industrialisierung etablierte nicht nur Reichtum und sozialen Fortschritt, sondern genauso Armut und soziale Katastrophen – in einem zuvor nie da gewesenen Ausmaß. So rissen aufgrund der Zentralisierung des Industriekapitals in den immer größer werdenden Städten gewachsene soziale Verbände, Dorf- und

Familiengemeinschaften auseinander und generierten eine neue soziale Formation: die moderne Kleinfamilie. Die Aufklärung, neben der Industrialisierung die andere Seite der Modernisierung, ging mit der Säkularisierung, mit dem Tod Gottes (Nietzsche) einher und führte zum Verebben moralisch-religiöser Integrationen sowie zu einem Bedeutungsverlust der Kirchen.

Die drei genannten Phänomene – *erstens*: die Industrialisierung mit der gleichzeitigen Produktion von Reichtum und Armut, *zweitens*: die Entstehung der modernen Kleinfamilie und *drittens*: die Säkularisierung als Folge der Aufklärung – führten schließlich (gekoppelt mit dem Kampf der Arbeiterbewegung um die Lösung der sozialen Ungleichheit und dem Kampf der Frauenbewegung um die Lösung der geschlechtlichen Ungleichheit) zur Entstehung der Sozialen Arbeit.

Alle drei genannten Entwicklungen bringen Ambivalenzen, widersprüchliche Dynamiken, die mit Schattenseiten einhergehen, in den Blick, auf die die Soziale Arbeit als eine gesellschaftliche Antwort verstanden werden kann. Die Soziale Arbeit reagiert auf die Ambivalenz der Industrialisierung, dass mit dem zunehmenden Reichtum zugleich die Armut wächst und dass das massenweise auftretende Problem der Not und des Elends von den klassischen Bewältigungsinstanzen nicht mehr befriedigend gelöst und in Zaum gehalten werden kann: von den Familien und den Kirchen. So ist die Entstehung der Sozialen Arbeit eine Folge des Zusammenbrechens der klassischen Familienverbände und der Etablierung der Kleinfamilie, die nur äußerst begrenzte zeitliche, personelle und materielle Ressourcen zur Verfügung hat, um ihre hilfsbedürftigen Mitglieder nachhaltig zu unterstützen. Hier bieten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter Kompensationen an. Und schließlich füllt die Soziale Arbeit die Lücke, die die Säkularisierung hinterlässt, und zwar in zweierlei Hinsicht: *zum einen* führt die Soziale Arbeit professionell, also in bezahlter Berufsarbeit, wissenschaftlich unterfüttert und gesellschaftlich legitimiert (insbesondere rechtlich kodifiziert) weiter, was die Kirchen einst begonnen hatten: Hilfebedürftige zu unterstützen. *Zum anderen* kompensiert sie, dass die Menschen sich mit dem Bedeutungsverlust der Religionen zusehends befreien konnten von den religiös-moralischen Motivationen der gegenseitigen Hilfe und der Nächstenliebe.

Die Entstehung der Sozialen Arbeit verweist neben den beschriebenen Problemen, die mit der Industrialisierung, der Etablierung der Kleinfamilie sowie dem Bedeutungsverlust von Religionen und Kirchen einhergehen, auf die Unfähigkeit der klassischen Professionen (vor allem der Jurisprudenz, der Medizin und der Psychologie) die mit dem Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert entstehenden gesellschaftlichen Probleme zu lösen. Diese Probleme lassen sich nur noch schwer klar eingrenzen und kategorisieren, sie betreffen die unterschiedlichsten Dimensionen des menschlichen Lebens, sind wechselseitig verstrickt und aneinander gebunden. Demgegenüber folgen die klassischen Professionen der modernen Logik der Differenzierung und Speziali-

sierung. Sie beziehen sich jeweils auf genau zu bestimmende, auf eindeutige Sachverhalte, auf klar umrissene Ausschnitte des menschlichen Lebens: die Jurisprudenz auf die Probleme der Regelung des sozialen Zusammenlebens sowie des Verhältnisses der Menschen untereinander sowie zu materiellen Dingen; die Medizin auf die Probleme der biologischen Körperlichkeit des Menschen und die Psychologie auf die Probleme der Psyche und des Bewusstseins des Menschen. Die Soziale Arbeit weist eine solche „professional purity“ (Stichweh 1996, S. 63), eine solche Reinheit ihres Problembezugs nicht auf, vielmehr sind die Probleme, auf die sie sich bezieht, diffuse Alltagsprobleme, die gleichermaßen das soziale Zusammenleben, die psychische und biologisch-körperliche Konstitution des Menschen betreffen können. Dies wurde bereits in der frühen Sozialarbeitstheorie, etwa bei Alice Salomon (1928) konstatiert, indem davon gesprochen wurde, dass sich die Wohlfahrtspflege auf die Einheit des Menschen und nicht lediglich auf Ausschnitte desselben zu beziehen habe.

Heute können wir dies konkretisieren, indem wir sagen, dass Soziale Arbeit sich auf die Lücken, Spalten und Zwischenräume bezieht, die die Spezialperspektiven der klassischen Professionen aufreißen und die sie selbst nicht wieder kitten können. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter haben es deshalb in der Regel mit Problemen zu tun, die die anderen Professionelle *nicht, nicht mehr* oder *noch nicht* bearbeiten können (vgl. ausführlich dazu Kleve 2000, S. 87ff.). Genau dies kennzeichnet einen Aspekt der Postmodernität Sozialer Arbeit: Diese Profession sprengt die modernen Prinzipien der Spezialisierung und Differenzierung zugunsten von Generalismus und Entdifferenzierung. Denn nur so kann sie die Probleme bearbeiten, die ihre Entstehung notwendig gemacht haben, nämlich jene Probleme, welche die Moderne mit ihrem Fortschreiten und aufgrund ihrer Logiken immer wieder produziert, ohne dass sie selbst nachhaltige Lösungen anbieten kann, die auf diesen modernen Logiken beruhen.

So ist es der Sozialen Arbeit nicht möglich, sich so zu konstruieren, wie es die klassischen Professionen immer noch und immer wieder schaffen: mit einer scheinbar eindeutigen Identität, befreit von Ambivalenzen, aufruhend auf klaren Ordnungsprinzipien und Systematiken (vgl. dazu auch die empirischen Forschungen von Kruse 2004 und Harmsen 2004). Vielmehr kann die Soziale Arbeit als eine postmoderne Profession bewertet werden mit einer paradoxen Identität der Identitäts- oder Eigenschaftslosigkeit (vgl. Bardmann 1996; Kleve 2000). Der Grund für diese postmoderne Identitätsform sind die Problemlagen, mit denen sich die Soziale Arbeit beschäftigt und die dazu führen, dass das Kennzeichen dieser Profession ist, von unterschiedlichsten Ambivalenzen geprägt zu sein.

4 Sozialarbeiterische Ambivalenzen als Dilemmata

Wie ausgeführt, kann bereits die Geburt der sozialarbeiterischen Profession als Zeichen einer Ambivalenz gedeutet werden, entspringt sie doch dem Unvermögen der Moderne, ihre Ideale einer glücklichen und zufriedenen Menschheit in der bürgerlichen oder proletarischen Gesellschaft zu erfüllen. Wenn es eine Lehre aus dem 20. Jahrhundert zu ziehen gilt, dann ist dies wohl diese, dass gesellschaftliche Entwicklungen, die auf unterschiedlichsten Ebenen als Problemlösungsversuche begonnen wurden, nicht geplante, zum Teil verheerende Folgen haben können, die neue Probleme und viel Leid für Menschen produzieren.

Dies ist nicht nur eine Kernthese postmoderner Philosophie, sondern kann auch als Forschungsfeld der Risikosoziologie ausgemacht werden. Demnach lassen sich unter den gesellschaftlichen Bedingungen einer komplexen sozialen Welt mit vielschichtigen ineinander verkoppelten menschlichen und technischen Gefügen keine Entscheidungen treffen, die nicht das Risikoproblem auf den Plan rufen (siehe Beck 1986; Luhmann 1991). Demnach produzieren Entscheidungen Folgen und Nebenfolgen, die von den Entscheidern nicht kontrolliert werden können und als Gefahren und Probleme für andere in Erscheinung treten.

Gerade weil sich die Soziale Arbeit der problematischen Seiten der Ambivalenz der modernen Gesellschaft widmet, wird sie in der gesellschaftlichen Kommunikation selbst ambivalent bewertet (vgl. Mühlum u. a. 1997, S. 183); denn sie konfrontiert *einerseits* die Gesellschaft, und damit ist sie deren schlechtes Gewissen, mit ihren sozialen Problemen, während sie *andererseits* das gute Gewissen des Sozialstaates darstellt, weil sie soziale Probleme zu lösen versucht, mithin „sozialen Sprengstoff entschärft und Systemloyalität fördert“ (ebd.).

Für unsere Thematik besonders relevant sind die Ambivalenzen, die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter in ihrer alltäglichen Arbeit spüren. Hierzu zählt beispielsweise die *Ambivalenz von Hilfe und Nicht-Hilfe*. Soziale Arbeit – so lautet die normative, auch rechtliche Forderung – soll mit ihrer professionellen Hilfe helfen, dass ein Zustand der Nicht-Hilfe, der Selbsthilfe der Klienten, erreicht wird. Hilfe läuft also dann, wenn sie in dieser Hinsicht erfolgreich ist, auf Nicht-Hilfe hinaus. Allerdings zeigt sich in der Praxis die Gefahr, dass professionelle Hilfe in problematischer Weise Nicht-Hilfe wahrscheinlich macht, dass sie also gerade nicht dabei hilft, die Klienten zur Selbsthilfe, zur Autonomie und zur Mündigkeit zu führen, sondern dass diese an das Hilfesystem gebunden werden. Hilfe kann auch zur Abhängigkeit und Unselbstständigkeit führen. Und dies erhöht freilich die Kosten, die das Hilfesystem für seine Arbeit verbraucht, ist demnach gerade in Zeiten knapper Kassen Kritikpunkt von staatlichen Geldgebern.

Auch verweist dieses Phänomen auf eine Ambivalenz, die seit einigen Jahren in der Praxis zunehmend stärker spürbar ist, und zwar auf den *Gegensatz von lebensweltorientierter Haltung der Professionellen und ökonomisch ausgerichteten Erwartungen der Geldgeber und Träger*. Auf der einen Seite sollen die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sich auf die Klienten in deren Lebenswelten einlassen, zieloffene Prozesse strukturieren, sich für den diffusen Alltag öffnen. Auf der anderen Seite wird von ihnen verlangt, ergebnisorientiert zu agieren, die Kosten im Blick zu behalten, also Effektivität (Zielwirksamkeit) und Effizienz (wirtschaftliche Sparsamkeit) als Steuerungsgrößen ihres Handelns im Auge zu haben.

Eine weitere sozialarbeiterische Ambivalenz tritt in Zeiten struktureller Problemlagen der Gesellschaft (wie Massenarbeitslosigkeit und Anwachsen von Armut) in den Mittelpunkt: der *Gegensatz zwischen den professionellen Möglichkeiten der Sozialen Arbeit, erfolgreich individuell zu helfen, und der Situation, dass die individuellen Problemlagen der Menschen in der Regel auch sozialstrukturell bedingt, wenn nicht gar gesellschaftlich verursacht sind*.

Schließlich soll auf eine Uneindeutigkeit hingewiesen werden, die die zumeist generalistisch agierenden Sozialprofessionellen alltäglich verspüren, die ihnen immer wieder ihre besondere Zwischenposition vergegenwärtigt: die *Auftrags- und Kontextambivalenz*. Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter haben es im Normalfall mit mehreren Aufträgen zu tun, die sich aus unterschiedlichen Kontexten ergeben, welche den jeweiligen Fall gleichermaßen einbetten. Zu denken ist freilich zunächst an die Klienten selbst, die bestenfalls etwas wollen, oder mit denen es innerhalb eines Beratungsprozesses möglich wird, einen Auftrag zu formulieren. Diesem Klientenauftrag stehen nicht selten zwei institutionelle Aufträge gegenüber: *zum einen* der Auftrag jener Institution, welche – etwa als öffentlicher Träger (z. B. als Jugendamt) – die jeweilige Hilfe finanziert; *zum anderen* der Auftrag, der in der Institution (z. B. eines freien Trägers) relevant ist, in welcher der Hilfeprozess abläuft. Gerade verdeckte Aufträge spielen hier eine große Rolle; so ist es angesichts der üblichen Fallfinanzierung Normalität, dass Institutionen wie freie Träger der Sozialen Arbeit, ihre Auslastungszahlen beachten müssen. Daher spüren die Professionellen die Aufforderung – was auch immer dies dann konkret heißen mag –, mit den Klienten und den Geldgebern so zu arbeiten, dass die optimale Auslastung, die Belegung aller Plätze und die Ableistung aller bewilligten Stunden erreicht werden. Und schließlich ist der gesellschaftliche, oft auch juristisch verklausulierte Auftrag für Praktikerinnen und Praktiker spürbar, dafür zu sorgen, dass die Klienten sich entsprechend bürgerlicher Normen und Werte verhalten, so ihre Kinder erziehen und ihre sozialen Kontakte pflegen.

Zusätzlich zu diesen hier eher recht abstrakt geschilderten Ambivalenzen werden in der Praxis eine Vielzahl von Situationen erlebt, in denen die Pro-

fessionellen gemischte Gefühle entwickeln, sich hin- und hergerissen fühlen, nicht klar sagen können, was innerhalb eines Kontextes mehrerer Handlungsmöglichkeiten das angemessene Verhalten sein könnte. Spätestens dann sind Verfahren notwendig, die es den Praktikerinnen und Praktikern erlauben, zielgerichtet und systematisch diese Ambivalenzen nicht nur zu reflektieren, sondern diese auch konstruktiv und kreativ zu bearbeiten – und zwar mit dem Ziel, eine Handlungsfähigkeit zu gewinnen, die zu angemessenem, passendem und brauchbarem Verhalten angesichts der spürbaren Ambivalenzen führt. Es geht in der Tat um das, was C. W. Müller (siehe oben) die „Kultivierung gemischter Gefühle“ nennt. Dass eine solche Kultivierung durch das Verfahren des Tetralemmas möglich wird, soll nun ausgeführt werden.

5 Tetralema als Ambivalenzentfaltung

Angesichts der vielfältigen sozialarbeiterischen Ambivalenzen stellt sich freilich die Frage, wie die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter diese Lage bewältigen können, wie sie trotz widersprüchlicher Anforderungen und Erwartungen dennoch erfolgreich handeln können, und zwar so, dass eine der beiden Seiten der jeweiligen Ambivalenzen nicht ausgeblendet, nicht verdrängt werden muss. Im Alltag neigen wir nämlich dazu, ambivalente Situationen entweder zu meiden oder aber im Sinne einer Entweder-Oder-Strategie eine eindeutige Entscheidung für eine Seite der jeweiligen Ambivalenz herbeiführen zu wollen. Diese Strategie ist in der Sozialen Arbeit nicht möglich. Denn oft sind beide Seiten der Ambivalenz für erfolgreiches Handeln gefragt, etwa Hilfe *und* Kontrolle, Hilfe *und* Nicht-Hilfe oder etwa Problemorientierung *und* Lösungsorientierung. Genau an dieser Stelle kann das Tetralema ins Spiel kommen.

Das Tetralema ist ein Schema, das sich dafür eignet, die beiden Seiten von Ambivalenzen *erstens* einzubeziehen und *zweitens* Wege zu finden, um einen passenden Umgang mit diesen Seiten zu realisieren. Daher ist dieses Schema besonders passend für die sozialarbeiterische Reflexionspraxis.

Ursprünglich kommt die Idee des Tetralemmas aus dem alten Indien. Dort hatten Richter in juristischen Verfahren die Möglichkeit, zwischen zwei streitenden Parteien vier Positionen einzunehmen – die *erste Position*: der Eine hat Recht; die *zweite Position*: der Andere hat Recht; die *dritte Position*: beide haben Recht und die *vierte Position*: keiner hat Recht.

Bereits an dieser Stelle wird ein Unterschied im Denken der alten Inder im Vergleich zu uns Europäern deutlich. Wir gehen tendenziell davon aus, dass, wenn zwei sich streiten, *entweder* der Eine *oder* der andere Recht hat und dass genau dies zu entscheiden ist. Mit dem Tetralema wird diese Ent-

weder-Oder-Logik gesprengt. Demnach zeigen sich auch noch ein dritter (beide haben Recht) und ein vierter Weg (keiner von beiden hat Recht).

Interessant ist, dass dieses Reflexionsschema von den Buddhisten um eine zusätzliche, nämlich um eine *fünfte* Position erweitert wurde, die darauf hinaus läuft, alle zuvor genannten Positionen zu negieren und auch diese Negation infrage zu stellen, also etwas ganz Anderes aufscheinen zu lassen.

Matthias Varga von Kibéd und Insa Sparrer (etwa 2009) haben das erweiterte bzw. durch die fünfte Position negierte Tetralemma als Prozessschema für psycho-soziale Prozesse der Konfliktlösung etabliert. Sie nennen die einzelnen Positionen: „das Eine“, „das Andere“, „Beides“, „Keines von Beiden“ und „... all dies nicht und selbst das nicht“.

Mit *dem Einen* ist freilich die eine Seite einer Ambivalenz gemeint, und mit *dem Anderen* eben die andere Seite. *Beides* fokussiert die Suche nach bisher möglicherweise übersehenen Vereinbarkeiten und Verbindungen zwischen dem Einen und dem Anderen. Besonders schnell fällt uns diesbezüglich möglicherweise der klassische *Kompromiss* ein. Anspruchsvoller wäre es schon, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass sich bezüglich unterschiedlicher sachlicher, sozialer, zeitlicher oder räumlicher Kontexte das Eine und das Andere möglicherweise ebenfalls vereinen lassen. Es könnte nämlich eine entsprechende *Kontexttrennung* realisiert werden. Während in dem einen Kontext, d.h. beispielsweise bezüglich des einen Themas, einer speziellen Person, zu einem bestimmten Zeitpunkt oder in einem entsprechenden Raum das Eine realisiert wird, kommt in dem anderen Kontext, also beispielsweise bezüglich eines anderen Themas, einer anderen Person, zu einem anderen Zeitpunkt oder in einem anderen Raum das Andere zum Tragen. Möglich ist auch, dass sich das Eine und das Andere in *paradoxe* oder *dialektischer* Weise verschränken. Obwohl das Eine und das Andere gegensätzlich sind, gehören dann beide Aspekte zusammen wie zwei Seiten einer Medaille.

Bei der Position *Keines von Beiden* suchen wir *nach bisher übersehenen Kontexten*, die die Ambivalenz zwischen dem Einen und dem Anderen bedingen oder sogar erst hervorgerufen haben. Es geht um die Frage, was im Hintergrund des ambivalenten Konfliktes noch eine Rolle spielt, worum es bei dieser Ambivalenz „eigentlich“ auch noch gehen könnte. So werden etwa *unterschiedliche Interessen oder Bedürfnisse* deutlich.

Die fünfte Position ... *all dies nicht und selbst das nicht* präsentiert das *buddhistische Prinzip der Nichtanhaftung*. Demnach ändert sich alles von Moment zu Moment. Der ambivalente Konflikt könnte sich plötzlich durch von uns selbst nicht beeinflussbare Faktoren auflösen. Dennoch wäre es zu einfach, allein das Nichtanhaftungsprinzip, *das Loslassen* als die fünfte Position zu markieren. Denn Matthias Varga von Kibéd betont auf Veranstaltungen zur Präsentation des Tetralemmas regelmäßig, dass diejenigen die fünfte Position des Tetralemmas nicht verstanden hätten, die behaupten, sie hätten sie verstanden. Das endgültige Verständnis der fünften Position ist demnach

unmöglich. Diese Position ist eben das, was sich nicht fassen lässt, etwas, das sich beim Eindruck, es erfasst zu haben, sofort wieder entzieht, eben etwas ganz Anderes, etwas Unbestimmtes, eine Leerstelle, die sich nur spontan füllen lässt.

Was gewinnen wir nun mit dem Tetralemma? Das Tetralemma kann als ein Prozessschema verstanden werden, das nützlich ist, wenn wir in einer Ambivalenz gefangen sind und zwischen den beiden Seiten hin und her pendeln, uns nicht entscheiden können oder uns nicht entscheiden dürfen, weil beide Seiten der Ambivalenz realisiert werden müssen, mithin ihre Berechtigung haben. Dann kann das Durchlaufen oder Durchwandern der Tetralemma-Positionen ganz im Sinne des ethischen Imperativs des Heinz von Foerster (1981, S. 60) neue Optionen eröffnen. Es steigert bestenfalls den Möglichkeitsreichtum im Denken und Handeln angesichts von ambivalenten Situationen. So postuliert von Foerster (ebd.) bekanntlich: „Handle stets so, daß weitere Möglichkeiten entstehen“. Um dies zu veranschaulichen, sollen im Folgenden zunächst eine kleine Lehrgeschichte und sodann mögliche Fragestellungen für Tetralemma-Wanderungen präsentiert werden.

5.1 Eine Lehrgeschichte

In der Literatur zur Konfliktvermittlungsmethode Mediation (vgl. etwa Besemer 1993, S. 25f.) oder in entsprechenden Weiterbildungen wird häufig eine Lehrgeschichte präsentiert, die sich gut eignet, um das Tetralemma und seine verschiedenen Positionen nachzuvollziehen. In diesem Beispiel wird von zwei Schwestern erzählt, die sich um eine Orange streiten. Beide zerren an der Orange, jedes der beiden Mädchen möchte die ganze Orange für sich haben. Die eine Schwester würde im Rahmen des Tetralemmas die eine Position vertreten (das Eine) und die andere Schwester die andere Position (das Andere).

Wenn wir nach der Möglichkeit von „Beides“ fragen, danach, ob es bisher übersehene Vereinbarkeiten bzw. Verbindungen zwischen der einen und der anderen Position gibt, dann könnten wir natürlich schnell auf den *Kompromiss* kommen. Die beiden Schwestern einigen sich, indem sie die Orange einfach teilen, jede bekommt eine Hälfte. Möglich wären aber auch andere Lösungen: Die Schwestern könnten sich auch darüber einigen, dass heute die eine die ganze Orange bekommt. Und beim nächsten Mal, wenn wieder eine solche Entscheidung ansteht, dann profitiert die andere Schwester und die erste übt Verzicht. Das wäre eine *Kontexttrennung in der Zeit*.

Auch eine *sachliche Kontexttrennung* wäre denkbar: Hinsichtlich der Orange könnte dann so entschieden werden, dass eine Schwester, sagen wir mal: Schwester A, die ganze bekommt und hinsichtlich einer anderen Sache wäre es dann so, dass Schwester B die entsprechende Sache für sich ent-

scheiden kann. Jedes Mal würden wir hier von einer „Beides-Lösung“ sprechen können, da beiden Schwestern damit entsprochen wird, beide müssten damit dann also einverstanden sein.

Wenn wir einen Schritt weiter gehen, und zwar in Richtung „Keines von Beiden“, dann fragen wir nach übersehenen Kontexten, die erst den Konflikt der beiden Schwestern bedingt oder gar verursacht haben. So könnten wir etwa nach den jeweiligen *Interessen* forschen, die beide Schwestern jeweils motivieren, die Orange besitzen zu wollen. In dieser Lehrgeschichte der Mediation verbirgt sich hier der entscheidende Aspekt, nämlich der *bisher übersehene Kontext der Bedürfnisse* beider Schwestern: Beide wollen zwar dasselbe, die Orange, dieses Wollen ruht aber auf unterschiedlichen Bedürfnissen bzw. Interessen. Die eine Schwester möchte mit dem Fruchtfleisch der Orange einen Saft produzieren, die andere hat vor, die Orangenschale als Aromabasis für einen Kuchen zu verwenden. Wir sind damit an einer Stelle angelangt, wo deutlich wird, worum es den Schwestern „eigentlich“ geht. Genau damit sind wir beim Kern von „Keines von Beiden“ und können eine andere Lösung, in diesem Fall sogar eine deutlich befriedigendere Lösung finden: Die eine Schwester bekommt das gesamte Fruchtfleisch für den Saft, die andere Schwester bekommt die gesamte Schale für das Kuchenaroma.

Wenn wir abschließend nach der fünften Position „...all dies nicht und selbst das nicht“ suchen, dann könnten wir sicherlich an unzählige Möglichkeiten denken, die den Konflikt zwischen den Schwestern verändern würden. So wäre es vorstellbar, dass die Schwestern während ihres Streits merken, wie absurd es ist, so intensiv und kräftezerrend um etwas zu ringen, was so wichtig vielleicht gar nicht ist, sie könnten erkennen, dass es geradezu lächerlich ist, wie stark ihr Streit um die Apfelsine geworden ist. Beide würden vielleicht tatsächlich anfangen zu lachen – über sich selbst und ihren heftigen Streit und könnten vermutlich so ihre Fixierung auf die Orange aufgeben. Damit hätten wir den *Humor* und das *Loslassen* als Varianten der fünften Tetralemma-Position im Blick.

Es könnte aber auch etwas ganz Anderes passieren – etwas, das die beiden Schwestern nicht kontrollieren können, das von ihnen ungeplant im Außen geschieht: So wäre es durchaus möglich, dass die Mutter den Konflikt für die Schwestern entscheidet. Auch so etwas Ungeplantes, *Unvorhergesehenes* kann diese Tetralemmaposition verdeutlichen. Aber wie ich bereits ausgeführt habe, die fünfte Position fassen zu wollen, widerspricht dieser Position: Sie markiert das Nichtfassliche, eine Leerstelle, die plötzlich mit etwas gefüllt wird und somit alles hinsichtlich der Ambivalenz oder des Konfliktes verändern kann.

5.2 Tetralemma-Wanderung

Wir könnten das Durchlaufen des Tetralemmas als kognitive Wanderung im Denken oder als kommunikative Wanderung im Gespräch mit einer anderen Person realisieren. Entwickelt wurde dieses Verfahren von Varga von Kibéd und Sparrer (2009) jedoch als Format einer Systemischen Strukturaufstellung. Hier kann nicht näher auf die innovative Methodik der Strukturaufstellungen eingegangen werden (siehe dazu einführend etwa Sparrer 2006 und für den Bereich der Sozialen Arbeit Kleve 2011). Deutlich werden kann jedoch, dass das Tetralemma in unterschiedlichen Settings nutzbar ist, um Ambivalenzen, Dilemma- oder Entscheidungssituationen zu reflektieren, um diesbezüglich passende Wege, neue Möglichkeiten und Alternativen zu finden.

Exemplarisch soll eine Variante eines Settings skizziert werden: die so genannte Bodenankerarbeit. Demnach werden die einzelnen Positionen (wie in der Abbildung unten) mit Karten auf dem Boden so symbolisiert, dass eine räumliche Tetralemmastruktur abgebildet wird. Eine Tetralemma-Wanderung sollte so praktiziert werden, dass sich die Person, die eine Ambivalenz reflektieren und diesbezüglich neue Optionen des Handelns bzw. Entscheidens erarbeiten will, körperlich auf die jeweiligen Kartenpositionen begibt.

Abb. Tetralemma-Positionen



Beim Durchlaufen des Tetralemmas könnte in Anlehnung an die folgende Auswahl von Fragen gespürt werden, welche Wahrnehmungen, Gedanken und Gefühle sich bei der Einnahme der jeweiligen Tetralemma-Positionen einstellen. Wir könnten jedes beliebige Dilemma, jede Entscheidungssituation oder jede Ambivalenz nehmen, um mit Hilfe der Anleitung zu Wahrnehmungen, Ideen oder Lösungen zu kommen, die die aktuelle Situation transformieren – bestenfalls in einen Zustand, der angesichts einer unentscheidbaren Situation wieder Entscheidungs- bzw. Handlungsfähigkeit ermöglicht:

- Das Eine – wir nehmen körperlich die Kartenposition „das Eine“ ein, dafür können wir uns vor die Karte oder auch direkt darauf stellen: *Was ist die eine Position, der eine Standpunkt? Gehört noch etwas dazu? Gibt es Weiteres, das bei dem Einen zu beachten ist? Wenn wir hier stehen und von dem Einen erzählen, welche körperlichen Wahrnehmungen bzw. Gefühle stellen sich ein? Wie bewerten wir diese Wahrnehmungen bzw. Gefühle, eher als angenehm oder eher als unangenehm?*
- Das Andere – wir bewegen uns auf die Kartenposition „das Andere“: *Wenn wir nun zunächst einmal körperlich und emotional wahrnehmen, wie es ist, wenn wir hier stehen, auf „das Andere“ gegenüber von „das Eine“. Welche Körperwahrnehmungen und Gefühle stellen sich ein? Wie würden bewerten wir diese Wahrnehmungen, eher als angenehm oder eher als unangenehm? ... Was ist die andere Position, der andere Standpunkt? Gehört noch etwas dazu? Gibt es Weiteres, das bei dem Anderen zu beachten ist? Wenn wir hier stehen und nun von dem Anderen erzählen, ändern sich dann die körperlichen Wahrnehmungen und Gefühle oder wird das, was wir bereits dazu gesagt haben, bestätigt und bestärkt?*
- Beides – wir nehmen die Kartenposition „Beides“ ein: *Wenn wir jetzt auf „Beides“ stehen und mal abwechselnd zum Einen und zum Anderen schauen oder es vielleicht sogar schaffen, das Eine und das Andere gleichzeitig in den Blick zu nehmen, welche körperlichen Wahrnehmungen oder Gefühle stellen sich dann ein? Wie bewerten wir diese Gefühle, eher als angenehm oder als unangenehm? Wenn wir jetzt überlegen, welche Möglichkeiten es geben würde, das Eine und das Andere so zu verbinden, dass sich ein „Beides“ ergeben würde – was fällt uns dazu ein? Wenn uns dazu nichts einfällt, nehmen wir mal an, es würde möglich sein, Beides zu realisieren, wie wäre das dann? Was wäre dann anders als jetzt? Woran würden wir merken, dass wir Beides realisiert haben? Wer würde das noch merken – und woran? Was wäre dann anders? Gibt es noch etwas, das uns zu dieser Position einfällt? Wenn wir hier stehen und nun über Beides nachdenken, ändern sich dann unsere körperlichen Wahrnehmungen und Gefühle oder wird das, was wir bereits dazu gesagt haben, bestätigt und bestärkt?*

- Keines von Beiden – wir bewegen uns zur Kartenposition „Keines von Beiden“, und zwar so, dass wir von dem „Einen“ und dem „Anderen“ wegblicken, dass wir gewissermaßen auf die Rahmenbedingungen, die Kontexte der Ambivalenz schauen: *Wenn wir jetzt auf „Keines von Beiden“ stehen und aus dieser Ambivalenz bzw. aus diesen Konflikt hinaus schauen auf das, was den Konflikt zwischen „das Eine“ und „das Andere“ tangiert, bedingt oder vielleicht erst verursacht hat, was kommt uns dann in den Sinn, was fällt uns dazu ein? Worum könnte es bei dieser Ambivalenz „eigentlich“ gehen? Worauf könnten wir „eigentlich“ noch schauen, wenn wir – wie jetzt – „hinter“ den Konflikt bzw. auf seine Rahmenbedingungen blicken? Gibt es noch etwas, was uns dazu einfällt, was wichtig sein könnte? Wenn wir jetzt hier auf „Keines von Beiden“ stehen und erzählen, welche Körperwahrnehmungen oder Gefühle stellen sich dabei ein? Ist das eher angenehm oder eher unangenehm?*
- ...all dies nicht – und selbst das nicht – wir gehen auf die entsprechend benannte Position: *Wenn wir jetzt hier stehen und uns vergegenwärtigen, dass immer auch etwas passieren könnte, das wir selbst nicht kontrollieren können, das wir nicht einmal erahnen, das bezüglich dieser Ambivalenz plötzlich geschehen könnte, was stellt sich dann an Körperwahrnehmungen und Gefühlen ein? Ist das eher angenehm oder unangenehm? Fällt uns inhaltlich zu dieser Position etwas ein? Gibt es noch etwas ganz Anderes, was wir jetzt wahrnehmen, was uns in den Sinn kommt und was bisher noch nicht zur Sprache gebracht wurde?*

Nach dem Durchwandern des Tetralemmas sollte eine gründliche Auswertung vorgenommen werden, in der das fokussiert wird, was nach dem Durchlaufen des Tetralemmas im Fühlen und Denken sowie vielleicht bereits im Handeln anders ist, was sich an Unterschieden ergeben hat? *Was ist jetzt anders? Wenn wir uns eine Skala von 0 bis 10 vorstellen – 10 bedeutet, dass wir genau wissen, wie wir uns hinsichtlich der wahrgenommenen Ambivalenz verhalten können und 0 bedeutet, dass Sie wir dies überhaupt nicht wissen, wo auf der Skala stehen wir jetzt? Was hat das Tetralema bei uns bewirkt, dass wir jetzt bei n stehen? Was müsste passieren, damit wir noch einen weiteren Schritt in Richtung 10 kommen können? Wie könnten wir das erreichen?*

6 Tetralema als doppelte Dekonstruktion

Abschließend soll das Tetralema in die postmoderne Theorieperspektive als eine Form der Dekonstruktion eingeordnet werden. Mit *Dekonstruktion* ist im Sinne von Jacques Derrida (etwa 1972) ein Verfahren gemeint, das gegen-

über vermeintlichen Eindeutigkeiten mit intensiver skeptischer Sensibilität reagiert und versucht, ausgeblendete Widersprüche, Gegensätze, Differenzen und Ambivalenzen zu Tage zu fördern. Mit anderen Worten, Dekonstruktionen bringen kognitiv und kommunikativ Verdecktes, Ausgeblendetes, Verdrängtes ans Licht und damit die Denk-, Sprach- und Schriftverhältnisse wieder ins Trudeln, ins Hin- und Herpendeln, in eine Unentschiedenheit.

Das Tetralemma stellt nun eine zweite Dekonstruktion dar. Die erste Dekonstruktion besteht – wie beschrieben – darin, die vermeintlichen Eindeutigkeiten hinsichtlich ihrer ausgeblendeten Pole zu hinterfragen, so dass die Unbestimmtheiten, die Ambivalenzen der Phänomene wieder in den Blick geraten. Mit anderen Worten, die erste Dekonstruktion erzeugt im Kontext von vermeintlicher Alternativlosigkeit eine weitere Möglichkeit, indem sie das Eine *und* das Andere differenziert. Eine solche ambivalenzreflexive Dekonstruktion verdeutlicht beispielsweise, dass Soziale Arbeit eben nicht nur Hilfe bedeutet, sondern auch Nicht-Hilfe; dass Soziale Arbeit eben nicht nur lebensweltorientiert agiert, sondern auch ökonomisch strukturiert ist; dass Soziale Arbeit mit zwei gegensätzlichen Tendenzen zu tun, und zwar damit zu spüren, wie eigendynamisch gesellschaftliche Strukturen uns entgegentreten und wie Menschen, die diesen Strukturen mehr und mehr ausgeliefert sind, die Verantwortung für ihr Handeln und dessen Folgen in diesem Kontext übernehmen sollen.

Mit Dietmar Kamper (1999, S. 102) – anhand weiterer Beispiele – formuliert, schafft es die erste Dekonstruktion also, die strikte Ambivalenz zu offenbaren, dass beispielsweise heutzutage „das Wissen und das Nichtwissen ins Parallele zunehmen und daß das Wissen dieses Verhältnisses unerträglich ist; daß sowohl das Nichthandeln als auch das Handeln ans Verbrechen grenzt; daß das Glauben und das Nichtglauben ununterscheidbar werden, und daß in Angelegenheiten des Herzens nichts so sicher ist wie die radikale Unsicherheit“. Noch abstrakter gesagt: Bereits die erste Differenzierung des Tetralemmas (das Eine und das Andere) generiert Alternativität.

Die zweite Dekonstruktion ist die weiter führende „stringente Dekonstruktion“ (ebd., S. 101), d.h. „die Auflösung der strikten Ambivalenz“ (ebd.) – ohne jedoch bei einer vereinfachten Eindeutigkeit, bei der Ausblendung von Polen der Ambivalenz zu landen. Eine solche Dekonstruktion geht von dem Wissen aus, dass „die Geschichte des Entweder/Oder zu Ende ist und daß in einer Phase des Übergangs der Ruck vom Sowohl/Als auch zum Weder/Noch geleistet werden muß“ (ebd.). Weiterhin interessiert sich eine solche Dekonstruktion für die verborgenen Werte jenseits der beiden Pole einer Ambivalenz, sozusagen für die „dritten Wege“. Diese zweite Dekonstruktion ist das „Hören auf die Wiederkehr des ausgeschlossenen Dritten“ (ebd., S. 107). Genau diese stringente Dekonstruktion ermöglichen die Tetralemma-Position „Beides“, „Keines von Beiden“ und „... all dies nicht – und selbst das nicht“.

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1966): Negative Dialektik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt (1991): Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bardmann, Theodor M. (1996): Eigenschaftslosigkeit als Eigenschaft. Sozialarbeit im Lichte der Kybernetik des Heinz von Foerster. In: Ders./Hansen, Sandra: Die Kybernetik der Sozialarbeit. Ein Theorieangebot. Aachen: Kersting, S.15-33.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Besemer, Christoph (1993): Mediation. Vermittlung in Konflikten. Königswald: Stiftung Gewaltfreies Leben/Heidelberg und Freiburg: Werkstatt für Gewaltfreie Aktion Baden.
- Derrida, Jacques (1972): Positionen. Graz/Wien: Passagen (1986).
- Foerster, Heinz von (1981): Das Konstruieren einer Wirklichkeit. In: Watzlawick, Paul (Hrsg.): Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus. München: Piper, S. 39-60.
- Harmsen, Thomas (2004): Die Konstruktion der professionellen Identität in der Sozialen Arbeit. Theoretische Grundlagen und empirische Befunde. Heidelberg: Carl-Auer.
- Horkheimer, Max/Adorno, Theodor W. (1944): Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. Reclam: Leipzig (1989).
- Kamper, Dietmar (1999): Ästhetik der Abwesenheit. Die Entfernung der Körper. München: Fink.
- Kleve, Heiko (2000): Die Sozialarbeit ohne Eigenschaften. Fragmente einer postmodernen Professions- und Wissenschaftstheorie Sozialer Arbeit. Freiburg i. B.: Lambertus.
- Kleve, Heiko (2006): Soziale Arbeit in der Postmoderne. Sozialarbeiterische Ambivalenzen als ethische Dilemmata. In: Dungs, Susanne u. a. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Ethik im 21. Jahrhundert. Ein Handbuch. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt, S. 108-124.
- Kleve, Heiko (2007a): Postmoderne Sozialarbeit. Ein systemtheoretisch-konstruktivistischer Beitrag zur Sozialarbeitswissenschaft. Wiesbaden: VS.
- Kleve, Heiko (2007b): Ambivalenz, System und Erfolg. Provokationen postmoderner Sozialarbeit. Heidelberg: Carl-Auer.
- Kleve, Heiko (2009): Postmoderne Sozialarbeitswissenschaft. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorien(n). Positionen, Kontroversen und Perspektiven. Wiesbaden: VS, S. 101-112.
- Kleve, Heiko (2010): Systemische Strukturaufstellungen in der Sozialen Arbeit. Theorie und Praxis eines innovativen Konzeptes. Veröffentlicht am 11.12.2010 in socialnet Materialien unter <http://www.socialnet.de/materialien/112.php>. [Zugriff: 20.01.2015].
- Kleve, Heiko (2011): Aufgestellte Unterschiede. Systemische Aufstellungen und Tetralemma in der Sozialen Arbeit. Heidelberg: Carl-Auer.
- Kleve, Heiko/Wirth, Jan V. (2011): Die Praxis der Sozialarbeitswissenschaft. Eine Einführung. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.

- Kruse, Jan (2004): Arbeit und Ambivalenz. Die Professionalisierung Sozialer und Informatisierter Arbeit. Bielefeld: transcript.
- Lambers, Helmut (2015): Theorien Sozialer Arbeit. Ein Kompendium und Vergleich. Opladen/Toronto: Verlag Barbara Budrich
- Luhmann, Niklas (1991): Soziologie des Risikos. Berlin/New York: de Gruyter.
- Luhmann, Niklas (1997): Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lyotard, Jean-François (1979): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien: Passagen.
- Lyotard, Jean-François (1981): Regeln und Paradoxa. In: Ders. (Hrsg.): Philosophie und Malerei im Zeitalter der Postmoderne. Berlin: Merve (1986), S. 97-107.
- Mühlum, Albert u. a. (1997): Sozialarbeitswissenschaft, Pflegewissenschaft, Gesundheitswissenschaft. Freiburg i. B.: Lambertus.
- Müller, C. Wolfgang (1999): Die Kultivierung gemischter Gefühle als sozialpädagogischer Beitrag zur Post-Moderne. Vorlesung aus Anlass des Symposiums zum 70. Geburtstag von Wilfried Gottschalch in der Technischen Universität Dresden am 9. Dezember 1999. Ms. (unveröff.).
- Nietzsche, Friedrich (1883): Also sprach Zarathustra. In: Ders. (Hrsg.): Kritische Studienausgabe Band 4. Hrsg. von G. Colli und M. Montinari. München: dtv (1999).
- Nietzsche, Friedrich (1886): Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel zu einer Philosophie der Zukunft. In: ders.: Kritische Studienausgabe. Band 5. Hrsg. von G. Colli und M. Montinari. München: dtv (1999).
- Salomon, Alice (1928): Grundlegung für das Gesamtgebiet der Wohlfahrtspflege. In: Thole, Werner u. a. (Hrsg.): KlassikerInnen der Sozialen Arbeit. Sozialpädagogische Texte aus zwei Jahrhunderten – ein Lesebuch. Neuwied/Kriftel: Luchterhand, S. 131-145.
- Sparrer, Insa (2006): Systemische Strukturaufstellungen. Theorie und Praxis. Heidelberg: Carl-Auer.
- Stichweh, Rudolph (1996): Professionen in einer funktional differenzierten Gesellschaft. In: Combe, Arno/ Helsper, Werner (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 49-69.
- Varga von Kibéd, Matthias/Insa Sparrer (2000): Ganz im Gegenteil. Tetralemmaarbeit und andere Grundformen Systemischer Strukturaufstellungen – für Querdenker und solche, die es werden wollen. Heidelberg: Carl-Auer.

Normative Dimensionen in der Theoriebildung der Sozialen Arbeit

Wolfgang Krieger

Normativität und Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Systematisierende Zugänge zu einer normenkritischen Wissenschaftstheorie der Sozialen Arbeit

1 Zur Einleitung: An welchen systematischen Orten tauchen Normen in der akademischen Sozialen Arbeit auf?

Die akademische Soziale Arbeit¹ – selbstredend nicht minder die Praxis der Sozialen Arbeit – ist von normativen Semantiken an mehreren Fronten regelrecht „umstellt“. Sie äußern sich als Anforderungen hinsichtlich moralischer Orientierungen in der Praxis und ihrer theoretischen Legitimation, als Anforderungen an die akademische Theoriebildung, als Anforderungen an die Forschung, als Anforderungen an den Wissenschaftsstatus und vieles mehr. Um einen ersten Überblick zu schaffen, soll hier zu Anfang daher der Frage nachgegangen werden, in welchen Kontexten bzw. an welchen systematischen Orten die akademische Soziale Arbeit mit normativen Fragen konfrontiert wird. Dabei wird die Relevanz von Normen für das praktische Handeln nur insoweit berücksichtigt, als diese möglicherweise Gegenstand von Theoriebildung wird bzw. in die Theoriebildung hineinwirkt. Es lassen sich für die *akademische* Soziale Arbeit mehrere Bereiche mit normativen Gehalten ausmachen:

1. Normen im Bereich der Ethik des beruflichen Handelns
 - a. Moralische Positionen (aus religiösen, weltanschaulichen oder idealanthropologischen Setzungen heraus begründete moralische Normen; diese können als Handlungsnormen, Haltungsnormen oder teleologische Normen auftreten)
 - b. Ethische Positionen (Sätze zur Begründung von moralischen Normen, d. h. der o. g. Setzungen)

¹ Ich benutze den Begriff „akademische Soziale Arbeit“ hier in bewusster Abgrenzung zum Begriff „Wissenschaft der Sozialen Arbeit“, weil ich letztere nur als einen spezifisch qualifizierten Teilbereich der akademischen Realität erachte. Auch der Begriff der „Disziplin“ wird hier vermieden, weil sich mit ihm sofort die Problematik verbindet, die Frage klären zu müssen, ob es sich um eine *wissenschaftliche* Disziplin handeln soll oder eben nur um jene faktische akademische Realität an den Hochschulen, die seit Jahrzehnten in Deutschland – lange Zeit ohne einen wissenschaftlichen Selbstanspruch – besteht.

- c. Teleologische Werte (Zielvorstellungen über die zu erreichenden Zustände bzw. praktischen Verhältnisse)
 - d. Ziel – Mittel – Zusammenhänge (Sind die Mittel geeignet, um bereits festgestellte Ziele zu erreichen)
2. Professionsbegründende Normen (Deutungen zum gesellschaftlichen Sinn, zum Auftrag, zum Gegenstand der Sozialen Arbeit; diese begründen sodann das professionelle Selbstverständnis)
 3. Kulturbedingte normative Vorgaben und Wertkontexte von faktischer Geltung (Normen in der öffentlichen Meinung, rechtliche Normen, religiöse Normen etc., Normalitätsnormen)
 4. Theoriebegründende Normen (normative Implikate im Entdeckungs- und Begründungszusammenhang von Theorien)
 5. Wertgeladene Sprache in Begriffen und Theorien und normative Rahmung der Theoriebildung (z. B. „soziale Probleme“, „Alltag im Widerspruch von Gegebenem und Aufgegebenem“ (*Thiersch*))
 6. Interpretationsprogrammatische Normen/tautologische Normen („Lebensweltorientierung ist eine normative Theorie“)
 7. Wissenschaftspraktische Normen und Forschungsethik (Wie *soll* die „Soziale Arbeit als Wissenschaft“ durchgeführt werden?)
 8. Wissenschaftstheoretische Normen (Was macht Wissenschaft aus? Durch welche Selbstverhältnisse qualifiziert sie sich zur Wissenschaft?)
 9. Erkenntnistheoretische Positionen (erkenntnistheoretische Postulate und Wahrheitsbegriffe und ihre Konsequenzen für den Anspruch von Wissenschaft)
 10. Praktisch-normative Ausrichtung von wissenschaftlicher Erkenntnis – der sog. Verwendungszusammenhang (Zu welchen Zwecken kann/soll wissenschaftliche Erkenntnis eingesetzt werden und welche Konsequenz hat dies für die wissenschaftliche Praxis?)²

Diese vermutlich unvollständige Übersicht macht bereits deutlich, dass an unterschiedlichen systematischen Orten der akademischen Sozialen Arbeit Normbegriffe von unterschiedlichem Typus und mit unterschiedlicher Wirkfunktion auftreten. In den Theoriekonzepten der Sozialen Arbeit werden häufig die aufgeführten Ebenen normativer Aussagen nicht auseinander gehalten bzw. zirkelschlüssige Zusammenhänge zwischen diesen konstruiert. Damit treten identische normative Begriffe auf verschiedenen Ebenen auf und lassen so keine klare Zuordnung zu einer bestimmten Ebene zu. Es ist daher zunächst wichtig, die verwendeten Normbegriffe nach verschiedenen

2 Der Umfang dieser Liste fällt bei Oelkers/Feldhaus (2011, S. 73 ff.) erheblich geringer aus, allerdings wird dort ein Unterschied zwischen Normrelevanzen für die Praxis und solchen für die Wissenschaft Sozialer Arbeit gar nicht thematisiert. Die Autorinnen nennen Normrelevanzen 1.) bei der Bestimmung des Gegenstandes von Sozialer Arbeit, 2.) bei der Bestimmung von Zielen für die Praxis, 3.) bei der Legitimation dieser Ziele und 4.) bei der (kritischen) Theoriebildung. Wissenschaftstheoretische Normen werden, trotz des Hinweises auf das Beschreiben-Bewerten-Dilemma (S. 78), nicht diskutiert. Stattdessen werden (pragmatisch-vorteilhafte) Gründe für die Legitimation einer normativen Wissenschaft Sozialer Arbeit gesammelt, die sich mit dem Ideologieverdacht einer solchen Wissenschaftskonzeption überhaupt nicht auseinander setzen.

Typen zu unterscheiden, die auch Klarheit hinsichtlich der jeweilig intendierten Wirkfunktion erbringen.

2 Typen von Normen im Wissenschaftskontext und ihr Auftreten in der Sozialen Arbeit

Zur Erläuterung der Normenbegriffe soll zunächst der soziologische Normenbegriff ausgeklammert werden, da dieser in der Regel auf den Kontext sozialer Handlungen bezogen wird und daher zu spezifisch ist. Ein wissenschaftstheoretisch nutzbarer Normenbegriff sollte weiter gefasst werden können und in der Lage sein, alles, was in der Theoriebildung direktiv oder einschränkend wirken könnte, mit zu erfassen. Ich greife daher auf eine philosophische Quelle zurück.

Die Philosophin Annemarie Pieper hat im Handbuch der Philosophischen Grundbegriffe einige unterschiedliche Bedeutungen des Normenbegriffs herausgearbeitet, die sich für einen systematischen Überblick nutzen lassen (Pieper 1973, S. 1009ff.).³

1. Norm im Sinne des „Normalen“, „Durchschnittlichen“. Die Norm beschreibt ein bestimmtes Maß und *vergleicht* dies mit dem zu bezeichnenden Gegenstand (altersgerechte Entwicklung von Kindern, durchschnittliche Studiendauer deutscher Studierender etc.).
2. Norm im Sinne eines technisch-pragmatischen Grund- und Verhaltensmusters. Die Norm beruht auf der *Festsetzung* eines bestimmten Musters, sei es in technischer Hinsicht (etwa Konfektionsgrößen, vorgeschriebene Höhe von Brüstungen), sei es hinsichtlich sozialer Regeln für erwartbares Verhalten (Regeln für korrektes Verhalten, Verkehrsregeln, Spielregeln).
3. Norm als notwendiges Gesetz. Die Norm wird entweder naturwissenschaftlich als Entsprechung empirisch beobachteter Regelmäßigkeiten (Naturgesetze) verstanden und dient so als Basis für die Vorhersage des Eintretens bestimmter Ereignisse, oder sie wird geistes- und sozialwissenschaftlich als Vorschrift zur Herstellung bestimmter erwünschter Ef-

3 In ähnlicher Weise unterscheidet Schnädelbach 1992, S. 83ff. sechs Typen von Normen: 1.) Normalnormen (was ist das Normale?), 2.) Standards (durch welche Merkmale genügt etwas oder jemand den Anforderungen?), 3.) Idealnomen (Setzungen einer idealen Handlung), 4.) Regulative Normen (Handlungsvorschriften), 5.) Direktive Normen (Zielerreichungsvorschriften) und 6.) Präskriptive Normen (moralische Vorschriften, Gesetze etc.). Schönrich (2010, S. 122f.) unterscheidet zwischen präskriptiven Normen, welche als Gebote und Verbote auftreten, direktive Normen, die unter der Vorgabe eines Ziels erfolgreiche Handlungen vorschreiben, und konstitutiven Normen, welche entweder eine empirisch festgestellte Durchschnittsnormalität, eine technische Norm oder auch eine soziale Norm im Sinne eines Standards bezeichnen.

fekte verstanden (Rechtsnormen, soziale Normen, religiöse Normen). Dieses Verständnis liegt auch dem soziologischen Normenbegriff zugrunde. Hierher gehören aber auch die „logischen Normen“, nämlich die „Begriffe, Regeln und Gesetze des Denkens, die seine Folgerichtigkeit und Widerspruchsfreiheit verbürgen“ (Pieper 1973, S. 1011). Erkennt werden diese Gesetze durch Reflexion des Verstandes auf seine eigenen Voraussetzungen (als Setzungen des Verstandes), sie sind daher zunächst deskriptiv wie Naturgesetze, werden dann aber imperativisch gewendet als Regeln des logisch Notwendigen. Sie bilden die Basis für einige epistemische Normen (Wissenschaftsnormen).

4. Norm als freies Gesetz. Urteilsnormen in der Ästhetik (das ästhetische Urteil des Schönen) und in der Ethik (das ethische Urteil des Guten) sind freie Setzungen, sie sind das Ergebnis pragmatisch notwendiger, aber inhaltlich nicht vorbestimmter Festlegungen (etwa im Schreibstil eines Dichters oder in den Prinzipien oder Haltungen zur Begründung einer moralischen Entscheidung). Diese Normen können durch Reflexion oder Intuition erkannt werden, aber nicht als notwendige, sondern als freigesetzte. Sie sind daher dezisionistisch begründet.

Die vier Normtypen unterscheiden sich nicht nur hinsichtlich ihres deskriptiven vs. imperativischen Charakters, sondern auch hinsichtlich ihres Zustandekommens, ihrer Zweckdienlichkeit und der Rechtfertigung ihrer Gültigkeit.

Es wird sich nun zeigen, dass der Bezug auf Normen in der sozialwissenschaftlichen Theoriekonstruktion sich keineswegs auf wissenschaftliche Normen im Sinne wissenschaftsinterner und logischer Normen beschränkt, sondern weitere Normtypen in Anspruch nimmt. Zunächst soll im Folgenden versucht werden, das System der vier Normtypen für das Feld der Sozialen Arbeit fruchtbar zu machen.

Ad 1) Normalitätsbegriffe.

Normen im Sinne des Normalen oder Durchschnittlichen sind in der Praxis der Sozialen Arbeit wie in einigen Diskursen zum normativen Fundament des Handelns keine Seltenheit. Es geht hier um Konstrukte der statistischen „Normalität“, die aus einer quantitativen Auswertung empirischer Daten von größeren Populationen gewonnen werden und in der Regel einen Toleranzraum rund um einen festgestellten Mittelwert beschreiben. Solche „Räume der Normalität“ finden sich etwa in manchen Verfahren der sozialpädagogischen Diagnose, der psychiatrischen Diagnostik oder auch der Behinderten-diagnostik als Indikator für spezifischen Förderbedarf (vgl. Michel-Schwartz 2009, S. 130).

Funktional von gleicher Wirkung wie statische Normalität ist die Konstruktion von „idealer Normalität“, d.h. von Erwartungen über Verhalten,

Kompetenzen, Einstellungen etc. gegenüber einem bestimmten Personenkreis. „Ideale Normalität“ ist in einem doppelten Sinne normativ: Erstens gilt es als „normal“, dass man bestimmte Eigenschaften von diesem Personenkreis erwarten kann, zweitens liegen diesen Eigenschaften soziale Normen zugrunde, die die Erwartung erst zum Ideal machen. Brigitta Michel-Schwartze nennt das Beispiel der Feststellung von „Defiziten“⁴, aus welcher für Soziale Arbeit Handlungsnotwendigkeiten abgeleitet werden. Soziale Arbeit steht unter diesen Prämissen in der Funktion einer „Normalisierungsarbeit“.

Grundsätzlich befindet sich auch die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit in der Versuchung, den Auftrag Sozialer Arbeit vor dem Hintergrund statistischer oder idealer Normalität zu begründen. Sie tut dies vielfältig bereits durch die Bestimmung des Gegenstandes von Sozialer Arbeit, der manchen auch zugleich als Bestimmung des Gegenstandes einer Wissenschaft Sozialer Arbeit erscheint, indem sie eine defizitorientierte Semantik ins Spiel bringt, die auf die Objektivierung von Abweichungsgraden vom einem „Normalen“ hinweist. Wenn der Gegenstand einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit der Mensch als ein „prinzipiell von Überforderung bedrohtes Wesen“ (Hauptert), als „homo disoeconomicus“ (Wagner) oder als „homo abusus“ (Tillmann) sein soll, dann braucht es einen Vergleichsmaßstab und einen Gegensatzbegriff, um zu identifizieren, für wen Soziale Arbeit auf den Plan gerufen werden soll. Auch wenn von „sozialen Problemen“ gesprochen wird, die die phänomenale Mitte der Wissenschaft der Sozialen Arbeit darstellen sollen, muss ermesselt werden, wann Verhältnisse zu „Problemen“ geraten. Wenn Mühlum im Anschluss an Thiersch die Wissenschaft der Sozialen Arbeit begründet sieht durch eine „Theorie und Praxis des gelingenden und scheiternden Lebens“, dann braucht es ein Maß des Gelingens vs. Scheiterns, dass die Abweichung vom Normalen ermesselt lässt.⁵ Der Bedarf an der Konstruktion des „Normalen“ setzt sich fort bei den Versuchen einer Kritischen Sozialen Arbeit, Kriterien für jene Normen zu finden, vor deren Maßstab Verhältnisse überhaupt kritisierenswert erscheinen. Die Debatte über das inzwischen erkannte „Maßstabsproblem“ wurde, wie Otto/Scherr/Ziegler konzedieren, „bislang unzureichend geführt“ (Otto/Scherr/Ziegler 2010, S. 143) – man fragt sich, auf welcher Basis Kritik dann bisher möglich war.⁶

4 Michel-Schwartze ebda. Insbesondere in Abgrenzung zum „Pathologischen“ wird häufig eine Norm konstruiert, die zugleich mit Theoremen zum „Gesunden“, zum „Natürlichen“ oder biologisch Funktionalen verbunden wird (vgl. Rösner 2002, S. 222ff.)

5 Zu den Versuchen der materialobjektiven Gegenstandsbestimmung einer Wissenschaft der Sozialen Arbeit vgl. Krieger 2011, S. 149ff.

6 Dass das Maßstabsproblem ein ungelöstes Problem der Kritischen Theorie sei, hatte Habermas schon in der Theorie des kommunikativen Handelns festgestellt (vgl. Habermas 1981, S. 500).

Ad 2) Norm im Sinne eines technisch-pragmatischen Grund- und Verhaltensmusters.

Kennzeichnend für solche Normen ist die Begründungslogik eines Zweck-Mittel-Zusammenhangs. Dabei gelten die Zwecke als bereits gegeben, während hinsichtlich der Mittel festzustellen ist, ob sie geeignet sind, die Zwecke zu erreichen. Mit solchen Zweck-Mittel-Argumentationen ist die Soziale Arbeit als Praxis beispielsweise im Bereich ihrer Methodik konfrontiert wie auch im Bereich der Qualitätssicherung. Die Grundproblematik technisch-pragmatischer Normen liegt nicht so sehr in der Absehung von Rahmenbedingungen, die möglicherweise die Sicherheit der Zielerreichung relativieren, als vielmehr in der perspektivischen Beschränkung auf nur *ein* oder auf nur *bestimmte* Mittel. Diese Beschränkung kommt praktisch einer Einschränkung von Freiheitsgraden im praktischen Handeln gleich, wenn infolge solcher Normen andere Handlungsalternativen, die vielleicht passender wären, übersehen oder gar verboten werden. Dies ist prinzipiell im Bereich von Verfahrensnormen der Fall, etwa bei der Anwendung bestimmter methodischer Schritte in sozialarbeiterischen Interventionen.

Ad 3) Norm als notwendiges Gesetz.

Als logisch, moralisch oder pragmatisch zwingend werden Normen ausgewiesen, indem sie von logischen Gesetzen, moralischen Prinzipien oder übergeordneten allgemeinen Zielen abgeleitet werden. Als notwendig können solche Normen nur begründet werden, wenn die durch sie zu garantierenden Ziele bereits festliegen. In diesem Sinne sind sie *regulative* (vgl. Janich 2005, S. 148) Normen unter dem Diktum eines spezifischen Zweckes. Während dieser Zweck bei logischen Normen in der Übereinstimmung mit der Regelmäßigkeit des verstandesmäßigen Schließens besteht, liegt er in *moralischer* Hinsicht in der Erfüllung einer ethisch abgeleiteten Sollensforderung und in der *pragmatischen* Hinsicht in der Tauglichkeit einer Handlung zur Lösung einer vorweg bestimmten Aufgabe. Für Normen als notwendiges Gesetz gilt grundsätzlich, dass die Rechtfertigungsfrage der Zwecke nicht zur Disposition steht. Sehr wohl aber können die Zwecke auf einer anderen normdiskursiven Ebene legitimiert worden sein. Dies gilt auch für einige Normen im Wissenschaftsbereich. Rationale Normen wie innere Widerspruchsfreiheit, Schlüssigkeit und Erfahrungscompatibilität beanspruchen ihre Geltung sowohl im praktischen Argumentieren wie im theoretischen. Für die wissenschaftliche Theoriebildung gelten sogenannte wissenschaftsinterne „superempirische Werte“ verbreitet als Regeln der Theoriekonstruktion, die neben den rationalen Normen etwa noch Prinzipien wie logische Klarheit, Zirkelfreiheit, Prüfbarkeit, Einfachheit, Ergiebigkeit, explanatorische Verein-

heitlichungskraft, Vereinbarkeit mit anerkannten Erklärungen etc. beinhalten.⁷

Ad 4) Norm als freies Gesetz.

Was hinter der Norm als notwendiges Gesetz steht, um diese notwendig erscheinen zu lassen, sind frei gesetzte Normen oder Wertbegriffe. Diese können willkürlich, intuitiv, auf Konsens beruhend, metaphysisch oder durch eine ontologische Überzeugung begründet sein. Sie ergeben sich als Entscheidungen des Dafür-Haltens. Die Wertbegriffe werden logisch als Letztbegründungen und Evidenzen behandelt. Beispiel: Ob etwas „schön“ ist, muss nicht begründet werden, es muss nur so empfunden werden.

Moralische Letztbegründungen werden durch die Ethik zur Geltung gebracht. Zur Diskussion steht dann die Ableitbarkeit oder Übereinstimmung von moralischen Haltungen oder Prinzipien von oder mit diesen Werten. Für die epistemischen Normen gilt beispielsweise der Wert Wahrheit als letztbegründend. Wird er in Frage gestellt, fällt die Begründungsbasis für eine normative Wissenschaftstheorie weg und „Wissenschaft“ darf alles genannt werden, was Wissenschaftler tun oder was von einer Gesellschaft, warum auch immer, als solche anerkannt wird. Für pragmatische Normen wird in der Regel das Kriterium Nützlichkeit oder Wirksamkeit in Anschlag gebracht. Die Frage, ob das, wofür eine Handlung nützlich ist, selbst wertvoll ist, ist keine pragmatische Frage mehr, sondern eine moralische.

Letztbegründungen tauchen in der Sozialen Arbeit vor allem als Legitimationswerte im berufsethischen Kontext oder als professionsbegründende Werte auf, die den Sinn von Sozialer Arbeit im gesellschaftlichen und historischen Kontext bezeichnen. Soweit utilitaristisch argumentiert wird, wird in diesem Sinn auch ein Wert der Nützlichkeit erkannt. Für die Wissenschaft Sozialer Arbeit ist mit dem Wahrheitswert zu rechnen, dessen Begriff allerdings heute durch zahlreiche erkenntnistheoretische, wissenschaftssoziologische und wissenschaftstheoretische Einwände verschiedentlich relativiert und modifiziert worden ist.

⁷ Vgl. etwa Obrecht 2007, S. 27ff. Diese Werte sind im Rahmen des logischen Empirismus und des Kritischen Rationalismus weitgehend anerkannt; allerdings werden sie von Vertreter_innen einer deskriptiven Wissenschaftstheorie, die die Aufgabe von Wissenschaftstheorie in der Beobachtung der Wissenschaftspraxis, nicht aber in der normativen Bestimmung von Wissenschaft sieht, als illegitime Setzungen abgelehnt. Vgl. zur Kontroverse zwischen normativer und deskriptiver Wissenschaftstheorie etwa Gesang 2005.

3 Normorientierungen der Praxis und ihr Stellenwert in der Theoriebildung

Gewissermaßen das systematische Einfallstor für normative Implikationen in die Theoriebildung bildet der Ausgang von der Wissenschaft der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft. Da wird oft einleitend festgestellt, dass sich die Wissenschaft der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft zur Normenproblematik der Praxis verhalten muss – eine noch recht offene Grundsatzklärung. Fast durchweg wird argumentativ das gleiche Muster zur Anwendung gebracht: Soziale Arbeit als Praxis basiert auf Normen und Werten, auf einem normativen gesellschaftlichen Auftrag oder einen entsprechenden Selbstbeauftragung oder, noch weitergehend, sie ist eine „Menschenrechtsprofession“ (etwa Staub-Bernasconi 2008) bzw. sie ist „Gerechtigkeitsarbeit“ (Kleve 1999, S. 72).

Damit ist zunächst noch nichts ausgesagt über die Bedeutung dieser Normativität von Praxis für eine Wissenschaft der Sozialen Arbeit. Die entscheidende Frage ist, *in welcher Weise* sich eine Wissenschaft Sozialer Arbeit der Normenfrage annehmen kann und soll, und in dieser Frage werden wissenschaftstheoretische Positionen relevant. Es lassen sich hier m. E. drei Meinungen feststellen:

1. Als Handlungswissenschaft untersucht eine Wissenschaft Sozialer Arbeit in beschreibender Weise die Verbreitung von Normen und Werten in der Praxis, ihre Kontexte, ihre Akzeptanz, ihre Anwendung und ihre Entstehungsgeschichte. Sie enthält sich dabei aber eigener Wertungen bezüglich dieser Normen und Werte. Ferner kann sie die logische Struktur normativer Zusammenhänge und Begründungsformen vor allem hinsichtlich ihrer Schlüssigkeit untersuchen.

2. Die Handlungswissenschaft Soziale Arbeit versteht sich als wissenschaftliche Selbstreflexion von Praxis hinsichtlich ihres Verhältnisses zu Normen. Sie untersucht die Praxis (vielleicht auch sich selbst)⁸ hinsichtlich der Abhängigkeiten, Herrschaftsstrukturen und Interessensbindungen, die die Wurzel ihres normativen Bewusstseins bilden, und sucht nach alternativen normativen Orientierungen. Diese zu finden, kann sie entweder in dialektischer Offenheit den jeweiligen historischen Subjekten überlassen oder selbst durch die Anerkennung eines allgemeinen Grundrechts- oder Moralkodex festlegen.⁹

8 Vereinzelt treten in der kritischen Sozialen Arbeit in den letzten Jahren Stimmen auf, die die Kritische Soziale Arbeit darauf hinweisen, dass Selbstkritik auch in der Wissenschaft zur Kritik gehört (vgl. Cremer-Schäfer/Resch 2012; Schreier 2013).

9 So kritisiert Helga Cremer-Schäfer etwa am Konzept Sozialer Arbeit als Menschenrechtsprofession, dass es in seinem Selbstverständnis als Handlungswissenschaft davon ausgeht, dass die Garantie von Rechten und Werten mit der Freiheit und Eigenständigkeit der Lebensführung gleichzusetzen sei und mit ihrer Verwirklichung „Utopiekritik und Selbstkritik praktisch keinen Stellenwert haben“ Cremer-Schäfer 2008, S. 78f. Dahinter stünde eine ordnungspolitische Ideal-

3. Die Wissenschaft der Sozialen Arbeit muss ethische Positionen im Sinne von Rechtfertigungspositionen für Normen und Werte als ihren originären Gegenstand betrachten, den sie selbst mit normativer Kraft zu vertreten hat. Die Äußerungen im Rahmen der Beschreibung der Konstitutiva von Handlungswissenschaft, die der Praxis so die Legitimation von Normen durch die Wissenschaft versprechen, sind Legion.¹⁰ Die praktische Relevanz von Normen und normativ aufgeladenen Beauftragungen wird dann nicht nur zu einem zu beschreibenden oder zu reflektierenden Gegenstand für eine Wissenschaft der Arbeit erklärt, sondern man erwartet von dieser auch die Begründung solcher Normen oder sieht sie gar selbst von Anfang an im *selben* normativen Zusammenhang stehend, d.h. als normative Wissenschaft. Das Verhältnis zur Normativität beschreibt dann keinen Unterschied zwischen Wissenschaft und Praxis mehr.

Hinter den genannten Positionen lassen klassische Differenzen wissenschaftstheoretischer Überzeugungen wiederfinden, die im Folgenden kurz umrissen werden sollen.

4 Normativität und Selbstverständnis der Sozialen Arbeit (als Wissenschaft)

Die Frage nach dem jeweiligen Wissenschaftsverständnis und der dahinter stehenden Wissenschaftstheorie ist zentral für die Normenbegründungslogik der jeweiligen Ansätze. Es soll daher hier in aller Kürze versucht werden, für die „klassischen“ wissenschaftstheoretischen Richtungen der geisteswissenschaftlich-hermeneutischen, der kritisch-emanzipatorischen und der kritisch-rationalistischen Wissenschaftstheorie ihr Verhältnis zur Normenfrage nachzuzeichnen.

a) Die geisteswissenschaftlich-hermeneutische und mit ihr die phänomenologische Richtung der Wissenschaftstheorie postuliert eine enge Verbindung von „Wert und Wirklichkeit“ in dem Sinne, dass sie der Überzeugung Ausdruck verleiht, „dass aus der Analyse dessen, was ist, Maßstäbe gewonnen werden können für das, was sein soll“ (Kümmel 1979, S. 139). Dilthey hat für Erkenntnis des „Wertvollen“ eine Form der Imagination für wesentlich

vorstellung, dass nämlich menschliche Freiheit durch einen Moralkodex gewährleistet werden könne, welcher selbst keiner Entwicklung und Infragestellung mehr bedürfe. Die Kritik, die sich aus diesem Verständnis von Sozialer Arbeit an sozialen Verhältnissen ergibt, nennt Cremer-Schäfer „normative Kritik“. Sie kritisiert auf der Basis einer Norm, die selbst absolut gesetzt wird.

¹⁰ Vgl. Höllmüller: „Der Begriff („Handlungswissenschaft“, d. A.) soll die Verschränkung mit dem professionellen Handeln sichern und die dort relevante wertende Komponente durch einen Wissenschaftsanspruch aufwerten.“ (2013, S. 135f.) Zugleich weist Höllmüller darauf hin, dass mit dem Begriff „Handlung“ eine alternative Ausrichtung auf „Kommunikation“ ausgeschlossen wird, also der Begriff „Handlungswissenschaft“ theorieintegrativ verkürzend ist (ebd., S. 138).

erachtet, nämlich die Vorstellung vom Vollkommenen, die angesichts der beobachteten oder auch nur gedachten Tatsachen im Bewusstsein aufkommt. Diese Vision des Vollkommenen offenbart die Erkenntnis der Werte. Kümmel zitiert eine markante Passage aus Diltheys Schrift „Die geistige Welt“:

„Sehen des Tatsächlichen ist daher mit Vollkommenheitsvorstellungen verbunden. Das, was ist, erweist sich als nicht lösbar von dem, was es gilt und was es soll. So schließen sich an die Tatsachen des Lebens die Normen desselben.“ (Dilthey 1990, S. 267 nach Kümmel ebd.)

b) Das kritisch-emanzipatorische Wissenschaftsverständnis entzieht sich der Notwendigkeit einer Normenbegründungslogik durch die Setzung, dass kritische Wissenschaft in ihrem Sinne von vornherein parteiisch sei, indem ihre Praxis umfassend dem Ideal der Freiheit verschrieben sei. Dieses Ideal selbst wird nicht weiter begründet (vgl. Ritsert 2009; Otto/Scherr/Ziegler 2010, S. 146), allenfalls werden verschiedene Bedürfnisse bezeichnet, die als falsche oder wahre Bedürfnisse unterschieden werden und für welche eine freie Form der Befriedigung eingeklagt wird (vor allem bei Marcuse). Hinter diesen Qualifikationen des „Falschen“ oder „Wahren“ stehen zweifellos normative Entscheidungen, die sich nicht damit genügen können, auf Visionen zu verweisen (vgl. kritisch Beaufort 1987, S. 39f.). Insofern muss es Maßstäbe geben, um das Wahre vom Falschen zu scheiden, und ohne Maßstäbe kann es keine Kritik geben.

In neueren Diskussionen um eine angemessene Verhältnisbestimmung von Autonomie und Heteronomie und andere hat die Kritische Theorie nun offenbar ihr „Maßstabsproblem“ (wieder) erkannt (vgl. Ritsert 2009; 2010; 2013; 2014; Bittner 2009; Otto/Scherr/Ziegler 2010; Scherr 2012). Nun heißt es: „Jede Kritik setzt Maßstäbe voraus, die eine Bewertung dieser Verhältnisse ermöglichen.“ (Otto/Scherr/Ziegler 2010, S. 141) Zumindest im Blick auf die normativen Grundlagen für die Soziale Arbeit hofft man nun im Rückgriff auf den Capability Approach einen solchen Maßstab zu erhalten (so etwa Otto/Scherr/Ziegler 2010 und Scherr 2012).

Die Hauptanliegen kritisch-emanzipatorischer Wissenschaft sind die Aufdeckung gesellschaftlicher Widersprüche und Verschleierungsmechanismen, sowie die Entlarvung von Herrschaftsstrukturen und ihren Auswirkungen. „Ihr Element ist die Freiheit, ihr Thema die Unterdrückung“ (Adorno/Horkheimer 1981, S. 247), heißt es programmatisch bei Adorno. Parteilichkeit ist damit auch der Ausgangspunkt ihres Erkenntnisinteresses.

Aus Sicht Habermas' geht es nicht um eine Entscheidung zwischen Werten-Wollen oder Nicht-Werten-Wollen, sondern um die Transparenz einer vorab gesetzten Wertung in der Wissenschaft.

Kritisch-emanzipatorische Wissenschaft stellt ihr emanzipatorisches Erkenntnisinteresse in Gegensatz zu jenem technischen der empirisch-nomologischen Wissenschaft, die ihre implizite Interessensgebundenheit gar nicht erkennen können. In dialektischer Produktivität entstehen Gegensatzkonstruktionen, die der analytischen Wissenschaft eine konservativ-instrumentalistische Rationalität („halbierte Rationalität“) unterstellen, die kritische Wissenschaft aber als den Motor einer sich dialektisch-reflexiv

selbstbefreienden Gesellschaft präsentieren.¹¹ Eine solch unterschiedliche Bewertung ist eigentlich wiederum nur vor dem Hintergrund normativer Maßstäbe möglich.

c) Die kritisch-rationalistische Wissenschaftstheorie betrachtet infolge der beanspruchten Werturteilsfreiheit im Begründungskontext die Normenbegründungsfrage als außerhalb der wissenschaftlichen Methodik stehend. Sie unterwirft sich aber selbst in hohem Maße den Präskriptionen wissenschaftsinterner Normen. Sehr wohl kann sich Wissenschaft außerhalb des Begründungskontextes normative Zusammenhänge erforschen: Die hypothetische Befassung mit Normen, welche ihrerseits etwa durch die Ethik begründet werden oder durch Rechtswirksamkeit bereits faktisch bestehen, ist ihr im Rahmen von Zweck-Mittel-Überlegungen möglich (vgl. Rössner 1977, S. 39ff.). Ferner können aus festgestellten Regelmäßigkeiten (Wenn-dann-Sätze) beim Wirksamwerden von Normen Prognosen abgeleitet werden (vgl. Topitsch 1966, S. 331). Darüber hinaus kann sie sich in ihrem analytischen Selbstverständnis auch mit der logischen Schlüssigkeit von normativen Zusammenhängen befassen.

5 Krypto-normative Elemente im Begründungskontext von Theorien Sozialer Arbeit

Klaus Jürgen Berger hat in seiner gründlichen Analyse normativer Elemente in der Betriebswirtschaft (1979) neben verschiedenen präskriptiven Satztypen als weitere normative sprachliche Komponente sogenannte „krypto-normative Elemente“ dargestellt. (Berger 1979, S. 169f.)¹² Diese bezeichnen Begriffe, in deren historischer Bedeutung Normsetzungen verborgen sind, die nicht durch formale Zeichen kenntlich gemacht werden. Mit der Verwendung solcher Begriffe kann der Textproduzent beim Rezipienten ein hohes Maß an Zustimmung oder Ablehnung des ausgesagten Sachverhalts erwarten, weil infolge der sprachlichen Sozialisation diese Begriffe hochwahrscheinlich positiv oder negativ konnotiert werden. In solchen Begriff konfundiert die Bezeichnung eines Sachverhalts mit einer Bewertung. Berger veranschaulicht dieses Phänomen am Beispiel des „rationalen Verhaltens“ in der Betriebswirtschaft.

Als krypto-normative Elemente im Begründungskontext von Theorien Sozialer Arbeit treten häufig Begriffe auf, deren Semantik nicht oder nicht nur beschreibend fungiert, sondern die infolge ihres Gebrauchs von vornherein mit veränderungswürdigen Verhältnissen assoziiert werden. Albert Scherr nennt ein Beispiel für solche Semantiken mit „impliziter Normativität“: „Wenn vom Anstieg von Armutsraten oder der Zunahme von Ungleich-

11 Eine Übersicht solcher Konfrontationen gibt hinsichtlich der wissenschaftstheoretischen Positionen Claußen, 1979, S. 76ff.

12 Berger bezieht sich hier bezüglich des Begriffes auf Raffée 1974, S. 74ff.

heit gesprochen wird, dann geschieht dies vielleicht nicht im Sinne von bloßen Tatsachenfeststellungen, sondern implizit in Referenz auf das Werturteil, dass weniger Armut und geringere Ungleichheit besser sind als mehr Armut und stärkere Ungleichheit.“ (Scherr 2012, S. 17, Fußnote). Krypto-normative Begriffe haben eine semantische Entwicklung genommen, die in der Regel zunehmend kontextspezifisch wurde und aus diesen Kontexten wertende und emotional engagierte Haltungskomponenten hervorgebracht hat. Die mit den Begriffen verbundenen Sachverhalte erscheinen im Sprachgebrauch dann von vornherein als attraktiv oder ablehnenswert.

Peter Zima hat darauf hingewiesen, dass aus der Provenienz vieler Theorien in den Sozialwissenschaften zu erkennen ist, dass ihnen ein „ideologisches Engagement“ (vgl. etwa Zima 2004, S. 34) zugrunde liegt. Die Relikte dieses Engagements bilden Begriffe, die entweder klar negativ konnotiert sind, wenn sie für die diagnostizierten Probleme stehen, oder klar positiv konnotiert sind, wenn sie für die Lösungen stehen. Insofern sich Soziale Arbeit als Problembearbeiterin versteht, sind „soziale Probleme“ für sie keine neutral beschriebenen Sachverhalte (wie vielleicht für einen Soziologen), sondern der zu überwindende Gegner, gegen den sich ihre Arbeit richtet (vgl. Edelman 1988; Fischer/Prinz 2002, S. 25).¹³

„In der Sozialen Arbeit werden bestimmte Ereigniskonstellationen als Probleme bezeichnet, für deren Entschärfung oder Lösung die Soziale Arbeit eine fachliche wie professionelle Zuständigkeit beansprucht. Die Formulierung von Problemen ist unweigerlich auf normative Überzeugungen gegründet, das heißt auf einer Vorstellung von Sollzuständen. Das Normativitätsproblem der Sozialen Arbeit stellt sich also bereits damit, dass die Bestimmung ihres Gegenstandsbereichs unhintergebar auf normativen Festlegungen aufbaut.“ (Oelkers/Steckmann/Ziegler 2008, S. 241)

Die Stichwörter für „gute Lösungen“ wie „Empowerment“, „Inklusion“, „Lebensweltorientierung“, „Anerkennung“ etc. werden von vornherein positiv konnotiert. Dabei kommt es des Öfteren auch zu einer semantischen Spezifizierung, um nicht zuzugestehen: Verwechslung, die zunächst in den Begriffen nicht angelegt ist: Die negativ konnotierten Begriffe stehen für Beschreibungen (Problemlagen), die positiven für das zu Erwirkende und die dazu notwendigen Handlungen. So wird „Empowerment“ und „Inklusion“ zu einem Handlungskonzept, während kollektive „Ohnmacht“ und „Exklusion“ nur eine Lage beschreiben. Diese Umdeutung ist leichtfertig und führt häufig zur Abweichung von jenen vor allem soziologischen Theoriebegriffen, auf die man sich eigentlich bezieht.

Einen gewissen Sonderfall der Entwicklung krypto-normativer Elemente stellt der Bezug von Theorien Sozialer Arbeit auf Theoreme sozialpädagogischer Zeitdiagnosen dar. Bernd Dollinger, der sich mit der Bedeutung von Zeitdiagnosen für die sozialpädagogische Theoriebildung beschäftigt, führt

¹³ Dabei divergiert der Begriff der sozialen Probleme in der sozialwissenschaftlichen Literatur ganz erheblich (vgl. Mäder/Schmassmann 210, S. 33; ein Definitionsversuch: Obrecht 2005, S. 132).

eine ganze „Ahnenreihe sozialpädagogischer Gegenwartsdiagnostik“ auf, angefangen „von der ‚sozialen Frage‘, über eine angemahnte Entstittlichung der Menschen, ihre Atomisierung und krisenhafte Individualisierung, weiter zu Anomie, fortgeschrittener Desintegration oder radikalierter Individualisierung weiter über eine ontologische Entbettung des postmodernen Menschen bis hin zu gesellschaftlicher Entgrenzung und darüber hinaus“ (Dollinger 2008, S. 32). Die begrifflichen Schöpfungen, die in der Theoriebildung der Sozialen Arbeit Problematisches markieren, sind Legion und sie treten häufig mit einem zugleich bezeichnenden wie erklärenden Anspruch auf, der in doppelter Weise interpretativ verpflichtend wirkt: Zum einen, indem er bestimmte Phänomene als unter diesen Begriff subsummierbar normiert, zum anderen, indem er die Erklärung für das Zustandekommen des Phänomens unter jenes Gesetz stellt, dass hinter dem Begriff steht. Begriffe wie „Integration“ und „Desintegration“, neuerdings „Inklusion“ und „Exklusion“, wären hierfür ein Beispiel.

Dollinger zeigt nicht nur auf, wie der zeitdiagnostische Ansatz von Theorien zur Vereinseitigung bestimmter Perspektiven auf die Gegenstände und zu Übergeneralisierungen einzelner empirischer Ergebnisse führt (ebd., S. 33f.), er verweist auch – unter Bezug auf Schimank – auf die Immunisierungsstrategien solcher Theorieentwicklung gegenüber konkurrierenden Erklärungsansätzen und auf die davon ausgehende selektionsnormative Gewalt gegenüber den zu analysierenden Gegenständen, die für die Soziale Arbeit in der Praxis schließlich die Adressat innen sozialer Hilfeleistungen sind, Einzelfälle im Raster zeitdiagnostischer Erklärungsfolien:

„Theoriebildung ähnelt derzeit z. T. Versuchen der zeitdiagnostischen Plausibilisierung und Legitimierung einzelner Positionen und Handlungsmöglichkeiten, ohne die Ambivalenzen und Folgewirkungen, insbesondere für die adressierte Klientel, in den Blick zu nehmen.“ (Ebd., S. 39)

Die Einseitigkeiten zeitdiagnostischer Theoriebildung sind also nicht nur wissenschaftstheoretisch zu kritisieren, sie sind auch als Orientierungen z. B. sozialpädagogisch-diagnostischer Praxis als rigoros schematische Erklärungsmuster zu kritisieren. Zu kritisieren sind auch die Polarisierungen des Selbstverständnisses von Sozialer Arbeit, die theoretisch etwa bei der Gegenstandsbestimmung von Sozialer Arbeit eine Rolle spielen, praktisch aber auch als Selbstimmunisierungsstrategie sozialarbeiterischer Situiertheit fungieren. Dollinger formuliert es prägnant: „Im zeitdiagnostischen Rahmen schaffen sich sozialpädagogische Theorien die Art von Gesellschaft, gegen deren Krise sie antreten“ (ebd., S. 40). Und für die Praxis heißt dies: Dank solcher Polarisierung können die Orte der Sozialen Arbeit als die friedlichen, versöhnenden, restaurierenden und bewältigenden Gegenwelten zur Krisengesellschaft entworfen und gegen Kritik immunisiert werden. Hier werden die Scheuklappen der Theorie am Ende praktisch.

Literatur

- Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max (1981): Dialektik der Aufklärung. In: Theodor W. Adorno (Hrsg.): Ges. Schriften 3. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Beaufort, Jan (1987): Wie ist ein wissenschaftlicher Zugang zu Problem der menschlichen Bedürfnisse möglich? In: Alfred Schöpf (Hrsg.): Bedürfnis, Wunsch, Begehren. Probleme einer philosophischen Sozialanthropologie. Würzburg: Königshausen und Neumann, S. 37-46.
- Berger, Klausjürgen (1979): Kritische Analyse normativer Elemente in der Betriebswirtschaftslehre. Berlin: Duncker & Humblot.
- Bitner, Rüdiger (2009): Kritik, und wie es besser wäre. In: Rahel Jaeggi/Tilo Wesche (Hrsg.): Was ist Kritik? Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 134-149.
- Claußen, Bernhard (1979): Die Position der Kritischen Pädagogik im Positivismusstreit. In: Wilhelm Büttemeyer/Bernhard Möller (Hrsg.): Der Positivismusstreit in der deutschen Erziehungswissenschaft. München: Fink, S. 70-93.
- Cremer-Schäfer, Helga (2008): Individuum und Kritik. Von der Wert-Orientierung zur Gebrauchswertorientierung. In: Widersprüche, 107, S. 77-92.
- Cremer-Schäfer, Helga/Resch, Christine (2012): 'Reflexive Kritik'. Zur Aktualität einer (fast) vergessenen Denkweise. In: Roland Anhorn u. a. (Hrsg.): Kritik der Sozialen Arbeit – Kritische Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS, S. 81-106.
- Dilthey, Wilhelm (1990): Gesammelte Schriften. Bände I bis XXVI: Gesammelte Schriften, Bd. 5: Die geistige Welt. 8. Aufl. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Dollinger, Bernd (2008): Sozialpädagogische Theorie zwischen Analyse und Zeitdiagnose. In: *Widersprüche*, H. 104, S. 31-42.
- Edelman, Murray (1988): Die Erzeugung und Verwendung sozialer Probleme. In: *Journal für Sozialforschung*, S. 175-192.
- Fischer, Barbara/Prinz, Sina (2002): Quo vadis Soziale Arbeit? Unver. Manuskript. Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven, Standort Emden, Fachbereich Sozialwesen. Internet: http://www.webnetwork-nordwest.de/dokumente/quo_vadis.pdf [Zugriff: 04.08.2012].
- Gesang, Bernward (2005): Deskriptive oder normative Wissenschaftstheorie? Frankfurt a. M.: Ontos.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Höllmüller, Hubert (2013): Der Begriff „Handlungswissenschaft“ in der Sozialen Arbeit – eine wissenschaftstheoretische und wissenschaftspraktische Kritik. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): Handlung in Theorie und Wissenschaft Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer, S. 125-140.
- Janich, Peter (2005): Wissenschaftsphilosophie als kritische Reflexion auf eine historische Praxis. In: Bernward Gesang (Hrsg.): Deskriptive oder normative Wissenschaftstheorie? Frankfurt a. M.: Ontos, S. 145-166.
- Kleve, Heiko (1999): Soziale Arbeit als stellvertretende Inklusion. Eine ethische Reflexion aus postmodern-systemischer Perspektive. In: Pantucek, Peter/Vyslouzil Monika; (Hrsg.): Die moralische Profession. Menschenrechte und Ethik in der Sozialarbeit. St. Pölten: Sozaktiv, S. 67-86.

- Krieger, Wolfgang (2011): Das Allgemeine akademischer Sozialer Arbeit. Rückblick und Ausblick auf die Gegenstandsdebatte zur Wissenschaft der Sozialen Arbeit. In: Björn Kraus u. a. (Hrsg.): Soziale Arbeit zwischen Generalisierung und Spezialisierung. Das Ganze und seine Teile. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 143-164.
- Kümmel, Friedrich (1979): Die hermeneutische Position im Positivismusstreit. In: Büttemeyer, Wilhelm/Möller, Bernhard (Hrsg.): Der Positivismusstreit in der deutschen Erziehungswissenschaft. München: Fink, S. 94-121.
- Link, Jürgen (1999): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. 2. Aufl. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Mäder,Ueli/Schmassmann, Hector (2010): Wie normativ muss die Armutsforschung sein? In: Otto, Hans-Uwe/ Ziegler, Holger (Hrsg.): Das Normativitätsproblem der Sozialen Arbeit. Sonderheft 11. Neue praxis.
- Michel-Schwartz, Brigitta (2009): Fallarbeit – ein theoretischer und methodischer Zugang. In: Dies. (Hrsg.): Methodenbuch Soziale Arbeit. Basiswissen für die Praxis. 2. überarb. u. erw. Aufl. Wiesbaden: VS, S. 121-154.
- Obrecht, Werner (2005): Ontologischer, sozialwissenschaftlicher und sozialarbeitswissenschaftlicher Systemismus – Ein integratives Paradigma der Sozialen Arbeit. In: Hollstein-Brinkmann, Heino/Staub-Bernasconi, Silvia (Hrsg.): Systemtheorien im Vergleich. Wiesbaden: VS, S. 93-172.
- Obrecht, Werner (2007): Was ist Wissenschaft? Die naturalistische Sicht des Wissenschaftlichen Realismus. Internet: http://w3-mediapool.hm.edu/mediapool/media/fk11/fk11_lokal/forschungspublikationen/lehrmaterialien/dokumente_112/sagebiel_1/Obrecht-07-Okt-Was_ist_Wissenschaft_m_Anh_pdf [Zugriff: 11.12.2013].
- Oelkers, Nina/Steckmann, Ulrich/Ziegler, Holger (2008): Normativität in der Sozialen Arbeit. In: Ahrens, Johannes u. a. (Hrsg.): Beschreiben und/oder Bewerten 1. Normativität in sozialwissenschaftlichen Forschungsfeldern. Münster: Lit, S. 231-256.
- Oelkers, Nina/Feldhaus, Nadine (2011): Das (vernachlässigte) Normativitätsproblem in der Sozialen Arbeit. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS, S. 69-83.
- Otto, Hans-Uwe/Scherr, Albert/Ziegler, Holger (2010): Wieviel und welche Normativität benötigt die Soziale Arbeit? Befähigungsgerechtigkeit als Maßstab sozialarbeiterischer Kritik. In: Neue Praxis, 2, S. 137-163.
- Pieper, Annemarie (1973): Norm. In: Krings, Herrmann/ Baumgartner, Hans Michael/ Wild, Christoph (Hrsg.): Handbuch philosophischer Grundbegriffe. München: Kösel.
- Raffée, Hans (1974): Grundprobleme der Betriebswirtschaftslehre. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Ritsert, Jürgen (2009): Der Mythos der nicht-normativen Kritik. Oder: Wie misst man die herrschenden Verhältnisse an ihrem Begriff. In: Müller, Stefan (Hrsg.): Probleme der Dialektik heute. Wiesbaden: VS, S. 161-176.
- Ritsert, Jürgen (2010): Problem, Interesse und Wert. Materialien zur kritischen Theorie der Gesellschaft, Heft 13. Frankfurt a. M.: Karl-Marx-Buch.
- Ritsert, Jürgen (2013): Wert: Warum uns etwas lieb und teuer ist. Wiesbaden: Springer VS.

- Ritsert, Jürgen (2014): Werturteile, Objektivität und das Maßstabsproblem der Gesellschaftskritik. <http://ritsert-online.de/download/OBJKT3.pdf> [Zugriff: 10.09.2014].
- Rösner, Hans-Uwe (2002): *Jenseits normalisierender Anerkennung. Reflexionen zum Verhältnis von Macht und Behindertsein*. Frankfurt a. M. und NY: Campus.
- Rössner, Lutz (1977): *Erziehungs- und Sozialarbeitswissenschaft. Eine einfache Systemskizze*. München: UTB für Wissenschaft.
- Scherr, Albert (2012): *Wieviel und welche Normativität benötigt Soziale Arbeit? Oder: Warum eine auf kritische Entlarvung ausgerichtete Theoriebildung in der Sozialen Arbeit zwar unverzichtbar, aber auch unzureichend ist*. In: *neue praxis*, Sonderheft 11, S. 11-23.
- Schnädelbach, Herbert (1992): *Zur Rehabilitation des animal rationale. Vorträge und Abhandlungen 2*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schönrich, Gerhard (2010): *Die ontologische Dimension von institutioneller Macht, Normativitäts- und Rationalitätsmustern*. In: Albert, Gert/Gresshoff, Rainer/Schützeichel, Rainer (Hrsg.): *Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität*. Wiesbaden: VS, S. 113-135.
- Schreier, Maren (2013): *Soziale Arbeit, Wissenschaft und Kritik*. In: Stender, Wolfgang/ Kröger, Danny (Hrsg.): *Soziale Arbeit als kritische Handlungswissenschaft. Beiträge zur (Re-)Politisierung Sozialer Arbeit*. Hannover: Blumhardt, S. 191-204.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2008): *Menschenrechte in ihrer Relevanz für die Soziale Arbeit als Theorie und Praxis oder: Was haben Menschenrechte überhaupt in der Sozialen Arbeit zu suchen? Widersprüche*, 107, S. 9-32.
- Topitsch, Ernst (1966): *Sozialphilosophie zwischen Ideologie und Wissenschaft*. Neuwied: Luchterhand.
- Thiersch, Hans (2002): *Positionsbestimmungen der Sozialen Arbeit. Gesellschaftspolitik, Theorie und Ausbildung*. Weinheim und München: Juventa.
- Zima, Peter V. (2004): *Was ist Theorie? Theoriebegriff und Dialogische Theorie in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Tübingen: Francke.

Eric Mührel

Menschenrechte und Demokratieverständnisse in ihrer normativen Bedeutung für die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Eine Reflexion

Die Frage der Normativität stellt sich in der Sozialen Arbeit in folgenden vier Dimensionen: der professionellen Gegenstandsbestimmung, der begründeten Zielbestimmung professioneller Praxis, der Legitimation Sozialer Arbeit und ihrer professionellen Handlungen sowie der Theoriebildung (vgl. Feldhaus/Oelkers 2011, S. 73). Ohne an dieser Stelle die Interdependenzen von Theorie und Praxis in den verschiedenen Deutungsmöglichkeiten thematisieren zu wollen (siehe z. B. Mührel 2009), erscheint es evident, dass jegliche Theorie(bildung) Sozialer Arbeit die drei erstgenannten Dimensionen der Normativität in irgendeiner Art und Weise reflexiv und vielleicht kritisch-reflexiv mit behandeln wird. Die Ausgangslagen der Personen (*Sitz im Leben*) in der Theoriebildung der Sozialen Arbeit werden sich in den jeweiligen Ergebnissen widerspiegeln. Zudem wird eine Theorie nicht auf die Verwendung von Begriffen verzichten können, die normative Prämissen zumindest mit transportieren – und eine gute Theorie wird sich durch den reflexiven Umgang mit diesen verwendeten Begriffen auszeichnen (dazu Dollinger 2013). Die von Feldhaus und Oelkers (Feldhaus/Oelkers 2011) aufgestellte These eines vernachlässigten Normativitätsproblems in der Sozialen Arbeit erscheint auf diesem Hintergrund ambivalent. Zu konzedieren ist, dass die sozialwissenschaftliche Wende der 1970er Jahre in den Wissenschaften der Sozialen Arbeit und den Erziehungswissenschaften eine Zurückdrängung der normativen Fragestellungen zugunsten deskriptiven Vorgehensweisen begünstigt hat, wobei besonders mit Blick auf die Zielsetzungen und Legitimation professionellen Handelns die normativen Aspekte jedoch nie in Gänze – auch in der Theoriebildung – unbeachtet bleiben konnten. Die konstatierte Vernachlässigung der normativen Fragestellungen ist vielleicht eher auf das ab den 1980er Jahren bis zu Beginn des neuen Jahrhunderts weite Teile der Profession Soziale Arbeit dominierende Handlungskonzept der Lebensweltorientierung von Hans Thiersch zurückzuführen. Die Konzentration auf das Beschreiben und Verstehen – und eben nicht auf das bis dahin dominierende Normieren – der Alltags- und Lebenswelten der Klienten Sozialer Arbeit in einem etablierten Wohlfahrtssystem der Bundesrepublik zwischen 1970 und

1990 bekam erste Risse nach den Wendejahren um 1990 und der einsetzenden Globalisierung und Ökonomisierung. Wie auf der einen Seite das Wohlfahrtssystem im ökonomistischen Sinne nach Effizienz- und Effektivitätszielen in Richtung einer Entsolidarisierung und der Eigenverantwortung für Lebensrisiken von Menschen sukzessive umgebaut wurde, so führte die Pluralisierung der Lebensweisen letztlich zu *entfremdeten Sozialräumen* und *desorientierten Lebenswelten*, die mit dem lebens- und alltagsorientierten Handlungsansatz nicht mehr zu erreichen waren (vgl. Mührel 2007). Beide Phänomene dieser veränderten Wirklichkeit evozierten und evozieren eine verstärkte Beschäftigung mit normativen Fragestellungen in individual- wie sozialetischen als auch damit verbundenen gesellschaftstheoretischen wie -politischen (Theorie-)Diskursen der Sozialen Arbeit.

Welche Bedeutung kommt in diesem Kontext den Menschenrechten und den Demokratieverständnissen zu? Im Folgenden wird hierfür auf zwei Theoriestränge der Sozialen Arbeit eingegangen, die beide auf historische Wurzeln aufbauend in der jüngsten Theoriegeschichte auf dem Hintergrund der dargestellten wieder erstarkenden Normativitätsproblematiken höchst aktuell sind. Zum einen handelt es sich dabei um den an Menschenrechten und einer Demokratie als Lebensform orientierten Strang ausgehend von Jane Addams *Democracy and Social Ethics* aus 1902 bis hin zu einer Reformulierung durch Silvia Staub-Bernasconi Entwurf einer *horizontal* und *vertikal* verankerten Demokratie aus 2013. Zum anderen wird auf die Konzeption einer Theorie der Sozialen Demokratie in Paul Natorps Werken *Sozialpädagogik* (1899) und *Sozialidealismus* (1922) eingegangen. Diese Konzeption erlangte in aktuellen theoretischen Entwürfen der Sozialpädagogik respektive Sozialen Arbeit eine Wiederaufnahme (vgl. Müller 2005; Mührel 2013; Mührel/Hundeck 2015).

1 Eine Theorie Sozialer Arbeit mit einer starken normativen Setzung – von Jane Addams zu Silvia Staub-Bernasconi¹

In der folgenden Perspektive stellen die Menschenrechte und ein Verständnis von Demokratie als Lebensform einen integralen Bestandteil der Sozialen Arbeit in Theorie und Handlungskonzeption dar. Jane Addams beschreibt in *Democracy and Social Ethics* ein Programm einer Demokratie als Lebensform in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen, gerade auch in den Bereichen der Wirtschaft sowie der Bildung und Erziehung. In ihrer Programmatik

¹ Im Folgenden greife ich in Teilen auf meinen Beitrag *Menschenrechte als integraler Bestandteile der Sozialen Arbeit* zurück. Siehe hierzu Mührel 2012.

sind deutliche Übereinstimmungen mit sozialetischen Fundierungen der Sozialen Arbeit, beispielsweise dem Capability Approach als Grundlage eines gelingenden Lebens aller Menschen (vgl. Ziegler et al. 2010), zu finden. Hier wie dort geht es um eine Beteiligungs- und Befähigungsgerechtigkeit. Schon in der Einleitung von *Democracy And Social Ethics* beschreibt Jane Addams ihr zentrales Anliegen einer Verknüpfung von demokratischer Lebensform und *Sozialer Ethik*. Es geht ihr um die Gestaltung einer individuell wie gesellschaftlich solidarischen Lebensweise. Sie führt aus:

„We know, at last, that we can only discover truth by a rational and democratic interest in life, and to give truth complete social expression is the endeavour upon which we are entering. Thus the identification with a common lot which is the essential idea of Democracy becomes the source and expression of social ethics.” (Addams 1964, S. 11)

Nur eine demokratische Lebensform in ihrer sozialetischen Ausprägung ist nach Addams imstande, die individuellen und gesellschaftlichen Herausforderungen, welche der gesellschaftliche Wandel hervorbringt, zu bewältigen. Dabei betont sie die sich stets erweiternde Notwendigkeit der Sicherung der Würde der einzelnen Menschen, was sich aus den andauernden gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Transformationsprozessen ergibt. Soziale und gesellschaftliche Teilhabe in einer Demokratie als Lebensform bedürfen der Befriedigung von Grundbedürfnissen, um die Menschenwürde zu schützen. Implizit ist damit eine Forderung nach Fundierung und stetiger Erweiterung der Menschenrechte zum Schutz der Menschenwürde ausgedrückt. Aus der gesellschaftlichen Programmatik Addams lässt sich daher aus heutiger Sicht ableiten: Demokratie als Lebensform, solidarische Lebensweise und Menschenrechte sind untrennbar miteinander verbunden.

Die Überschriften der einzelnen Kapitel in *Democracy and Social Ethics* verdeutlichen ihre programmatische Ausrichtung. So bearbeitet Addams in den letzten drei Kapiteln die Themen *Industrial Amelioration* (Verbesserungen), *Educational Methods* und *Political Reform*. Ihr geht es um die solidarisch und demokratisch ausgerichteten Gesellschaftsbereiche Wirtschaft, Erziehung und Bildung sowie Politik. Darüber hinaus thematisiert sie in einzelnen Kapiteln besonders die notwendigen Veränderungen im System der Wohltätigkeit, in den Beziehungen zwischen den Generationen und in den Beziehungen zwischen den Geschlechtern; auch hier bedarf es nach Addams einer Demokratisierung. Sie weist dabei eine Ethik des individuellen Erfolgs gemäß des *American Dream* als Grundlage für eine lebendige Demokratie energisch und eindeutig zurück und fordert dagegen eine solidarische Lebensweise im Sinne einer Demokratie als Lebensform (vgl. Addams 1964, S. 221, S. 255-256 u. 269). Zugespitzt formuliert hängt von der weiteren Demokratisierung der Lebens- und Gesellschaftsbereiche nach Addams die Überlebensfrage der Demokratie ab:

„This is the penalty of a democracy, - that we are bound to move forward or retrograde together. None of us can stand aside; our feet are mired in the same soil, and our lungs breathe the same air.” (Addams 1964, S. 256)

Die Aktualität der gesellschaftlichen Programms Addams ist offensichtlich. Der *Penalty of democracy* wird heute in der aktuellen politischen und sozialen Krise an der Demokratisierung der Finanz- und Wirtschaftsmärkte sowie der fortzusetzenden Demokratisierung weiterer Lebens- und Gesellschaftsbeiriche *ausgespielt*.

Für Addams ergibt sich die Entwicklung der Moralität und einer individuellen wie gesellschaftlichen, sozial und solidarisch ausgerichteten Lebensweise aus empirischen Fakten, die es über eine Politisierung in der öffentlichen Meinung – de facto induktiv – zu sozialen Haltungen der Gesamtgesellschaft zu transformieren gilt. „Morality certainly develops earlier in the form of moral fact than the form of moral ideas (...)“ (Addams 1964, S. 227). Von idealistischen Gesellschaftsentwürfen, die deduktiv gesellschaftliche Programmatiken von philosophischen Idealen aus erschließen, ist sie dagegen nicht zu überzeugen.

In dieser *Methodik* stimmt Addams überein mit der Konzeption der von Hans Joas entwickelten *Affirmativen Genealogie* der Menschenwürde im Sinne einer *Sakralisierung der Person* (vgl. Joas 2011). Was ist damit gemeint? Kurz und damit verkürzend gefasst beschreibt Joas die historische Entwicklung der Menschenwürde und Menschenrechte als einen Prozess der Sakralisierung der Person, indem die *Heiligkeit* Schritt für Schritt von Gott auf den Menschen übertragen wird (vgl. ebd., S. 81-89). Diese Humanisierung basiert auf einer fortschreitenden Expansion der Empathie mit ausgeschlossenen oder von Ausschluss bedrohten Menschen im Rahmen von gesellschaftlichen Transformationsprozessen. Diese Expansion der Empathie führt zur Forderung der Artikulation jeweils bisher nicht berücksichtigter individueller wie gemeinschaftlicher Leidenserfahrungen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Solche kontinuierliche Aufarbeitung *Kultureller Traumata* (vgl. ebd., S. 123-124), beispielsweise die Sklaverei oder aktuell die sexuelle Gewalt gegen Frauen, Kinder und Jugendliche in häuslich-familiären oder auch kirchlichen und pädagogischen Bildungseinrichtungen, zieht eine sich fortsetzenden Brechung kultureller Selbstzufriedenheit nach sich. Die evoziert eine veränderte individuelle Ethik im Sinne von Welthal-tungen und eine veränderte soziale Ethik im Verständnis von Gerechtigkeit durch gesellschaftliche Institutionen. Ethische Werte sind daher nach Joas kulturell und historisch bedingt; sie sind damit aber auch nicht zeitlos an bestimmte Kulturen gebunden. Dennoch unterliegen sie trotz einer fehlenden Anbindung an eine *metaphysische Wahrheit* nicht der Beliebigkeit, da sie in ihrer Entwicklungsgeschichte zu einem individuell und gesellschaftlich akzeptierten Evidenzgefühl führen (vgl. Joas 2011, S. 163-164). Damit aber

besitzen sie einen affirmativen, bejahenden Charakter eines historisch verkörperten Sinns (vgl. ebd., S. 190).²

Im Rahmen einer solchen empirisch und zugleich normativ fundierten, affirmativen Genealogie der Menschenwürde und der Menschenrechte lässt sich die Konzeption des gesellschaftlichen Programms einer Demokratie als Lebensform von Jane Addams verstehen. Ausgehend von einer Polemisierung und Politisierung der Verbrechen gegen die Menschlichkeit kann über eine Empathieerweiterung für und Artikulation von jeweils bisher nicht genügend berücksichtigten Leidenserfahrungen von Menschen und Gruppen von Menschen ein Fortschreiten der Demokratie als Lebensform und die Weiterentwicklung der Menschenrechte im Sinne einer Ausdifferenzierung und Erweiterung ihres Gegenstandsbereiches initiiert werden (siehe hierzu auch Braches-Chyrek 2013, S. 163-169).

Den theoretischen Ansatz einer Demokratie als Lebensform von Addams hat Staub-Bernasconi in ihrer Beschreibung einer *horizontalen* und *vertikalen* Demokratie (vgl. Staub-Bernasconi 2013; dazu auch Hundeck 2013) aufgenommen und weiterentwickelt. Wie Addams beurteilt sie dabei eine Demokratie als *reine* Regierungsform als nicht hinreichend für die Entwicklung einer solidarischen und demokratischen Lebensform. Daher gilt es die Demokratie als Regierungsform *horizontal* auf alle gemeinschaftlichen wie gesellschaftlichen Lebensbereiche hin zu einer „integralen, sozialen Demokratie“ (ebd., S. 173) auszuweiten – so wie Addams es in ihrem Entwurf schon ausführte. Darüber hinaus ist nach Staub-Bernasconi jedoch auch eine *vertikale* Erweiterung notwendig. Hierzu führt sie aus:

„Es braucht deshalb ihre Erweiterung in die *soziale Vertikale*: gemeint ist ein sozialer Ort, wo man über soziale Regeln und Machtstrukturen sowie die Legitimität, im Unterschied zur Legalität, von Verfassungen, Gesetzgebungen, Policies und Verfahren debattieren kann. Dazu leisten (...) die Menschenrechte als Minimaethik, ihre Begründung durch eine Philosophie / Philosophien der Menschenwürde und die damit zusammenhängenden institutionalisierten periodischen Überprüfungsverfahren der Vereinten Nationen einen weltweiten Beitrag.“ (Ebenda)

In ihrem Verständnis garantiert nur eine solche internationale Institutionalisierung von Legitimitätsdebatten auf dem normativen Hintergrund der Menschenrechte und der Menschenwürde eine umfassende Demokratie als Lebensform. Daran anschließend lässt sich somit auch eine Soziale Arbeit im Sinne einer Menschenrechtsprofession (vgl. hierzu Staub-Bernasconi 1995; 2008 und Prasad 2011; 2013) begründen. Denn über diese internationalen Legitimitätsdebatten sind nationalstaatlich legale Menschenrechtsverletzungen und einhergehende Verbrechen gegen die Menschenwürde zu politisie-

2 Zu einer vertiefenden Diskussion eines transkulturellen Ansatzes einer Genealogie der Menschenrechte siehe Brunozzi et al. 2013.

ren. Soziale Arbeit kann somit in den gesellschaftlichen Transformationsprozessen ihren eigenen professionellen Auftrag finden und ausführen, indem sie als *Katalysator* der Menschenrechtsentwicklung im gesellschaftlichen Wandel fungiert.

Abschließend sei festgehalten, dass die Theorie Staub-Bernasconis aufbauend auf dem Entwurf von Addams die vier von Feldhaus und Oelkers benannten Dimensionen der Normativitätsfrage – professionelle Gegenstandsbestimmung, begründete Zielbestimmung professioneller Praxis, Legitimation Sozialer Arbeit und ihrer professionellen Handlungen sowie Theoriebildung – einschließt. Ohne der noch im Weiteren folgenden Kritik substantiell vorgreifen zu wollen, kann diese Theorie mit ihrer starken normativen Gewichtung der Menschenrechte und eines umfassenden Demokratieverständnisses als Lebensform als wissenschaftstheoretisch und methodisch fundiert sowie pragmatisch und identitätsstiftend in ihrer Ausgestaltung für die Profession Soziale Arbeit insgesamt betrachtet werden.

2 Eine Theorie der Sozialpädagogik als gesellschaftspolitisches Programm für eine Soziale Demokratie³

Fast zur gleichen Zeit, in der Addams ihren Entwurf einer Demokratie als Lebensform in *Democracy and Social Ethics* formuliert, verfasst Paul Natorp eine erste systematisch erarbeitete Theorie der Sozialpädagogik in seinem Werk *Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft* (1899). Seine Theorie basiert auf einer Deduktion der Erziehung und Bildung aus der Individual- und Sozialethik Platons. Am Ende des zweiten Teils der *Sozialpädagogik* beschreibt er dabei die Grundlage einer Konzeption eines gesellschaftspolitischen Programms einer Sozialen Demokratie mit den Paradigmen *soziale Erziehung*, *soziale Wirtschaft* und *soziale Politik* (vgl. Natorp 1904, S. 210-213). Auf seinem platonisch orientierten Bildungssozialismus fußend fordert er eine „Bildung für alle“ (vgl. ebd., S. 210). Diese dient als Grundlage für die Entwicklung einer Sozialen Demokratie, deren Ziel- und Umsetzung Natorp später in seinem Werk *Sozialidealismus. Neue Richtlinien sozialer Erziehung* von 1920 präzisiert. Ausschlaggebend hierfür waren sicherlich u. a. die unermessliche Tragödie des ersten Weltkrieges und das Ende des Kaiserreichs und die damit einhergehende Gründung der Weimarer Republik als erste Demokratie in Deutschland. Ganz

³ Im Folgenden greife ich in Teilen auf meinen Beitrag *Menschenrechte und Demokratie als soziale Ideale. Zur Aktualität der Sozialpädagogik und des Sozialidealismus Paul Natorps* zurück. Siehe hierzu Mührel 2013.

im wissenschaftstheoretischen und -methodischen Gegensatz zu Addams empirisch-induktiver Vorgehensweise bleibt er dabei seinem platonisch-deduktiven Verfahren treu.

„Sozial-Idealismus: Das Wort will besagen, dass die Idee sich wieder finden muß zur Gemeinschaft, die Gemeinschaft zur Idee, wenn dies beides, Idee und Gemeinschaft, in der Menschheit noch ferner bestehen soll. Ein gesunder Idealismus darf nicht in den Weiten lebensferner *Ideen* hinausschweifen, er muß mitten im Leben, im härtesten Leben der ringenden Menschheit heimisch werden.“ (Natorp 1922, III)

Um die *Idee* einer Sozialen Demokratie als ein zu erreichendes Sollen in der Wirklichkeit umzusetzen, ist eine Sozialpädagogik als gesellschaftspolitisches Programm der Erziehung und Bildung ausschlaggebend. „Das soziale Leben aber der Idee zu unterwerfen, gibt es nur den einen Weg der sozialen Erziehung“ (ebd., IV). Die *soziale* Erziehung bildet somit das Fundament seines Ideals einer Sozialen Demokratie, womit nichts anderes gemeint ist als eine – wie von Addams anvisierte – Demokratie als Lebensform, die sich in einer Demokratisierung aller Lebensbereiche einer Gesellschaft niederschlägt. Ziel des gesellschaftspolitischen Programms einer Sozialen Demokratie ist die Gewährleistung eines menschenwürdigen und gelingenden Lebens! So formuliert Natorp:

„Aber die Forderung der menschenwürdigen inneren Lebensgestaltung, nicht für irgendeine schmalere oder breitere bevorrechtete Schicht, sondern für das ganze Volk bis zum letzten Gliede, muß unbedingt obenan stehen und für die Gestaltung der wirtschaftlichen und politischen Ordnungen selbst, unter voller Beachtung ihrer eigenen Bedingungen, immer grundlegend und letztbestimmend sein. Denn der Mensch lebt nicht, um zu wirtschaften und politisch zu raten und taten, sondern Wirtschaft und Politik haben als lediglich dienende Organe dem Menschen, d.h. der inneren Lebensgestaltung sich unterzuordnen“ (Natorp 1922, S. 11).⁴

Die Beschreibung *innere Lebensgestaltung* kann mit *Selbstbestimmung* in den heutigen Sprachgebrauch übersetzt werden. Grundlage der Sozialen Demokratie ist demnach die Gewährleistung solcher gesellschaftlicher Rahmenbedingungen in Erziehung und Bildung, Wirtschaft und Politik, die ein menschenwürdiges, selbstbestimmtes Leben im Sinne eines gelingenden Lebens ermöglichen. Es geht also auch Natorp – wie Addams – um Beteiligungs- und Befähigungsgerechtigkeit. Die Konzeption des gesellschaftlichen Programms basiert auf dem Ineinandergreifen der drei Gesellschaftsbereiche *Erziehung und Bildung, Wirtschaft und Politik*. Das Strukturprinzip dieser

4 Zur aktuellen Diskussion hinsichtlich der wechselseitigen Beziehung von Menschenrechten Demokratieverständnissen siehe Bornmüller et al. 2013, Kapitel 2.

drei Bereiche ist gemäß einer Demokratie als Lebensform die Genossenschaft als das „in die Praxis eingelegte Prinzip der Gemeinschaft“ (vgl. Natorp 1922, S. 15 u. 57-58)! Erst dadurch kann der Demokratie insgesamt sowie den drei Gesellschaftsbereichen das Attribut *sozial* zukommen. Alle jeweils im Handlungsprozess Beteiligten sollen – in dezentraler Autonomie – gleichberechtigt an allen zu treffenden Entscheidungen beteiligt werden. Eine solche solidarische Handlungsweise ermöglicht erst die Voraussetzungen für ein gelingendes Leben aller, die eine *bloße* Demokratie als Regierungsform bei Beibehaltung feudaler Strukturen in Wirtschaft, Politik sowie Erziehung und Bildung eben nicht oder nur begrenzt garantiert und gewährleistet.⁵ Wie greifen nun die drei Bereiche der *sozialen Erziehung und Bildung*, *sozialen Wirtschaft* und *sozialen Politik* ineinander? Die *soziale Wirtschaft* und die *soziale Politik* bauen auf der *sozialen Erziehung und Bildung* auf, denn „nicht sie können den Menschen, der Mensch kann nur sie schaffen; der Mensch, das heißt aber: die Erziehung“ (ebd., S. 11f.). Und diese solidarische und demokratische Gestaltung der Gesellschaft können nur Menschen bewirken, die mit *Kopf, Herz* und *Hand* sich so umfassend bilden durften und dürfen, dass sie in die Lage versetzt sind, ein selbstbestimmtes, gelingendes Leben zu führen und sich solidarisch mit anderen gegen jede Bedrückung und Ausbeutung in der Gesellschaft zu wehren verstehen (vgl. ebd., S. 53).⁶

Die Theorie Natorps der Sozialpädagogik als gesellschaftspolitisches Programm zur Entwicklung einer Sozialen Demokratie findet eine Aktualisierung in dem problemgeschichtlichen Theorieauftritt von Carsten Müller in seinem Verständnis der Sozialpädagogik als *Erziehung zur Demokratie* (Müller 2005, auch 2013). Hierbei greift Müller auch auf weitere Quellen und Bezüge einer ersten Traditionslinie der Sozialpädagogik zurück. Besonders zu benennen sind dabei die Konzeptionen einer Gesellschaftserziehung bei Karl Mager aus der Mitte des 19. Jahrhunderts und die Theorie einer sozialen Erziehung von John Dewey; prägnant benannt sei hier dessen Werk *Democracy and Education* von 1916. Müller folgert aus der *Wiederbelebung* der ersten Traditionslinie der Sozialpädagogik neben einer theoretischen Selbstreflexion und -vergewisserung der Sozialen Arbeit besonders deren Repolitisierung, denn: „Sozialpädagogik und Politik gehören untrennbar zusammen! Ihrem Wesen nach ist Sozialpädagogik politisch. Sie betrifft das gesellschaftliche und gemeinschaftliche Leben der *Polis*.“ (Müller 2005, S. 289). Soziale Arbeit insgesamt könnte sich daher in ihrem Selbstverständnis eher als Arbeit *mit* Menschen und nicht als Arbeit *für* Menschen verstehen und verorten.

5 Mit seiner Konzeption eines genossenschaftlichen und dezentralisierten Aufbaus der Sozialen Demokratie setzt sich Natorp zudem deutlich von zentralistischen Auffassungen des Sozialismus ab, der mittels „unsozialer und antisozialer Wirtschaft und Politik, mit dem Hauptmittel äußerer Zwangsgewalt wirkend denkt“ (Natorp 1922, S. 16)

6 Zu einer detaillierten Beschreibung der Teilbereiche *soziale Erziehung und Bildung*, *soziale Wirtschaft* und *soziale Politik* siehe Mührel 2013.

In erkennbarer inhaltlicher Nähe zur Theorie der Sozialpädagogik von Müller nimmt eine weitere Aktualisierung der Sozialpädagogik Natorps über einen *Umweg* dessen gesellschaftspolitische Programmatik für die gegenwärtigen gesellschaftlichen Herausforderungen wieder auf (Hundeck/Mührel 2016; dazu auch Mührel 2013). Hierbei handelt es sich um das Verständnis der *Sozialpädagogik als politisches Programm* in einer Ausführung des spanischen Philosophen Ortega y Gasset in einem Vortrag von 1910 in Bilbao. Ortega bezieht sich dabei im Besonderen auf die theoretischen Konzeptionen Natorps, bei dem er Jahre zuvor in Marburg studiert hatte. Der Vortrag Ortegas kann als *Gründungsakte* der Sozialpädagogik in Spanien betrachtet werden. Die sich an den damaligen gesellschaftlichen und politischen Umständen Spaniens orientierende Version Ortegas der Sozialpädagogik Natorps gewinnt besonders in der Verbindung mit dem von Ortega anvisierten Ziel einer politischen Integration Europas hohe Aktualität. Denn eine *Sozialpädagogik als politisches Programm* könnte in der heutigen, politisch eher als regressiv zu beurteilenden Situation Europas einen wesentlichen Baustein für die Entwicklung einer Sozialen Demokratie im Prozess einer verstärkten politischen Integration darstellen.

Zusammenfassend wird erkennbar, dass die Theorie Natorps einer Sozialpädagogik als gesellschaftspolitisches Programm zur Entwicklung einer Sozialen Demokratie – auch in ihren aktuellen Reformulierungen – Menschenrechte und Demokratie als *soziale Ideale* im Sinne einer deutlich erkennbaren normativen Dimension transportiert. Die Dimension der professionellen Gegenstandsbestimmung tritt dabei zugunsten einer eher allgemein formulierten Aufgabe politischen und pädagogischen Handelns in den Hintergrund. Indessen erhalten die Dimensionen der begründeten Zielbestimmung professioneller Praxis, der Legitimation Sozialer Arbeit in einem gesellschaftspolitischen Kontext und der Theoriebildung eine deutliche Konturierung.

3 Abschließende Reflexion und Perspektive

Ein Vergleich der beiden dargestellten Theorien bestätigt zunächst, dass beide insgesamt gesehen einen starken normativen Begründungszusammenhang in der Verbindung eines Verständnisses von Demokratie als Lebensform respektive einer Sozialen Demokratie und der individuellen Menschenwürde im Schutz der Menschenrechte aufweisen. Der sich auf Natorps Entwurf berufende und aufbauende Ansatz fokussiert mit seiner stark idealistischen Konturierung auf Zielsetzungen in den Bereichen der Erziehung und Bildung, der Wirtschaft sowie der Politik. Der besonders von Staub-Bernasconi vertretene und auf Jane Addams Entwurf einer Demokratie als

Lebensform aufbauende Ansatz umfasst dagegen deutlich mehr Aspekte des gemeinschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens; hier sei besonders an das Verhältnis der Generationen und Geschlechter erinnert. Mit Bezug auf eine Gender-Perspektive mag diese unterschiedliche Fokussierung zu erklären sein. Gerade auf dem Hintergrund der normativen Dimension der Gegenstandsbestimmung und Legitimation professionellen Handelns in der Sozialen Arbeit erscheint der auf Addams aufbauende Ansatz mit der von Staub-Bernasconi eingebauten *vertikalen Dimension* praktikabler und über – sicherlich stets notwendige – theoretische Grundsatzdebatten hinausgehend zugänglicher. Der *induktive* Zugang wirkt *beweglicher* als sein *deduktives* Pendant, wird sich aber dabei seiner normativen Begründungszusammenhänge ggf. immer wieder eingehender zu versichern haben. Festzuhalten ist, dass beide Theoriestränge insgesamt gesehen eine hinreichende normative Dimension beinhalten. Eine zukünftige Herausforderung könnte darin bestehen, beide Theoriestränge in einer *neuen*, erweiterten Theorie Sozialer Arbeit zu integrieren.

Es stellt sich weiterhin die grundlegende Frage, ob die normative Dimension der Menschenrechte und Demokratieverständnisse überhaupt eine theoretisch-disziplinäre wie auch professionelle *integrale* Bedeutung beanspruchen kann und soll. Ist diese normative Dimension nicht viel eher als ein *Kritisches Korrektiv* zu betrachten, welches die Theorien und Konzeptionen der Sozialen Arbeit immer wieder neu aus der *externen* Perspektive der Demokratieverständnisse und Menschenrechte zu hinterfragen hat (vgl. Cremer-Schäfer 2008)? Bedeutet diese normative Implikation letztlich nicht auch eine Überforderung und Selbstüberschätzung der Sozialen Arbeit als wissenschaftliche Disziplin und Profession? Silke Müller-Hermann und Roland Becker-Lenz (2013) argumentieren in diesem Zusammenhang mit einer Orientierung der Sozialen Arbeit an bestehenden nationalen sozialrechtlichen Rahmenbedingungen, damit Soziale Arbeit generell ihre gesellschaftliche Wirksamkeit auszuweisen versteht. In diesem Zusammenhang wäre eventuell schon ein großer Schritt getan, wenn die Menschenrechte und ein demokratisches Selbstverständnis innerhalb der Handlungsfelder der Sozialen Arbeit beherzigt würden (dazu Winkler 2013). Ein darüber hinausgehender Anspruch könnte eben *korrektiv* wirken, jedoch in seiner normativen Verabsolutierung kontraproduktiv sein. Dieser Einwand kann sich m. E. aber nur auf eine *Soziale Arbeit des (globalen westlichen) Nordens* beziehen, die überhaupt über solche sozialrechtlichen Rahmenbedingungen verfügt; er läuft aber bei der gesamten *Sozialen Arbeit des Südens* ins Leere, da dort solche Rahmenbedingungen meist gänzlich fehlen.

Ein weiterer Einwand gegen eine normative Dimension eines Verständnisses von Demokratie als Lebensform und Menschenrechten erhebt sich mit Blick auf die *vertikale Dimension* Staub-Bernasconis. Es bestehen erkennbare Ambivalenzen in den internationalen Institutionen, auf welche eben diese

vertikale Dimension rekurriert. So gibt es immer noch keine einvernehmliche Übereinstimmung über verschiedene Interpretationsweisen der Menschenrechte in den Vereinten Nationen. Zudem wird dort – wenn überhaupt – von einem Minimalkonsens bzgl. eines Verständnisses der Demokratie als Regierungsform – und nicht als Lebensform – ausgegangen (vgl. Mührel, L. und Mührel, E. 2013). Scheitert dann also eine selbstbestimmte disziplinär wie professionell verankerte normative Dimension an den Paradigmen einer Sozialen Demokratie und der Menschenrechte nicht letztlich auch an den harten Realitäten der Institutionen, auf die eine solche Dimension sich vermeintlich zu berufen versucht? In diesem Kontext weisen dann auch neuere philosophische Diskurse zu den Menschenrechten und einem Verständnis der Demokratie als Lebensform (siehe hierzu Bieri 2013; Joas 2011; Schweidler 2013; Misrahi 2013) eine Richtung, dieselben in ihrer Genealogie eher im Sinne eines *schwachen Denkens* (vgl. Vattimo 1990) als Ermöglichungskultur zur Förderung eines selbstbestimmten Lebens – in einer normativ völlig heterogenen Weltgesellschaft – zu verstehen. Eine starke normative Pointierung könnte daher letztlich kontraproduktiv *ins Leere laufen*.

Auch mit Blick auf die zuletzt genannten Ambivalenzen und reflexiv-kritischen Einwände bezüglich einer normativen Dimension der Menschenrechte und des Verständnisses einer Demokratie als solidarischer Lebensform – einer Sozialen Demokratie – in der Theoriebildung der Sozialen Arbeit ist festzuhalten, dass diese eine starke normativ kohäsive Bedeutung für die weitere Entwicklung eines globalen Selbstverständnisses der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin beinhaltet.

Literatur

- Addams, Jane (1964): *Democracy And Social Ethics*. Cambridge: Harvard University Press (1902).
- Bieri, Peter (2013): *Eine Art zu leben. Über die Vielfalt menschlicher Würde*. München: Carl Hanser Verlag.
- Braches-Chyrek, Rita (2013): *Jane Addams, Mary Richmond und Alice Salomon. Professionalisierung und Disziplinbildung Sozialer Arbeit*. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Bornmüller, Falk/Hoffmann, Thomas/Pollmann, Arnd (Hrsg.) (2013): *Menschenrechte und Demokratie*. Freiburg, München: Verlag Karl Alber.
- Brunozzi, Philippe/Dhouib, Sarhan/Pfannkuche, Walter (Hrsg.) (2013): *Transkulturalität der Menschenrechte. Arabische, chinesische und europäische Perspektiven*. Freiburg, München: Verlag Karl Alber.
- Cremer-Schäfer, Helga (2008): *Individuum und Kritik. Von der Wertorientierung zur Gebrauchsorientierung*. In: *Widersprüche*, 3, S. 77-92.

- Dollinger, Bernd (2013): „Re-Flexive Sozialpädagogik“ – Ansatzpunkte einer Reflexionswissenschaft. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): *Handlung in Theorie und Wissenschaft Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Springer VS, S. 144-154.
- Hessel, Stéphane (2011): *Tanz mit dem Jahrhundert. Erinnerungen*. Zürich: Arche Literaturverlag, 3. Auflage.
- Hundeck, Markus (2013): Die Erfahrung von Gewalt und die Sakralität der Person. Überlegungen zu einer Begründung der Menschenrechte und einer Menschenrechtsprofession. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin*. Wiesbaden: Springer VS, S. 39-56.
- Hundeck, Markus/Mührel, Eric (Hrsg.)(2016): *Sozialpädagogik als politisches Programm*. José Ortega y Gasset: von Spanien nach Europa. Wiesbaden: Springer VS.
- Joas, Hans (2011): *Die Sakralität der Person. Eine neue Genealogie der Menschenrechte*. Berlin: Suhrkamp.
- Misrahi, Robert (2013): Leviathan und Garten. Der Utopie die Wirksamkeit zurückgeben – eine bessere Welt ist möglich. In: *Lettre International*, 103, S. 33-42.
- Mührel, Eric (2013): Menschenrechte und Demokratie als soziale Ideale. Zur Aktualität der Sozialpädagogik und des Sozialidealismus Paul Natorps. Mit einem Exkurs zu Jane Addams’ “Democracy and Social Ethics“. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin*. Wiesbaden: Springer VS, S. 219-241.
- Mührel, Linus/Mührel, Eric (2013): Gibt es im Völkerrecht ein Recht auf Demokratie? Eine rechtswissenschaftliche Perspektive auf die Beziehung von Menschenrechten und Demokratie im Kontext der Vereinten Nationen. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin*. Wiesbaden: Springer VS, S. 57-86.
- Mührel, Eric/Röh, Dieter (2013): Menschenrechte als Bezugsrahmen der Sozialen Arbeit. Eine kritische Explikation der ethisch-anthropologischen, fachwissenschaftlichen und sozialphilosophischen Grundlagen. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin*. Wiesbaden: Springer VS, S. 89-110.
- Mührel, Eric (2012): Menschenrechte als integraler Bestandteil der Sozialen Arbeit. Jane Addams gesellschaftliches Programm in *Democracy and Social Ethics* und dessen heutige Aktualität. In: *Si:So* 1/2012.
- Mührel, Eric (2009): „Was ich liebte“. Epilog zur Bestimmung der Sozialpädagogik. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Theorien der Sozialpädagogik – ein Theorie-Dilemma?* Wiesbaden: Springer VS, S. 185-199.
- Mührel, Eric (2007): Entfremdete Sozialräume und desorientierte Lebenswelten. Eine kritische Anfrage an Paradigmen der Sozialen Arbeit. In: *Soziale Arbeit* 4/2008, S. 122-129.
- Müller, Carsten (2013): Zur Geschichte und Theorie der Sozialpädagogik – vom politischen zum pädagogischen Mandat. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): *Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der*

- Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin. Wiesbaden: Springer VS, S. 205-218.
- Müller, Carsten (2005): Sozialpädagogik als Erziehung zur Demokratie. Ein problemgeschichtlicher Theorieentwurf. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt.
- Müller-Hermann, Silke/Becker-Lenz, Roland (2013): Die Soziale Arbeit als „Menschenrechtsprofession“ – Ein (zu) hoher Anspruch. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin. Wiesbaden: Springer VS, S. 125-141.
- Natorp, Paul (1904): Sozialpädagogik. Theorie der Willenserziehung auf der Grundlage der Gemeinschaft. Stuttgart: Fr. Frommanns Verlag, 2. vermehrte Auflage (Erstveröffentlichung 1899 – dazu auch die vierte Auflage 1922 im Frommanns Verlag Stuttgart).
- Natorp, Paul (1922): Sozialidealismus. Neue Richtlinien sozialer Erziehung. Berlin: Springer, 2. Auflage (1920).
- Ortega y Gasset, José (2004-2010): La pedagogía social como programa político. Herederos de José Ortega y Gasset. Obras Completas. Madrid: Fundación José Ortega y Gasset/Taurus. Tomo II, pp. 86-102 (Erstveröffentlichung 1916)
- Oelkers, Nina/ Feldhaus, Nadine (2011): Das (vernachlässigte) Normativitätsproblem in der Sozialen Arbeit. In: Mührel, Eric/ Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Entwicklungen in der Sozialpädagogik und der Sozialarbeitswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag, S. 69-83.
- Prasad, Nivedita (2013): Menschenrechte als Bezugs- und Orientierungsrahmen und die Nutzung des UN- Menschenrechtsschutzsystems als Handlungsmethode in der Sozialen Arbeit – am Beispiel von Hausangestellten von Diplomaten_innen. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin. Wiesbaden: Springer VS, S. 245-259.
- Prasad, Nivedita (2011): Mit Recht gegen Gewalt. Die UN-Menschenrechte und ihre Bedeutung für die Soziale Arbeit. Ein Handbuch für die Praxis. Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Schweidler, Walter (2013): Zweckfreiheit – Warum die Demokratie ihre ethischen Bedingungen nicht vergessen darf. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin. Springer VS. Wiesbaden: Springer VS, S. 25-37.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2013): Political democracy is necessary, but not sufficient – Ein Beitrag aus der Theorietradition Sozialer Arbeit. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin. Wiesbaden: Springer VS, S. 163-182.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2008): Menschenrechte in ihrer Relevanz für die Soziale Arbeit als Theorie und Praxis, oder: Was haben Menschenrechte überhaupt in der Sozialen Arbeit zu suchen? In: Widersprüche, 3, S. 9-32.
- Staub-Bernasconi, Silvia (1995): Das fachliche Selbstverständnis Sozialer Arbeit – Wege aus der Bescheidenheit. Soziale Arbeit als Human Rights Profession. In: Wendt, Wolf Rainer (Hrsg.): Soziale Arbeit im Wandel ihres Selbstverständnisses: Beruf und Identität. Freiburg i. Br.: Lambertus, S. 57-104.

- Vattimo, Giovanni (1990): Das Ende der Moderne. Aus dem italienischen übersetzt und herausgegeben von Rafael Capurro. Stuttgart: Reclam.
- Winkler, Michael (2013): Demokratie, Pädagogik und Soziale Arbeit – Irritationen bei der Lektüre von Janusz Korczak. In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Menschenrechte und Demokratie. Perspektiven für die Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession und wissenschaftliche Disziplin. Wiesbaden: Springer VS, S. 183-204.
- Ziegler, Holger/Schrödter, Mark/Oelkers, Nina (2010): Capabilities und Grundgüter als Fundament einer sozialpädagogischen Gerechtigkeitsperspektive. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 297-310.

Theorieentwürfe Sozialer Arbeit

Björn Kraus

Relationale Konstruktionen. Zur sozialen und materiellen Konstitution individueller Lebenswelten.

Professionelle Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit setzt die grundsätzliche Auseinandersetzung mit den Bedingungen und Möglichkeiten des Erkennens, Kommunizierens, Intervenierens und Entscheidens voraus. Erkenntnistheoretische Grundlagen sind entscheidend für unsere Ideen über die Funktionsbedingungen menschlicher Kognition und so nicht nur für unsere Vorstellungen von unseren Erkenntnismöglichkeiten, sondern auch für die Einschätzung von Interaktionsmöglichkeiten (Kommunikation und Einflussnahme) bedeutsam. Sie sind in der Sozialen Arbeit sowohl für die Ebene der Zielbestimmung als auch für die Ebene der Zielerreichung relevant, da von ihnen die Einschätzungen abhängen, wie Ziele professionellen Handelns begründet und welche Ziele methodisch erreicht werden können. Meine Perspektive ist grundlegend eine erkenntnistheoretische, die von dem konstruktivistischen Paradigma kognitiver Selbstreferentialität ausgeht, mithin von der Annahme, dass Kognition keinen direkten Zugang zur Realität hat. Seinen Nutzen für die Reflexion von Interaktionsverhältnissen erweist dieses Paradigma zunächst in der Verdeutlichung grundlegender Grenzen menschlicher Erkenntnis- und zwischenmenschlicher Kommunikations- und Einflussmöglichkeiten. Bei der Diskussion solcher Grenzen kann es freilich nicht bleiben. Für die Soziale Arbeit ist die Beachtung des Individuums in seinen Umweltbedingungen konstitutiv, mithin ist die Relevanz sozialer und materieller Umweltbedingungen für lebensweltliche Konstruktionen von zentraler Bedeutung (Kraus 2013). Insofern benötigt eine so verstandene relationale Soziale Arbeit Theorien, die die Reflexion sozialer Relationen¹ ermöglichen. Dabei ist der Frage nachzugehen, wie bei Beibehaltung der Annahme kognitiver Selbstreferentialität professionelle Entscheidungen neu begründet und Prozesse zwischenmenschlicher Verständigung und Einflussnahme neu erklärt werden können.

¹ Zu beachten sind die zahlreichen Provenienzen und Verwendungen des Begriffs der Relationen, etwa in konstruktivistischen Überlegungen zum Systembegriff (Maturana 1982, S. 141f.), der Systemtheorie (Luhmann 1984, S. 41), der Sozialen Arbeit (Dewe/Otto 2012; Hoffmann 2014; Köngeter 2008; Kessler 2013; Kraus 2015; 2016), der Erziehungswissenschaft (Herzog 2001) oder in einer Relationalen Soziologie bei der mit Simmel "(...) Wechselwirkungen das Letztelement in der Erklärung sozialer Sachverhalte werden." (Häußling 2010, S. 64).

Konkret geht es mir dabei zum einen um die Auseinandersetzung mit den Bedingungen menschlichen Erkennens, zum anderen um die Klärung zentraler Begriffe und Modelle wie die der Kommunikation, Macht, Lebenswelt, Lebenslage, Moral, Ethik, Hilfe und Kontrolle, die wir für die Analyse, Erklärung und Bewertung sozialer Wirklichkeiten benötigen. Zentral für die vorgenommenen Begriffsbestimmungen ist die Einsicht, dass Begriffe nicht nur das Ergebnis unserer Denkprozesse sind, sondern auch deren Grundlage. Die in diesem Rahmen entwickelten Modelle und Begriffe sollen zueinander in Beziehung gesetzt werden und zu einer epistemologisch fundierten Theorie der Interaktion und der sozialen Konstitution subjektiver Wirklichkeiten beitragen. Es geht also zunächst nicht darum, soziale Verhältnisse zu analysieren, sondern um die Entwicklung theoretischer Werkzeuge, die der Analyse der individuellen und sozialen Verhältnisse vorausgesetzt ist. So zielt etwa die Auseinandersetzung mit den Bedingungen fachlichen Entscheidens nicht darauf, normative Positionen durchzubuchstabieren, sondern auf die Diskussion der Regeln und der Bedingungen normativen Entscheidens (Kraus 2013, S. 158ff.). Für meine machttheoretischen Überlegungen etwa bedeutet dies, dass es zunächst nicht um die Verteilung und Legitimation von Macht in Gesellschaften geht, sondern darum was überhaupt mit dem Begriff der Macht beschrieben werden kann (ebd., S. 121ff.).

Im Rahmen dieses Beitrags werden exemplarisch einige der für meine Perspektive zentralen Modelle und begrifflichen Werkzeuge vorgestellt. Hierzu wird nach einer kurzen Verortung in den Fachdiskursen der Sozialen Arbeit, der erkenntnistheoretische Ausgangspunkt der weiteren Überlegungen skizziert. Daran anschließend folgt die Auseinandersetzung mit interaktionstheoretischen Konsequenzen und der Frage nach den Möglichkeiten zwischenmenschlicher Verständigung und Einflussnahme.²

1 Ausgangspunkt und Verortung

Spätestens seit den 1980er-Jahren lässt sich in der Sozialen Arbeit eine zunehmende Bezugnahme auf systemtheoretische und systemtherapeutische Modelle beobachten. Und insoweit diese Modelle gerade ab den 1990er Jahren vermehrt konstruktivistische Überlegungen aufgriffen, fanden diese konstruktivistischen Perspektiven Eingang in die Soziale Arbeit.³ Zwischenzeitlich lässt sich konstatieren, dass konstruktivistische Überlegungen in den

2 Angesichts der vorgegebenen Umfangsgrenze und der Aufgabe, die Grundperspektive meiner Theoriearbeit vorzustellen, können natürlich nicht alle Konzepte berücksichtigt und zudem einige nur grob skizziert oder gar nur angesprochen werden - für einen tiefergehenden Überblick vgl. etwa Kraus 2013.

3 Zur Übersicht etwa: Merten 2000; Kraus 2002; Hosemann/Geiling 2013.

Debatten der Sozialen Arbeit angekommen zu sein scheinen (vgl. Ostheimer 2009; Kleve 2011). Allerdings führt der häufige Gebrauch alleine nicht zur Präzision eines Begriffs oder einer Kategorie. Was genau gemeint sein soll, wenn auf konstruktivistische Grundlagen verwiesen wird, ist oft unklar.⁴ Dies mag zum einen damit zusammenhängen, dass es eine relativ große Zahl unterschiedlicher Konstruktivismen gibt und erschwerend kommt hinzu, dass diese zudem in verschiedenen Disziplinen entwickelt wurden. Prominent vertreten sind vor allem philosophische und strukturgenetische (Glaserfeld von), neurobiologische (Maturana u. Varela, Roth), kybernetische (Foerster von), kommunikationstheoretische (Rusch, Schmidt, NIKOL-Gruppe, Ungeheuer, Juchem), differenzlogische (Spencer-Brown) und soziologische (Hejl, Luhmann) Perspektiven (vgl. Krieger 2004, S. 245ff.; Pörksen 2011; Kraus 2013, S. 11f., 16f.).

Trotz der Differenzen innerhalb und zwischen den unterschiedlichen Traditionslinien, lässt sich als ein kleinster gemeinsamer Nenner konstruktivistischer Modelle eine grundlegende Skepsis bezüglich unserer Erkenntnismöglichkeiten ausmachen. Dabei wird angenommen, dass Kognition selbstreferentiell und damit informationell geschlossen operiert. Allerdings wird dem konstruktivistischen Paradigma der operationalen Geschlossenheit menschlicher Kognition nicht nur Zustimmung, sondern auch deutliche Skepsis, ja teilweise ausdrückliche Ablehnung entgegengebracht. Der diesbezügliche Streit wurde gerade in den 1990er Jahren mit Vehemenz und stellenweise erstaunlicher Emotionalität geführt und in den Extremen schienen konstruktivistische Positionen „von den einen als Heilslehre geradezu vergöttert, von den anderen als szientistischer Unsinn verketzert.“ (Brumlik 2002, S. 5) Die Emotionalität der Debatten setzte sich auch in den Diskursen der Sozialen Arbeit fort. Dies mag auch durch das Maß der Erschütterung zu erklären sein, welches das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit durch konstruktivistische Überlegungen erfuhr. Die Soziale Arbeit wurde mit der Annahme konfrontiert, dass die Wirklichkeit, in der Menschen leben, ein Konstrukt ihrer Kognition sei und nicht das Abbild der realen Welt. Damit galt die Welt der Adressat_innen konstruktivistisch in einer bislang ungekannten Radikalität als unhintergebar subjektiv. Hieraus ergaben sich Unsicherheiten, sowohl auf der Ebenen der Zielfestlegung als auch auf der Ebenen der Zielerreichung. Wie konnte noch zu wissen sein, was für die Adressat_innen gut oder schlecht sei? Wie konnten Adressat_innen zu verstehen oder gar zu beeinflussen sein?

Der Gewinn dieser Perspektive lag für die Fachkräfte der Sozialen Arbeit u. a. in der Einsicht der eigenen Grenzen, für die Adressat_innen lag der Gewinn in der Aufwertung der eigenen Person und ihrer Sichtweisen. Mit dieser Perspektive ging allerdings auch die Gefahr einher, aus dem konstruk-

⁴ Hierzu trugen auch die popularistischen „Ungenauigkeiten“ in den konstruktivistischen Debatten bei (vgl. Meitz/Zurstiege 2011, S. 362).

tivistischen Paradigma zu folgern, dass nun grundsätzlich alles beliebig und nichts mehr begründet zu entscheiden sei und zwischenmenschliche Kommunikation, Beeinflussung oder gar Machtausübung unmöglich wäre. Diese Folgerung ist m. E. jedoch nicht zwingend, vielmehr können auch, bzw. gerade bei Beibehaltung der Annahme kognitiver Selbstreferentialität, Prozesse zwischenmenschlicher Verständigung und Einflussnahme erklärt und fachliche Entscheidungen begründet und verantwortet werden (Kraus 2013).

2 Erkenntnistheoretische Grundlagen – zur grundsätzlichen Doppelbindung menschlicher Strukturentwicklung

Die hier skizzierten Überlegungen basieren auf einem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus (Kraus 2013, S. 15-66), dessen Fokus auf den Bedingungen menschlichen Erkennens liegt und der die in der abendländischen Philosophie immer wieder betonte Skepsis gegenüber unseren Erkenntnismöglichkeiten aufgreift (vgl. Glasersfeld 1996, S. 56ff.). Die Möglichkeit, Sicherheit über die Beschaffenheit eines ‚Objektes‘ zu erlangen, wird bezweifelt, da menschlicher Kognition immer nur die Ergebnisse unterschiedlicher Wahrnehmungsprozesse, nicht aber deren Anlässe zugänglich sind. Diese Überlegung entfaltet prominent Immanuel Kant, wenn er darlegt, dass wir die Realität nicht unmittelbar, sondern nur im Rahmen unserer Wahrnehmungsmöglichkeiten erfahren können (Kant 1798, 1800/1968). Auf Grund dessen ist grundsätzlich unüberprüfbar, ob die „Gegenstände, wie sie uns erscheinen“ (ebd., BA 26) den tatsächlichen Gegenständen „wie sie (...) sind“ (ebd., BA 26) entsprechen. Denn eine solche Überprüfung würde voraussetzen, dass wir unsere Wahrnehmungsbedingungen umgehen und die Ergebnisse eines Wahrnehmungsprozesses mit den zu Grunde liegenden realen Wahrnehmungsanlässen direkt vergleichen können, ohne dabei erneut unsere gerade zu überprüfenden Wahrnehmungsmöglichkeiten zu benutzen. Diese Voraussetzung wurde schon von den Vorsokratikern in Frage gestellt (Glasersfeld 1996, S. 158). Im konstruktivistischen Diskurs wird Kognition als ein operational geschlossener Prozess beschrieben und betont, dass Kognition keinen direkten Zugang zur Welt an sich, sondern nur zu den eigenen Bewusstseinszuständen hat.⁵ Damit ist die Konstruktion der Wirklichkeit einerseits eine subjektive Leistung. Dass diese Leistung andererseits dennoch nicht beliebig ist, lässt sich mit Überlegungen zur Viabilität und zur strukturellen Koppelung verdeutlichen. Denn auch wenn es gerade in der populärwissenschaftlichen Ausprägung konstruktivistischer Diskurse stellenweise

⁵ Zur Auseinandersetzung mit Wahrnehmung und Kognition vgl. Kraus 2013, S. 32-52.

scheinen mag, als würde die Beliebigkeit kognitiver Konstruktionsprozesse propagiert,⁶ so ist dies eine Überziehung konstruktivistischer Grundannahmen, der sogar mit radikalkonstruktivistischen Modellen widersprochen werden kann. Ernst von Glasersfelds Konzept der ‚Viabilität‘ (Glaserfeld 1978, S. 65ff.) veranschaulicht, dass Wirklichkeitskonstruktionen um ihres Erfolges willen zwar nicht der Realität entsprechen müssen, dieser aber dennoch nicht widersprechen dürfen. Mit Maturanas Modell der ‚strukturellen Koppelung‘ lässt sich erklären, dass sich informationell geschlossene Systeme wechselseitig beeinflussen können und die Ausbildung ‚konsensueller Bereiche‘ möglich ist (Maturana u. Varela 1987, S. 196f.; Maturana 2000, S. 115ff.).

In Folge dessen gehe ich davon aus, dass die menschliche Strukturentwicklung einer grundsätzlichen Doppelbindung unterliegt (vgl. Kraus 2013, S. 105):

Einerseits ist die Lebenswirklichkeit eines Menschen dessen subjektive Konstruktion, andererseits ist diese bei aller Subjektivität keine beliebige, sondern eine relationale Konstruktion, die durch die Rahmenbedingungen der Umwelt beeinflusst und begrenzt ist.

2.1 *Lebenswelt und Lebenslage als relationale Konstruktionen*

Zur Konkretion der erkenntnistheoretischen Grundlagen und ersten Verdeutlichung deren Relevanz für professionelle Interaktionen, wird nun ein Blick auf die konstruktivistische Reformulierung der Begriffe Lebenswelt und Lebenslage geworfen. Ausgangspunkt war die erkenntnistheoretische Reflexion der in der Sozialen Arbeit allenthalben geforderten Orientierung an der Lebenswelt der Adressat_innen. Die kritische Reflexion der Verwendung des Lebensweltbegriffs in der Sozialen Arbeit führte schließlich über die Auseinandersetzung mit dessen phänomenologischen Wurzeln zu einer konstruktivistisch begründeten Reformulierung der Begriffe Lebenswelt und Lebenslage. Auch wenn hier weder der Diskurs, noch die vollständige Genese und Argumentation der Reformulierung nachvollzogen werden kann (hierzu Kraus 2004; 2013, S. 151ff.), so werden doch zentrale Ergebnisse skizziert und deren interaktionstheoretischen Konsequenzen verdeutlicht.

6 Dies würde einen ontologischen Solipsismus voraussetzen, der die Existenz einer tatsächlichen Realität verneint. Dem steht entgegen, dass selbst im radikalkonstruktivistischen Diskurs nicht die Existenz einer Realität, sondern nur deren Erkennbarkeit bezweifelt wird (vgl. Kraus 2013, S. 26ff.).

2.1.1 Lebenswelt – phänomenologische Ursprünge

In der Sozialen Arbeit ist der Begriff der Lebenswelt so verbreitet wie die programmatische Aufforderung, sich an eben dieser zu orientieren. Diese Entwicklung nimmt ihren Ausgang in der ab den 1970er Jahren zunehmenden Orientierung am Alltag der Adressat_innen.⁷ In den 1980er Jahren⁸ konstatiert Thiersch schließlich eine regelrechte ‚Alltagswende‘ der Sozialpädagogik. Insoweit diese ‚Alltagswende‘ vor allem auch auf kritisch-phenomenologische Reflexionen zum Alltag zurückgreift, gewinnt zunehmend der Begriff der ‚Lebenswelt‘⁹ an Bedeutung (Thiersch 1986; 1992) und spätestens seit dem Achten Jugendbericht der Bundesregierung (BMJFFG 1990) gilt die so genannte ‚Lebensweltorientierung‘ als ein zentrales Paradigma der Jugendhilfe. Mit der zunehmenden Verwendung des Begriffs der Lebenswelt nimmt allerdings eine begriffliche Beliebigkeit zu, die schließlich Ende der 1990er Jahre in den Diskursen der Sozialen Arbeit zur Kritik am unpräzisen Gebrauch des Lebensweltbegriffs führt (Fuchs/Halfar 2000). Die Verantwortung für die Beliebigkeit im Umgang mit dem Begriff wird einerseits auf Nachlässigkeiten in der praktischen Umsetzung zurückgeführt (Grunwald/Thiersch 2001, S. 1137), andererseits auf eine nicht hinreichend präzise Bestimmung des Begriffs selber und eine unzureichende Auseinandersetzung mit „(...) seinen phänomenologischen und sprachanalytischen Kontexten“ (Fuchs/Halfar 2000, S. 56). Dieser Vorwurf ist zwar nicht zu verallgemeinern, aber spätestens wenn der Begriff der Lebenswelt nur noch für die äußeren Lebensbedingungen eines Menschen steht, wird das außer Acht lassen von dessen phänomenologischer Herkunft deutlich. Denn dann scheint die Lebenswelt eines Menschen durch die Auseinandersetzung mit

7 Etwa unter Rückgriff auf Schütz 1974; Schütz/Luckmann 1991, prominent Thiersch 1978.

8 Etwa Lenzen (1980), zur schon damals inflationären Verwendung des Lebensweltbegriffes innerhalb der Humanwissenschaften vgl. Bergmann (1981), Buchholz (1984).

9 In den Diskursen der Sozialen Arbeit wird im Wesentlichen auf zwei Traditionslinien Bezug genommen. Zum einen auf einen Lebensweltbegriff, der in Husserls Phänomenologie wurzelt. Husserl beschreibt schon 1917 mit dem Begriff der Lebenswelt die Welt der reinen Erfahrung, die sich aus der natürlichen (mundanen) Auseinandersetzung des Menschen mit seiner Umwelt ergibt (Husserl 1962, 2008). Schütz führt den Begriff im Rahmen seiner Sozialphänomenologie weiter und betont, dass die Lebenswelt eines Menschen immer schon das Ergebnis seiner Auseinandersetzung mit der sozialen Welt ist (Schütz/Luckmann 1991). Schütz greift dabei zwar zunächst den Begriff der ‚Lebenswelt‘ auf, wechselt dann aber zum Begriff der ‚Alltagswelt‘. Dieser ist dann maßgeblich für Thiersch, der als ein prominenter Vertreter einer lebensweltorientierten Sozialen Arbeit die Begriffe Lebenswelt und Alltagswelt ausdrücklich synonym gebraucht (Grunwald/Thiersch 2011, S. 854). Ein anderes Lebensweltverständnis entfaltet Habermas, der in seiner ‚Theorie des kommunikativen Handelns‘ (Habermas 1981) den Lebensweltbegriff dem Systembegriff gegenüberstellt und gesellschaftstheoretisch hinterfragt, inwieweit es durch das System zu einer ‚Kolonialisierung der Lebenswelt‘ kommt. Dieses Lebensweltverständnis berücksichtigt etwa Böhnisch in seiner Auseinandersetzung mit abweichendem Verhalten (2010, S. 34ff., Böhnisch u. Funk 2013, S. 73ff.) oder Nauert in seinen handlungstheoretischen Überlegungen zur sozialen Diagnostik (Nauert 2016).

seinen Lebensbedingungen erfassbar. Das steht im Widerspruch zu dessen phänomenologischen Wurzeln (Husserl 2008; Schütz/Luckmann 1991). Denn auch wenn der Begriff der Lebenswelt weder bei Husserl noch bei Schütz eindeutig bestimmt ist (vgl. Felten 2000, S. 75; Bergmann 1981, S. 50ff.; Welter 1986, S. 77, S. 170), so kann doch die Relevanz der subjektiven Perspektive als ein grundlegendes Charakteristikum festgehalten werden. Die Lebenswelt gilt phänomenologisch als das Ergebnis subjektiver Weltaneignung vor dem Hintergrund bisheriger Erfahrungen und unter Nutzung individueller geistiger und körperlicher Ausstattungsmerkmale. Aus der phänomenologischen Orientierung an der Lebenswelt folgt insofern mehr als nur die Hinwendung zur Lebenssituation eines Menschen. Phänomenologisch sind nicht nur Unterschiede in den Lebensbedingungen zu berücksichtigen, sondern auch Unterschiede in den Wahrnehmungsbedingungen des Individuums (Hitzler 1999, S. 232).¹⁰

2.1.2 Lebenslage – sozialwissenschaftliche Ursprünge

Der subjektive Charakter der Kategorie Lebenswelt ist im Falle eines Bewusstseins für die phänomenologische Herkunft dieser Kategorie also durchaus im Blick. Dennoch ist mit dem Lebensweltbegriff die Gefahr einer gewissen Diffusion verbunden, insofern dieser zwar einerseits den Subjektcharakter der Kategorie Lebenswelt betont, andererseits aber auch auf die Rahmenbedingungen des subjektiven Wahrnehmens verweist. Diesen doppelten Bezug teilt der Begriff der Lebenswelt – wenn auch mit anderen Schwerpunkten – mit dem Begriff der ‚Lebenslage‘. Der bei Karl Marx entlehnte Lebenslagenbegriff wurde maßgeblich von Otto Neurath (1931) und Gerhard Weisser (1956) in den sozialwissenschaftlichen Diskurs eingeführt. Weisser definierte die Lebenslage eines Menschen als „den Spielraum, den einem Menschen die äußeren Umstände nachhaltig für die Befriedigung der Interessen bieten, die den Sinn seines Lebens bestimmen“ (ebd., S. 986). Insofern nehmen sowohl der Begriff der Lebenswelt als auch der Begriff der Lebenslage Bezug auf die jeweils individuellen Lebensbedingungen eines Menschen und auf die jeweils subjektive Wahrnehmung dieser Bedingungen. Beim Lebenslagenbegriff liegt der Fokus allerdings vor allem auf den Rahmenbedingungen, beim Lebensweltbegriff hingegen eher auf den subjektiven Wahrnehmungsbedingungen. Problematisch wird es, wenn diese unterschiedlichen Fokussierungen nicht mehr im Blick sind und im Extremfall die Begriffe Lebenslage und Lebenswelt schließlich als Synonyme verwendet werden. Spätestens wenn mit dem Begriff der Lebenswelt nur noch die Rahmen-

¹⁰ Dabei sollen Husserl und Schütz nicht als KonstruktivistInnen verortet werden; zu deren Zielen und Wegen „transzendentaler Intersubjektivität“ (Husserl) und intersubjektiver Verständigung (Schütz) vgl. Kraus 2013, S. 145ff..

bedingungen benannt werden, ist eine begriffliche Unbestimmtheit erreicht, die einer fachlichen Kommunikation entgegensteht.

Um diesem Dilemma zu begegnen, habe ich die Begriffe der Lebenswelt und der Lebenslage systemisch-konstruktivistisch konzeptualisiert (Kraus 2004; 2013, S. 151 ff.). Dabei ging es primär nicht um die phänomenologische und sozialwissenschaftliche Rekonstruktion der Begriffe, sondern darum, die Begriffe in ein Theoriegebäude einzupassen, das auf einem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus basiert (Kraus 2013).

2.1.3 Lebenswelt und Lebenslage – relational-konstruktivistische Begriffsbestimmung

Im Rahmen der konstruktivistischen Reformulierung habe ich die Begriffe Lebenswelt und Lebenslage einander gegenüber gestellt und auf ihre jeweiligen Schwerpunkte hin konkretisiert (Kraus 2004; 2013, S. 153). Der Begriff der Lebenswelt benennt nun ausschließlich die subjektive Perspektive, der Begriff der Lebenslage ausschließlich die Rahmenbedingungen. Dabei lässt sich die Differenz zwischen dem Begriff *Lebenswelt* und dem Begriff der *Lebenslage*, der konstruktivistischen Unterscheidung zwischen den Begriffen *Wirklichkeit* und *Realität* (Kraus 2013, S. 20 f.) zuordnen. Dementsprechend passt der Begriff *Wirklichkeit* zu dem Begriff *Lebenswelt*, hingegen der Begriff *Realität* zu dem Begriff *Lebenslage*. Für beide gilt: Das eine ist die subjektive Konstruktion unter den Bedingungen des anderen. Mit anderen Worten: Die Lebenswelt ist ebenso die subjektive Konstruktion eines Menschen wie die Wirklichkeit, und diese subjektiven Konstruktionen vollziehen sich unter den Bedingungen der Lebenslage bzw. der Realität. Lebenslage und Realität setzen die einschränkenden und anregenden Bedingungen für die Lebenswelt und Wirklichkeit. Dennoch bleibt die Lebenswelt, aufgrund der operationalen Geschlossenheit menschlicher Kognition, eine unhintergebar subjektive Kategorie. Wenn wir dies konkretisieren, so ist etwa die materielle und immaterielle Ausstattung eines Menschen seiner Lebenslage zuzuordnen. Dazu gehören nicht nur die Rahmenbedingungen im Sinne von materieller Ausstattung, Wohnraum, Finanzmitteln u. ä., sondern auch die immateriellen Ausstattungen, etwa die zur Verfügung stehenden sozialen Netzwerke. Auch die Ausstattung seines Organismus gehört zur Lebenslage. So ist beispielsweise die körperliche Verfasstheit eines Menschen eine Bedingung seiner Lebenslage. Die Wahrnehmung dieser Bedingungen macht hingegen die Lebenswelt eines Menschen aus.

An dieser Stelle wird die Relevanz für die Praxis deutlich: Allein die Auseinandersetzung mit der Lebenslage eines Menschen ermöglicht noch keinen Zugang zu dessen Lebenswelt. Selbst wenn wir sein gesamtes Sozial- und Materialkapital erfassen könnten, hätten wir doch seine Lebenswelt noch

nicht erfasst. Lebenswelt und Lebenslage sind dementsprechend wie folgt definiert (Kraus 2013, S. 153):

Als Lebenslage gelten die materiellen und immateriellen Lebensbedingungen eines Menschen.

Als Lebenswelt gilt das subjektive Wirklichkeitskonstrukt eines Menschen, welches dieser unter den Bedingungen seiner Lebenslage bildet.

Mit Blick auf die Doppelbindung menschlicher Strukturentwicklung kann also festgehalten werden, dass die Lebenswelt eines Menschen zwar das Ergebnis subjektiver Konstruktionsprozesse ist, dieses Ergebnis aber nicht in einem ‚luftleeren Raum‘, sondern unter den jeweiligen sozialen und materiellen Bedingungen Bestand haben muss. Lebensweltliche Konstruktionen vollziehen sich also relational zur Lebenslage und die Lebenswelt ist als Ergebnis subjektiver Konstruktionsprozesse weder von der Lebenslage determiniert, noch ist sie von dieser unabhängig.

3 Interaktionstheoretische Konsequenzen

Soziale Arbeit muss nicht nur die Grundlagen ihres erkennenden Zugangs zur Welt reflektieren, sondern auch ihre Möglichkeiten der Interaktion. Hierzu benötigt sie sowohl kommunikationstheoretische (Kraus 2013, S. 67-118), als auch machttheoretische (Kessl 2016; Kraus/Krieger 2016; Kraus 2013, S. 119-140) Modelle.

3.1 Lebenswelten und Lebenslagen - verstehen und beobachten

Folgt man den bisher entfalteten Grundlagen, so scheint die geforderte Orientierung an der Lebenswelt eine zumindest paradoxe Aufforderung. Schließlich wird die Orientierung an einer grundsätzlich subjektiven und deshalb nicht direkt zugänglichen Kategorie gefordert. Konstruktivistisch begründet scheint der Beobachtung eher die Lebenslage eines Menschen zugänglich als dessen Lebenswelt. Doch abgesehen davon, dass auch die Lebenslage nicht ‚objektiv‘, sondern nur aus Beobachter_innenperspektiven zugänglich ist, stellt sich grundlegend die Frage, ob die Auseinandersetzung mit der Lebenslage überhaupt ein lebensweltorientiertes Unterfangen sein kann. Hierfür gibt es auch aus einer konstruktivistischen Perspektive gute Gründe. Lebenslagen sind als ermöglichende und einschränkende Bedingungen lebensweltlicher Konstruktionen in den Blick zu nehmen. Zudem können die Fachkräfte der

Sozialen Arbeit gerade auf diese Lebenslagen gestaltenden Einfluss nehmen. Die hier entworfene Lebensweltorientierung fordert also keineswegs das Umfeld eines Menschen, sein materielles und soziales Eingebundensein zu ignorieren. Im Gegenteil: Es geht sehr wohl auch um die Berücksichtigung der Lebenslage, nur eben eingedenk dessen, dass erstens die Lebenslage nicht objektiv erkannt werden kann und zweitens die Lebenslage nicht identisch mit der Lebenswelt eines Menschen ist. Die notwendige und mögliche Annäherung an diese Subjektperspektive kann deswegen nicht alleine über die Auseinandersetzung mit der Lebenslage gelingen, sondern bedarf auch der professionellen Kommunikation mit dem Subjekt über dessen Wahrnehmung und Bewertung seiner Lebenslage.

Allerdings gilt für Kommunikation prinzipiell die gleiche Einschränkung wie für die Auseinandersetzung mit der Lebenslage. Erstens sind nur die Ausschnitte zugänglich, die von Seiten der Adressat_innen zugänglich gemacht werden, und zweitens können Fachkräfte nur im Rahmen ihrer Interpretationsmöglichkeiten ‚verstehen‘. Kommunikation ermöglicht keinen Informationstransport zwischen dem kognitiven Bereich der Adressat_innen und dem der Fachkräfte. Die ‚inneren Zustände‘ des Kommunikationspartners bleiben so wenig überprüfbar, wie die Lebenswelt des Gegenübers in letzter Konsequenz erfassbar ist. Dennoch rückt mit dem Verweis auf Kommunikation eine weitere Strategie in den Blick, die die Annäherung an die Lebenswelt der Adressat_innen zwar nicht sichert, aber doch wahrscheinlicher macht. Gerade eine Kommunikation, welche auf der Einsicht möglichen Nichtverstehens gründet, steigert die Wahrscheinlichkeit der Annäherung an das Erleben des Gegenübers: Trotz selbstreferenziell und damit informationell geschlossen operierender Kognition, ist Kommunikation keineswegs grundsätzlich erfolglos. Für Verstehen und Verständigung gilt, wie für alle Konstruktionsprozesse, die Bedingungen der Viabilität und der strukturellen Koppelung. Aus diesen erwachsen Möglichkeiten der reziproken Verknüpfung und wechselseitigen Orientierung (Kraus 2013, S. 67-118).¹¹

3.2 *Eckpunkte einer konstruktivistischen Machttheorie*

Definiert man mit Max Weber Macht als „jede Chance innerhalb einer sozialen Beziehung, den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht“ (Weber 1972, S. 28), stellt sich die Frage, wie der eigene Wille durchgesetzt werden kann, wenn doch instruktive Interaktionen als unmöglich gelten (Dell 1990, S. 99ff.) und von Foerster in Abgrenzung zu trivialen Maschinen die Nicht-Steuerbarkeit des Menschen betont (von Foerster 1996, S. 206ff.). Mit Bezugnahme auf diese Grundlagen

¹¹ Zu den Eckpunkten einer relational-konstruktivistischen Kommunikationstheorie vgl. Kraus 2013, S. 67-118.

hat Portele schließlich gefolgert, dass es bei näherer Betrachtung gar keine Macht gibt, sondern lediglich soziale Phänomene, die zwar wie Macht erscheinen, die aber nur durch die Unterwerfung der Ohnmächtigen zu Stande kommen (Portele 1989, S. 204). Nun sind diese Schlussfolgerungen keineswegs die einzig möglichen aus einer konstruktivistischen Anthropologie und auf Basis des Eingangs skizzierten erkenntnistheoretischen Konstruktivismus können soziale Phänomene als Macht beschrieben werden, die trotz der Annahme kognitiver Selbstreferentialität nicht von den „Ohnmächtigen“ zu verantworten sind.

3.2.1 Durchsetzungs- und Verweigerungspotentiale

Auf Basis der angenommenen „Doppelbindung menschlicher Strukturentwicklung“ (Kraus 2013, S. 65) ist es möglich, am Paradigma der kognitiven Selbstreferentialität festzuhalten und dennoch ein Machtmodell zu entwickeln, mit dem Machtkategorien benannt werden können, deren Wirksamkeit unabhängig vom Eigensinn eines Menschen ist. Entscheidend ist dabei die Differenzierung des Begriffs der Macht selbst in *instruktive Macht* und *destruktive Macht* (Kraus 2013, S. 126; 2016). Nutzen wir zur Verdeutlichung dieser Unterscheidung ein Beispiel und nehmen an, dass zwischen zwei Personen die Ressourcen ungleich verteilt sind – etwa dadurch, dass Person A rechtlich gestützt in die elterliche Sorge von Person B eingreifen kann. Hier scheint die Verteilung der Macht eindeutig. Bei näherer Betrachtung stellt sich aber die Frage, ob es Person A tatsächlich möglich ist, gegenüber Person B im Sinne Webers „(...) den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen (...)“. Diese Frage ist nicht mit „ja“ oder „nein“ zu beantworten, sondern abhängig von der Zielrichtung des eigenen Willens mit „sowohl als auch“, also mit „ja“ und „nein“. Solange der Wille von Person A auf die *Instruktion* von Person B zielt, also bestimmtes Verhalten oder Denken *determiniert* werden soll, ist die Antwort „nein“. Diese Zielsetzung kann immer am Eigensinn von B scheitern. Denn auch wenn wir annehmen, dass A die Optionen von B drastisch reduzieren kann (etwa durch die Herausnahme des Kindes aus der Familie und die Inhaftierung von Person B), so verbleibt die Bewertung dieser Reduktionsmöglichkeiten letztlich bei B. Selbst die Androhung der Inhaftierung hat für B nur die Qualität einer Perturbation¹² („Irritation“) und die Reaktion darauf ist von A so wenig vorhersehbar wie bestimmbar. Zielt Macht auf ein instruktives Ansinnen, so hat dieses Ansinnen immer nur die Qualität einer Perturbation. Die Entscheidung, wie auf diese Perturbation reagiert wird, verbleibt bei dem Reagierenden, also dem ‚vermeintlich‘ Ohnmächtigen.

12 Der Begriff Perturbation steht konstruktivistisch für Irritationen in einem gegenüber der Umwelt abgegrenztem System und betont die Unvorhersehbarkeit der Reaktionen auf Einflüsse von außen. Perturbationen sind dabei weder positiv noch negativ bewertet.

Diese Argumentation war es auch, die in den konstruktivistischen Diskursen der 1980er und frühen 1990er Jahre zur Aussage führten, es gäbe gar keine Macht (Böse/Schiepek 2000, S. 107ff.). Übersehen wurde dabei, dass die Lage anders ist, wenn der Wille von Person A darauf zielt, die Möglichkeiten von Person B zu *beschränken*. Dann ist die Frage nach der Möglichkeit von Macht nämlich auch konstruktivistisch mit „ja“ zu beantworten. A kann zwar kein bestimmtes Verhalten von B *determinieren*. Möchte A aber, dass B bestimmte Handlungen unterlässt, so braucht sie zur Durchsetzung ihres Willens nicht die Unterwerfung von B und der Erfolg ist unabhängig vom Eigensinn der selbstreferentiell operierenden Kognition. Zur Durchsetzung *dieses* Willens genügt, um beim Beispiel zu bleiben, die räumliche Trennung von B und dem Kind.¹³

An der Frage nach den Verweigerungsmöglichkeiten wird deutlich, dass es einen qualitativen Unterschied zwischen den Bemühungen instruktiver und den Bemühungen destruktiver Einflussnahme gibt. Begrifflich gefasst ist er durch die Differenzierung des Phänomens Macht in *instruktive Macht* und *destruktive Macht*. Diese Differenzierung bringt zum Ausdruck, dass destruktive Macht die Optionen eines Menschen einschränkt, indem bestimmte Möglichkeiten destruiert werden, hingegen instruktive Macht auf die *Instruktion*¹⁴ eines Menschen zielt. Entscheidend ist dabei, dass sich die „Ohnmächtigen“ gegenüber destruktiver Macht nicht verweigern können, während dies gegenüber instruktiver Macht möglich ist.

3.2.2 Beobachter_innenperspektive und Relationalität

Die Definition von instruktiver Macht und destruktiver Macht fokussiert, wie bei Weber, die „Chance innerhalb einer sozialen Beziehung, den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen“. Dabei wird die Kategorie Macht nicht als ein ontologisches, sondern als ein soziales Phänomen gefasst. Insofern beschreiben die Begriffe instruktive Macht und destruktive Macht keine beobachter_innenunabhängigen, ontologischen Entitäten über die eine Person verfügt, sondern Durchsetzungspotentiale in sozialen Relationen. Relationen müssen zumindest angenommen werden, da die hier in den Blick genommene Interaktionsmacht immer einen durchzusetzenden Willen voraussetzt,¹⁵ wozu es mindestens zwei Systeme geben muss, die zueinander in

13 Auch wenn *destruktive Macht* die höchste Wirksamkeit bietet, so kann (rechtlich) und soll (fachlich) sie erst als ultima ratio angewendet werden. Zudem kann *destruktive Macht* nur unerwünschte Handlungen verhindern und keine erwünschte Handlungen erzwingen.

14 „Wäre der von einem System aufgrund einer Interaktion eingenommene Zustand durch die Eigenschaften der Entität bedingt, mit der das System interagiert, dann wäre die Interaktion eine ›instruktive‹ Interaktion.“ (Maturana 1982, S. 243)

15 Gesellschaftliche Strukturen sind demnach nicht selber Macht, sondern daraufhin sie können z. B. als einschränkende oder ermöglichende Bedingungen Mittel und/oder Ergebnis von Macht-

Bezug gesetzt werden können. Dabei können Systeme sowohl einzelne Personen, als auch soziale Systeme sein.

Ferner gilt für Machtphänomene, was konstruktivistisch für alle Phänomene gilt: Sie können nur aus einer Beobachter_innenperspektive bestimmt werden (Kraus 2002, S. 41-48, S. 116-145; 2013, S. 122f.). Der/Die Beobachter_in kann Teil der zu beschreibenden sozialen Relation sein oder außerhalb dieser stehen. Der Verweis auf die Beobachterperspektive betont, dass Macht nicht objektiv zu erkennen ist, sondern in einem aktiven Prozess soziale Potentiale als instruktive Macht oder destruktive Macht rekonstruiert und eingeordnet werden müssen. Entschieden werden muss hierbei sowohl von welchen Willen ausgegangen wird (die gegebenenfalls als einander widersprechend bestimmt werden), als auch welche Potentiale angenommen werden (zur Durchsetzung des zuvor bestimmten Willens). Dabei ist es unerheblich, ob diese Beobachtungen aus einer Binnen- oder einer Außenperspektive vorgenommen werden, da die Entscheidung darüber, ob und welche Macht vorliegt, so oder so ein Prozess ist, der auf den Beobachtungs- und Unterscheidungskriterien der Beobachterinnen und Beobachter basiert.¹⁶

Insofern definiere ich instruktive Macht und destruktive Macht folgendermaßen:

Als instruktive Macht gilt das aus einer Beobachter_innenperspektive bestimmte Potential eines Systems, das Verhalten oder Denken eines anderen Systems dem eigenen Willen entsprechend zu determinieren.

Instruktive Macht als Möglichkeit zu instruktiven Interaktionen ist vom Eigensinn der zu Instruierenden abhängig, die sich letztlich instruktiver Macht auch verweigern können.)

Als destruktive Macht gilt das aus einer Beobachter_innenperspektive bestimmte Potential eines Systems, die Möglichkeiten eines anderen Systems dem eigenen Willen entsprechend zu reduzieren.

(Destruktive Macht als Möglichkeit zu destruktiven Interaktionen ist unabhängig vom Eigensinn der zu Instruierenden, die sich destruktiver Macht nicht verweigern können.)

Wichtig ist, dass mit dieser Unterscheidung keine normative Bewertung verbunden ist (vgl. Kraus 2013, S. 136ff., S. 158ff.) und zudem instruktive

spielen sein. Gesellschaftliche Strukturen sind somit nicht mit der Kategorie Macht zu fassen, sondern sie sind in ihrer Relevanz für und innerhalb von Machtspielen zu reflektieren.

16 Durch die Einführung der Beobachter_innenperspektive in die Definition, können Machtphänomene bestimmt werden, bei denen die als mächtig bestimmte Person sich selber ihrer Intentionen und Strategien nicht bewusst ist (vgl. Kraus 2013, S. 128f.).

Macht nicht als Gegenteil von destruktiver Macht gefasst wird. Beide Machtkategorien fokussieren lediglich die Bedingungen der Möglichkeit von Macht und erlauben eine differenzierte Analyse von Durchsetzungspotentialen in Konflikten.¹⁷

4 Bilanz und Ausblick

Für meine Perspektive auf die Soziale Arbeit ist die Fokussierung des Individuums in seiner Umwelt und damit die Relevanz sozialer und materieller Umweltbedingungen für lebensweltliche Konstruktionen konstitutiv (Kraus 2013). Dabei ist die Einsicht zentral, dass Analysen und Bewertungen immer nur aus einer Beobachter_innenperspektive vorgenommen werden können. Insofern ist Soziale Arbeit also immer eine relationale Soziale Arbeit. Es geht um die Relationen zwischen Lebenswelten und Lebenslagen; darüber hinaus aber geht es noch grundlegender a) um die Relationen zwischen Beobachter_innen und dem was sie beobachten und b) um die Relationen zwischen Beobachter_innen und deren Wissensbeständen und Erklärungsmodellen die die Grundlage deren Beobachtungen, Beschreibungen, Erklärungen und Bewertungen sind.¹⁸ Notwendig sind deshalb theoretische Werkzeuge, die die Reflexion der Relationen zwischen Individuen und deren sozialen und materiellen Umweltbedingungen ermöglichen. Ausgehend von der Annahme kognitiver Selbstreferentialität ist es möglich, zwischenmenschliche Verständigung und Einflussnahme neu zu erklären, daraus methodische Zugänge abzuleiten und die Bedingungen der Legitimation professioneller Unterstützungs- und Eingriffspraxis zu reflektieren. Wenn die Lebenswirklichkeit eines Menschen zwar dessen subjektive, aber dennoch durch die Rahmenbedingungen seiner Umwelt beeinflusste und begrenzte Konstruktion ist, dann können mittels Kommunikation zwar ebenso wenig Informationen von einer Kognition zur nächsten transportiert werden, wie mittels Macht instruktive Interaktion möglich sind. Dennoch lassen sich Kriterien erfolgreicher Verständigung ebenso bestimmen wie Formen instruktiver und destruktiver Macht. Die konstruktivistische Neufassung der Begriffe der Lebenswelt und Lebenslage sollte zumindest erste Konsequenzen für eine lebensweltorientier-

17 In der Praxis liegt selten eine Form der Macht alleine vor. Regelhaft wird etwa die Androhung destruktiver Macht genutzt (z. B. die Androhung des Eingriffs in die elterliche Sorge), um die Wahrscheinlichkeit instruktiver Macht zu erhöhen.

18 Ob in einem paradigmatischen Sinne von einer „Relationalen Sozialen Arbeit“ gesprochen werden kann, wäre zu prüfen; dabei ist u. a. sowohl zu diskutieren, ob alle Ansätze für die der Begriff der Relationalität eine wesentliche Rolle spielt (vgl. Fußnote 1) unter diesem Paradigma verortet werden können, als auch welche Ansätze darüber hinaus zuzuordnen wären.

te Praxis andeuten, die aus der hier vertretenen erkenntnistheoretischen Position folgen.

Ohne hier in die Tiefe gehen zu können, ist mit Blick auf Fragen der Moral und Ethik festzuhalten, dass aus einem erkenntnistheoretischen Konstruktivismus keineswegs die Beliebigkeit von Entscheidungen oder gar die Entscheidungsunfähigkeit folgern muss, sondern im Gegenteil, gerade die Möglichkeit und Notwendigkeit von Entscheidungen begründet werden kann (hierzu Kraus 2013, S. 158ff.). Mit Blick auf eine konstruktivistische Verantwortungsethik kann festgehalten werden, dass die Verantwortung eines Menschen spätestens an den Grenzen seiner Erkenntnis- und Einflussmöglichkeiten endet. Insofern kann aus einer erkenntnistheoretischen Perspektive der Frage nach den Voraussetzungen zur Anwendung von Werten in konkreten Entscheidungsprozessen nachgegangen werden. Ob und wie diese Verantwortung zugesprochen wird, lässt sich hingegen nicht erkenntnistheoretisch bestimmen, sondern bedarf ethisch begründeter Kriterien. Wichtig ist dabei, dass aus einer Erkenntnistheorie zwar keine normativen Positionen abgeleitet werden können, erkenntnistheoretische Grundlagen jedoch insofern berücksichtigt werden müssen, als sie die logischen Fundamente und Grenzen ethischen Argumentierens liefern (Kraus 2013, S. 158).

Für die Soziale Arbeit ergeben sich also einerseits konstruktivistisch begründete Grenzen des Erkennens, Kommunizierens, Entscheidens und Intervenierens, andererseits bleiben trotz der angenommenen kognitiven Selbstreferentialität Erkenntnis-, Kommunikations-, Entscheidungs- und Interventionsmöglichkeiten bzw. ergeben sich erst daraus. Beides, die Grenzen und die Möglichkeiten, müssen von den Fachkräften immer wieder in den Blick genommen werden, da deren Verantwortung mit deren Potentialen korreliert. Wenn sie ihre professionellen Möglichkeiten überschätzen, so übersehen sie die methodischen Grenzen professionellen Unterstützens und Eingreifens und steigern damit u. a. die Wahrscheinlichkeit von Selbstüberschätzung und -überforderung. Wenn sie allerdings ihre Hilfe- und Kontrollmöglichkeiten unterschätzen, so schöpfen sie diese nicht aus und unterschreiten fachliche, rechtliche und/oder moralische Standards. Eine angemessene Einschätzung trägt mithin zur Qualität professionellen Handelns bei und ist somit eine zentrale Voraussetzung bei der notwendigen Reflexion fachlicher Entscheidungs- und Handlungsbedingungen. Die vorgestellten Begriffe und Modelle sollen als Werkzeuge hierzu einen Beitrag leisten.

Literatur

- Bergmann, Werner (1981): Lebenswelt, Lebenswelt des Alltags oder Alltagswelt? Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 33, 1, S. 50-72.
- BMJFFG (Hrsg.) (1990): 8. Jugendbericht. Bericht über Bestrebungen und Leistungen der Jugendhilfe. Bonn.
- Böhnisch, Lothar (2010): Abweichendes Verhalten: Eine pädagogisch-soziologische Einführung. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, Lothar/Funk, Heide (2013): Soziologie: Eine Einführung für die Soziale Arbeit. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Böse, Reimund/Schiepek, Günter (2000): Systemische Theorie und Therapie. Ein Handwörterbuch. Heidelberg: Asanger. 3. Auflage.
- Brumlik, Micha (2002): Vorwort. In: Kraus, Björn (Hrsg.), S. 5-6.
- Buchholz, Wolfgang (1984): Lebenswelt Familienwirklichkeit. Studien zur Praxis der Familienberatung. Frankfurt a. M.: Campus.
- Dell, Paul (1990): Klinische Erkenntnis. Zu den Grundlagen systemischer Therapie. Dortmund: Verlag modernes lernen. 2. Auflage.
- Dewe, Bernd/Otto, Hans-Uwe (2012): Reflexive Sozialpädagogik. Grundstrukturen eines neuen Typs dienstleistungsorientierten Professionshandelns. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Wiesbaden: VS, S. 197-217. 4. Auflage.
- Felten, Mirjam von (2000): „... aber das ist noch lange nicht Gewalt“. Opladen: Leske und Budrich.
- Foerster, Heinz von (1996): Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Frankfurt a. M.: Suhrkamp. 3. Auflage.
- Fuchs, Peter/Halfar, Bernd (2000): Soziale Arbeit als System. Blätter der Wohlfahrtspflege 147, 3+4, S. 56-58.
- Glaserfeld, Ernst von (1978): The construction of knowledge. Seaside, Ca.: Fritter Systems Publications.
- Glaserfeld, Ernst von (1996): Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (2001): Lebensweltorientierung. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit, Sozialpädagogik. Neuwied, Kriftel: Luchterhand, S. 1136-1148.
- Grunwald, Klaus/Thiersch, Hans (2011): Lebensweltorientierung. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Ernst Reinhardt, S. 854-863.
- Habermas, Jürgen (1981): Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Häußling, Roger (2010): Relationale Soziologie. In: Häußling, Roger/Stegbauer, Christian (Hrsg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS, S. 63-88.
- Herzog, Walter (2001): In Beziehung zu sich selbst. Relationales Denken in der Pädagogik. Schweizerische Zeitschrift für Bildungswissenschaften, 23, 3, S. 529-545.
- Hoffmann, Heiko (2014): Agency: Handlungs- und Gestaltungsmacht. In: Kraus, Björn/Krieger, Wolfgang (Hrsg.): Macht in der Sozialen Arbeit. Interaktionsver-

- hältnis zwischen Kontrolle, Partizipation und Freisetzung. Lage: Jacobs, S. 417-434.
- Hitzler, Ronald (1999): Die „Entdeckung“ der Lebens-Welten. Individualisierung im sozialen Wandel. In: Willems, Herbert/Hahn, Alois (Hrsg.): Identität und Moderne. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 231-249.
- Hosemann, Wilfried/Geiling, Wolfgang (2013): Einführung in die Systemische Soziale Arbeit. München, Basel: Reinhardt UTB.
- Husserl, Edmund (1962): Die Krisis der europäischen Wissenschaften und die transzendente Phänomenologie. Hua IV. Den Haag: Nijhoff.
- Husserl, Edmund (2008): Die Lebenswelt. Auslegungen der vorgegebenen Welt und ihrer Konstitution. In: Sowa, Rocus (Hrsg.): Husserliana, Bd. 39. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Kant, Immanuel (1798, 1800): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Reprint der Theorie-Werkausgabe (1968). Bd. XII. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Kessl, Fabian (2013). Soziale Arbeit in der Transformation des Sozialen. Eine Ortsbestimmung. Wiesbaden: VS.
- Kessl, Fabian (2016): Macht – (k)ein Thema Sozialer Arbeit. In: Kraus, Björn/Krieger, Wolfgang (Hrsg.).
- Kleve, Heiko (2011): Vom Erweitern der Möglichkeiten. Konstruktivismus in der Sozialen Arbeit. In: Pörksen, Bernhard (Hrsg.): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag, S. 506-519.
- Köngeter, Stefan (2009): Relationale Professionalität. Baltmannsweiler: Schneider.
- Kraus, Björn (2002): Konstruktivismus – Kommunikation – Soziale Arbeit. Heidelberg: Carl Auer.
- Kraus, Björn (2004): Lebenswelt und Lebensweltorientierung. Portal Sozialarbeitswissenschaft www.sozialarbeitswissenschaften.de/. (Zugriff 25.10.2015)
- Kraus, Björn (2013): Erkennen und Entscheiden. Grundlagen und Konsequenzen eines erkenntnistheoretischen Konstruktivismus für die Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz, Juventa.
- Kraus, Björn (2015): Beobacher_innenabhängigkeit und Relationalität. Zur systemischen Definition des Konfliktbegriffs und zur Revision des Konzeptes „instruktiver vs. destruktiver Macht“. In: Stoevesand, Sabine/Röh, Dieter (Hrsg.): Konflikte – theoretische und praktische Herausforderungen für die Soziale Arbeit. Opladen: Barbara Budrich, S.47-57.
- Kraus, Björn (2016): Soziale Arbeit – Macht – Hilfe und Kontrolle. Grundlegungen und Weiterentwicklungen eines systemisch-konstruktivistischen Machtmodells. In: Kraus, Björn/Krieger, Wolfgang (Hrsg.). www.eh-freiburg.de/bkraus_material. (Zugriff 30.03.2016)
- Kraus, Björn/ Krieger, Wolfgang (Hrsg.) (2016): Macht in der Sozialen Arbeit. Lage: Jacobs. 4. Auflage.
- Krieger, Wolfgang (2004): Wahrnehmung und ästhetische Erziehung. Bochum, Freiburg: Projektverlag.
- Lenzen, Dieter (Hrsg.) (1980): Pädagogik und Alltag. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Luhmann, Niklas (1984): Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Maturana, Humberto (1982): Erkennen. Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Braunschweig und Wiesbaden: Vieweg.
- Maturana, Humberto R. (2000): Biologie der Realität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maturana, Humberto R./Varela, Francisco J. (1987): Der Baum der Erkenntnis. München, Bern und Wien: Scherz.
- Meitz, Tino. g. K./Zurstiege, Guido (2011): Gehirn und Gesellschaft. In: Pörksen, Bernhard (Hrsg.): S. 362-376.
- Merten, Roland (2000): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Opladen: Leske und Budrich.
- Nauerth, Matthias (2016): Verstehen in der Sozialen Arbeit. Handlungstheoretische Beiträge zur Logik sozialer Diagnostik. Wiesbaden: Springer VS.
- Neurath, Otto (1931): Empirische Soziologie. In: Schlick, Moritz (Hrsg.): Schriften zur wissenschaftlichen Weltauffassung. Wien: Springer, S. 423-527.
- Ostheimer, Jochen (2009): Die Realität der Konstruktion. Zur Konstruktivismusdebatte in der Sozialen Arbeit. In: Neue Praxis, 09, 1, S. 84-92.
- Pörksen, Bernhard (Hrsg.) (2011): Schlüsselwerke des Konstruktivismus. Wiesbaden: VS Verlag.
- Portele, Gerhard (1989): Autonomie, Macht, Liebe. Konsequenzen der Selbstreferentialität. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas (1991): Strukturen der Lebenswelt (Vol. 1-2). Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Thiersch, Hans (1978): Alltagshandeln und Sozialpädagogik. In: Neue Praxis, 8, S. 6-25.
- Thiersch, Hans (1986): Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim und München: Juventa.
- Thiersch, Hans (1992): Lebensweltorientierte soziale Arbeit. Weinheim und München: Juventa.
- Weber, Max (1972): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie. Tübingen: Mohr.
- Weisser, Gerhard (1956): Wirtschaft. In: Ziegenfuss, Werner (Hrsg.): Handbuch der Soziologie. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag, S. 940-1098.
- Welter, Rüdiger (1986): Der Begriff der Lebenswelt. München: Wilhelm Fink.

Das Aneignungskonzept und sein Beitrag zur Theoriebildung in der Sozialen Arbeit

Das in diesem Beitrag dargestellte Konzept der Aneignung steht in der Tradition eines subjektorientierten und sozialräumlich kontextualisierten Verständnisses von Aneignungsprozessen (Deinet/Reutlinger 2004; 2014; Deinet 2009a; 2014). Im Folgenden werden dieses und seine Relevanz für die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit dargelegt. Ohne den Anspruch zu verfolgen, ein volles Theoriemodell der Sozialen Arbeit zu formulieren, hat das Aneignungskonzept eine besondere Relevanz für die Soziale Arbeit, es thematisiert:

- den emotional-affektiven und den kognitiv-rationalen Weltbezug von Subjekten
- die individuellen Handlungsbezüge von Subjekten im Verhältnis zur sozialen Umwelt
- und die kollektiv hergestellten und strukturell wirksamen Bedingungen dieser sozialen Umwelt

Es bezieht sich in kritisch-hermeneutischer Weise auf das „In-der Welt-Sein“ der Subjekte, auf deren individuelle Entwicklung und Eigentätigkeit sowie die strukturellen Möglichkeiten und Hindernisse dieser Relationen. Und es verweist auf Aspekte der Handlungsbefähigung und verfolgt die Fragestellung, wie Menschen dazu ermächtigt werden können, ihr Leben aktiv zu gestalten und welche förderlichen Umweltbedingungen sie dabei benötigen.

Mit dieser Ausrichtung weist es eine hohe Relevanz für die Soziale Arbeit und ihren Gegenstandsbereich auf. Dieser wird im Kontext verschiedener Theoriebezüge in unterschiedlicher Weise definiert, sei es, eher in der Tradition der Sozialarbeitswissenschaft stehend, als „Verhindern und Bewältigen sozialer Probleme“ (z. B. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009; Staub-Bernasconi 2007) oder, eher in der Tradition der Sozialpädagogik stehend, als „Lebensführung“ (z. B. Otto/Scherr/Ziegler 2010).

In diesem Beitrag wird eine übergreifende Position vertreten, die beide Theorietraditionen der Sozialarbeitswissenschaften und der Sozialpädagogik historisch und inhaltlich anerkennt, aber diese über eine Subsumtion unter dem Überbegriff der „Wissenschaften der Sozialen Arbeit“ als Gemeinsames betrachtet (vgl. hierzu auch Birgmeier/Mührel 2011, S. 47ff.; Röh 2009). Inhaltlich kann diese Position auf jenen gemeinsamen Nenner gebracht wer-

den, dass sich die Soziale Arbeit in beiden Traditionslinien auf das konflikt-hafte Verhältnis von Individuen und der sie umgebenden Gesellschaft bezieht und gemeinsam mit Adressat_innen innerhalb dieses Verhältnisses professionell begründete Lösungen und Veränderungen anstrebt (Hamburger 2007, S. 14). Auf praktischer Ebene wird diese Zielsetzung über das methodische Arbeiten mit Einzelnen, Gruppen und Gemeinwesen hergestellt.

Um diesem Spannungsfeld auch in theoretischer Hinsicht gerecht zu werden, ist begründetes Wissen darüber nötig, wie sich Menschen über das aktive, motivierte und aneignende Handeln ihr sozialräumliches Umfeld erschließen und damit ihr Weltverhältnis entwickeln und gestalten. Im Kontext der originären Theorien der Sozialen Arbeit werden Aneignungsverhältnisse vor allem im Bewältigungsparadigma von Lothar Böhnisch als biographisch-lebenslagenbezogenes Bewältigungshandeln (Böhnisch 2012; Engelke/Borrmann/Spatscheck 2014, S. 464-477) und im Lebensweltansatz von Hans Thiersch als kritisch-hermeneutische Deutung lebensweltlicher Bezüge (Thiersch 2014; Engelke/Borrmann/Spatscheck 2014, S. 429-445) implizit mit gedacht. Auch in verschiedenen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit, vor allem in der Kinder- und Jugendarbeit und in der Gemeinwesenarbeit wird Aneignung immer wieder thematisiert und als Referenz für praktisches Handeln herangezogen. Gleichwohl konnten erst neuere Arbeiten (Deinet/Reutlinger 2004; 2014; Deinet 2009a, 2014) die Aneignungsthematik in konzeptioneller, analytischer und kritischer Weise differenzierter erschließen und sie damit als Modell für die Soziale Arbeit nutzbar machen.

1 Zum Konzept der Aneignung

Der Begriff der Aneignung findet eine zentrale ideengeschichtliche Grundlegung in der russischen „kulturhistorischen Schule“ der Humanwissenschaften. Neben Lew S. Wygotskij wird dort vor allem von Alexej N. Leontjew (1977) ein Theoriemodell über Aneignungsprozesse formuliert. „Die grundlegende Auffassung dieses Ansatzes besteht darin, die Entwicklung des Menschen als tätige Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und als Aneignung der gegenständlichen und symbolischen Kultur zu verstehen“ (Deinet 2009a, S. 27).

Ein zentrales Konzept bei Leontjew ist die Erarbeitung von „Gegenstandsbedeutungen“, Menschen, die sich die Welt aneignen, beschäftigen sich in tätiger Auseinandersetzung mit Gegenständen dieser Welt und deren Gewordenheit, dabei eignen sie sich die in den Gegenständen verkörperten menschlichen Eigenschaften und Fähigkeiten an (ebd., S. 28). Lernen und menschliche Entwicklung werden hier als tätige Auseinandersetzung mit der Umwelt verstanden, die auf aktiven Erkundungen und reflektierenden Kon-

struktionsleistungen über das dabei Erfahrene und Erlebte beruht. Dabei ist Aneignung nicht als bloße Anpassung, sondern als aktiver, gestaltender und tätiger Umgang mit gesellschaftlichen Bedingungen und Erfahrungen zu verstehen (ebd., S. 30). Durch aneignende Tätigkeit erarbeiten sich Menschen die sachliche Bedeutung von Gegenständen und geben diesen persönliche Bedeutungen (ebd., S. 33). Hier sind inhaltliche Parallelen zu weiteren handlungsorientierten Lernkonzepten des „bildenden Tuns“ zu finden, etwa jener der Reformpädagogik oder des pädagogischen Pragmatismus von John Dewey (vgl. Frey 2002, S. 27ff.; Neubert 2006).

Die Konzepte aus Leontjews Lerntheorie wurden später von Klaus Holzkamp in seiner Kritischen Psychologie (Holzkamp 1983; 1995) aufgegriffen. Zentral ist dort die Idee des Herausarbeitens einer „Subjektposition des Lernenden“, die dialogisch entwickelt werden muss (Holzkamp 1995). Deinet (2009a, S. 28) betont die besondere Relevanz zweier Begriffe in Holzkamps Verständnis von Aneignungsprozessen. Zum einen jenen der „Bedeutungsverallgemeinerung“, der den Prozess des Erkennens und der Verinnerlichung der Bedeutung von Gegenständen in ihrer Gewordenheit beschreibt. Und zum anderen jenen der „Unmittelbarkeitsüberschreitung“, der die Ausweitung individueller Möglichkeiten durch Aneignung von Gegenständen und Strukturen bezeichnet.

Eine weitere programmatische Weiterentwicklung der Aneignungskonzepte wurde in den letzten Jahrzehnten vom finnischen Pädagogen Yrjö Engeström und seinen Mitarbeiter_innen geleistet (vgl. z. B. Engeström 1987; 2014). Engeströms Arbeiten sind im Kontext einer Pädagogik der Arbeitswelt und der Organisationsentwicklung entstanden. Bedingt durch einen beschleunigten gesellschaftlichen Wandel und darauf abgestimmte moderne Produktionsformen mit weniger standardisierten Abläufen sieht er einen wachsenden Bedarf für die gesellschaftliche Beschäftigung mit Innovation und neuen Lernformen. Als pädagogisches Modell hat er das Konzept des „expansiven Lernens“ entwickelt (Engeström 2014, S. 70). Dort wird beschrieben, wie Menschen, Gruppen und Gemeinschaften sich ihre Umwelt selbstmotiviert aneignen und im Sinne Vygotskijs die „Zonen der nächsten Entwicklung“ entdecken und erschließen, ohne dabei von außen instruiert werden zu müssen. Dieses Modell des selbstgesteuerten und eigenmotivierten Lernens hat Engeström in seiner „Activity Theory“ weiter ausformuliert (Deinet 2014, S. 121). Methodisches Leitmodell ist ein Zirkelmodell des expansiven und innovationsbezogenen Lernens, das die Schritte von Fragestellung, Analyse, Modellierung der neuen Lösung, Überprüfung des neuen Modells, Implementation des Modells, Reflektion des Modells und Übertragung des Modells in eine neue Praxis ausformuliert (Engeström 2014, S. 78).

Im subjektorientierten sozialräumlichen Paradigma der Sozialen Arbeit (Deinet 2002; 2009b; Deinet/Reutlinger 2004; 2014; Kessl/Reutlinger 2007; Böhnisch/Münchmeier 1990; Spatscheck 2009; 2012) erhält das Konzept der

Aneignung eine räumlich-relationale Verortung. Aneignungsprozesse finden in konkreten sozialräumlichen Settings statt, in denen Subjekte mit ihrer materiellen und strukturellen Umgebung interagieren. „Weil Räume [...] nicht naturbelassen, sondern ganz und gar vom Menschen bearbeitet, gestaltet, verändert und strukturiert sind, müssen sich die Kinder und Jugendlichen diese Räume und die in ihnen enthaltenen Bedeutungen genauso aneignen wie Gegenstände und Werkzeuge der unmittelbaren Umgebung“ (Deinet 2009a, S. 35). Durch diese Interaktion werden sozialräumliche Bezüge hergestellt und weiter entwickelt.

Im Sinne des dynamischen Raumbegriffs von Martina Löw sind soziale Räume als „relationale (An-) Ordnungen von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ zu verstehen (Löw 2001, S. 271). Hierbei wird die Trennung von Subjekt und Raum überwunden: „Meine These ist, dass nur, wenn nicht länger zwei verschiedene Realitäten – auf der einen Seite der Raum, auf der anderen die sozialen Güter, Menschen und ihr Handeln – unterstellt werden, sondern stattdessen Raum aus der Struktur der Menschen und sozialen Güter heraus abgeleitet wird, nur dann können die Veränderungen der Raumphänomene erfasst werden“ (ebd., S. 264). Vor diesem Hintergrund sind Aneignungsprozesse als Eingriffe in die relationale Verfasstheit räumlicher Arrangements zu verstehen, die zur Veränderung von Subjektpositionen in den Räumen wie auch zur Veränderung der Räume selbst beitragen.

Diese Eingriffe finden nicht in neutralen Behälterräumen statt, die als tote Materie oder Objekte betrachtet werden könnten. Vielmehr sind Räume von den Diskurspraktiken der Beteiligten mit bestimmt. Dadurch weisen sie eine soziale Eigendynamik auf, in der das Werden nicht nur eine „Entfaltung in der Zeit, sondern die unerschöpfliche dynamische Kraft der Einfaltung von Materialisierungen und Relevanzbildungen“ ist (Barad 2012, S. 91f.). Dennoch soll Tätigkeit als „Raum von Möglichkeiten“ betrachtet werden, der oft größer als gemeinhin gedacht ist; nicht alles ist zu jedem Zeitpunkt veränderbar, aber Spielräume und Rekonfigurationen sind immer möglich (ebd., S. 95f.).

Um zu konkretisieren, welche Gegenstände bei Aneignungsprozessen angeeignet werden, schlage ich vor, den Begriff der Ressourcen in Aneignungsmodelle zu integrieren. Silvia Staub-Bernasconi folgend, können unterschiedliche Arten von Ressourcen unterschieden werden, die für die menschliche Lebensführung relevant sein können. Innerhalb ihres Theoriemodells zur Sozialen Arbeit (vgl. Staub-Bernasconi 2007; Engleke/Borrmann/Spatscheck 2014, S. 446-463) unterscheidet sie zwischen den folgenden sechs Arten von Ressourcen (Staub-Bernasconi 2007, S. 183; Spatscheck 2006, S. 86):

- Körperliche Ausstattung
- Sozioökonomische, soziokulturelle und sozialökologische Ausstattung
- Ausstattung mit Erkenntniskompetenzen

- Symbolische Ausstattung im Form von inneren Bildern und Codes
- Handlungskompetenzen
- Ausstattung mit sozialen Beziehungen und Mitgliedschaften

Viele dieser Elemente liegen in sozialen Situationen bereits vor, müssen aber erst durch Prozesse der Aneignung zu für das Subjekt und seine Situation zugängigen und nutzbaren Ressourcen gemacht werden. Erst durch Prozesse der Aneignung werden Objekte und Relationen zu Ressourcen, die für das Subjekt und seine Entwicklung bedeutungsvoll werden und mit besonderer Relevanz und Identifikation belegt sind. Aneignungsverhältnisse sind immer überlagert von Macht und Herrschaft. Auch Staub-Bernasconi thematisiert diesen Aspekt und benennt das anzustrebende normative Ziel von auf Fairness und Gegenseitigkeit beruhenden sozialer Relationen und der Gestaltung von Machtverhältnissen, die der menschlichen Entfaltung dienen (Staub-Bernasconi 2007; Kraus/Spatscheck 2010). Damit ist ihr Ressourcenmodell anschlussfähig an Modelle, die die Verteilung von Zugangsmöglichkeiten zu Ressourcen in sozialen Räumen als diskursiv betrachten.

Zusammenfassend kann das hier vertretende theoretische Verständnis von Aneignung entlang folgender Leitkriterien charakterisiert werden:

- (a) Das Konzept der Aneignung bezieht sich auf die aktive Auseinandersetzung von Subjekten mit ihrer Umwelt über tätiges und reflektiertes Handeln (Deinet 2009a). Damit unterscheidet sich Aneignung von abstrakten, rein geistigen Formen der Analyse. Dieses Konzept betont die affektiv besetzte Hinwendung des Subjekts zu seiner Entwicklung sowie dessen handelnde Auseinandersetzung mit dem sozialen Umfeld und seinen Potentialen.
- (b) Aneignung wird vom Subjekt aus gedacht. Statt als passive Objekte von intendierten Wirkungen und Zielen, werden Menschen als eigensinnige und eigentätige Subjekte verstanden (Holzkamp 1983; 1995; Deinet 2009a, S. 28). Für methodische Zugänge ist die Frage entscheidend, wohin Subjekte sich entwickeln möchten und nicht wohin Andere sie gerne bringen möchten.
- (c) Aneignung findet in sozialräumlichen Settings statt (Deinet 2002; 2009b; Deinet/Reutlinger 2004; Spatscheck 2009; 2012; Löw 2001). Von zentraler Bedeutung ist die relationale Interaktion zwischen Individuen und räumlichen Strukturen in sozial-ökologischen Settings. Vor diesem Hintergrund sind Aneignungsprozesse als Eingriffe in die Verfasstheit räumlicher Arrangements zu verstehen, die zur Veränderung von Subjektpositionen in Räumen wie auch zur Veränderung der Räume selbst beitragen.
- (d) Aneignung korrespondiert mit den vorfindbaren Diskursformationen und deren Bezug zu Macht, Interessen und Herrschaft. Im Sinne eines kritisch-reflexiven Zugangs (Kessl/Reutlinger 2007) sollten Diskurse analy-

- siert und mit der Zielsetzung der Erweiterung von Möglichkeitsräumen (Deinet 2002) partizipatorisch gestaltet und weiterentwickelt werden.
- (e) Selbstsorge und Aneignung sollten nicht als individualistische Nutzenmaximierung oder blinde Anhäufung von Ressourcen verstanden werden. Nicht der egoistische und nutzenmaximierende homo oeconomicus, sondern das auf Gegenseitigkeit und Nachhaltigkeit im Sinne einer solidarischen Ökonomie handelnde Subjekt (Biesecker 2011; Felber 2012) gibt im Rahmen des kritisch-emanzipatorisch verstandenen Aneignungsmodells ein adäquates Leitbild.

2 Aneignung und Entfremdung – Subjekte und die Gestaltung ihrer Weltverhältnisse

Im Sinne einer vom Subjekt mit zu gestaltenden Lebensführung wird Aneignung als menschliche Aktivität der individuellen Entwicklung und der Lebensbewältigung im sozialen Umfeld verstanden (Böhnisch 2012). Das Aneignungskonzept beschreibt das Spannungsfeld zwischen individueller und biografischer Entwicklung im Kontext von Lebenslagen und sozialen Verhältnissen, die von förderlichen und weniger förderlichen Entwicklungsbedingungen mit hervorgebracht werden.

Das gestaltbare Ausmaß und der mögliche Umfang der Raumaneignung sind abhängig davon, wie die beteiligten Räume strukturiert sind und welchen Regeln die Räume unterliegen. Wie von Helmut Lessing zur kindlichen Entwicklung beschrieben, aber auch auf andere Gruppen übertragbar, kann konstatiert werden: „Das Leben im strukturierten Raum bedeutet nicht, dass Kindern der Aneignungsprozeß von Räumen verwehrt ist, sondern daß Kinder sich Räume multifunktional entsprechend ihren Bedürfnissen aneignen. Das Problem besteht dann darin, daß viele Räumlichkeiten nicht für Kinder vorgesehen sind, und Kinder deshalb in dieser Umgebung als störende kleine Personen auffällig werden.“ (Lessing et al. 1986, S. 21).

Ob Räume angeeignet werden können, muss also in der sozialen Interaktion zwischen Menschen verhandelt werden. Eine Rückbesinnung auf Hannah Arendt (2002, S. 16) macht deutlich, dass hier zwischen den Grundtätigkeiten des Arbeitens, Herstellens und Handelns unterschieden werden kann. *Arbeiten* „entspricht dem biologischen Prozess des menschlichen Körpers“ (ebd.) und dient der basalen Versorgung und Aufrechterhaltung des Lebens selbst mit Dingen die „verbraucht“ werden. Das *Herstellen* bezieht sich auf das Herstellen von Produkten, Gegenständen und Dingen, die von den Menschen „gebraucht“ werden. Erst das *Handeln* „ist die einzige Tätigkeit der Vita activa, die sich ohne die Vermittlung von Materie, Material und Dingen direkt zwischen den Menschen abspielt“ (ebd., S. 17), hier beginnen Men-

schen, sich von ihren Tätigkeiten der basalen Versorgung und des bloßen Überlebens zu lösen und sich im Sinne einer Begegnung in einer Polis über ihre Situation und ihre Lebensbedingungen zu verständigen. Nach Arendts Verständnis beginnt erst hier das Politische, indem Menschen über ihre Möglichkeiten und ihr Zusammenleben verhandeln und disponieren. Die allem Handeln vorausgehende menschliche Grundbedingung „ist das Faktum der Pluralität, nämlich die Tatsache, daß nicht ein Mensch, sondern viele Menschen auf der Erde leben und die Welt bevölkern“ (ebd.) und dass kein Mensch auf die Art und Weise des Anderen reduziert werden kann. Entlang dieser grundlegenden Differenz entsteht die Notwendigkeit, sich über die Welt und das Leben der Beteiligten zu verständigen, zu verhandeln, wie agiert werden soll und unter welchen Regeln dies am besten zu geschehen hat. Aneignung ist demnach erst im Arendtschen Modus des Handelns denkbar und Aneignung ist mehr, als das bloße Produzieren oder Herstellen von Produkten und Dingen. In diesem Sinne verweist Andreas Walther (2014) auch auf die Parallelen zwischen den Begriffen der Aneignung und der politischen Partizipation.

Dort, wo es Menschen dauerhaft und regelmäßig nicht möglich ist, sich ihr Leben und dessen Bedingungen anzueignen, beschränkt sich ihre Existenz auf bloßes Überleben und Ausgeliefertsein. Individuen ist nicht immer bewusst, welche Möglichkeiten ihnen offen stehen und welche Ressourcen sie für ihre positive Entwicklung benötigen. Die Soziologin und Psychologin Frigga Haug (2003) beschreibt sehr anschaulich, wie Menschen durch „Selbstblockierungen“ und nicht-förderliche „Lernverhältnisse“ daran gehindert werden, selbst in Bewegung zu kommen und sich die Welt aktiv erschließen zu können. Wenn über das „In-der-Welt-Sein“ und die Weltbeziehungen von Subjekten nicht verhandelt werden kann, kommt es zu keinen Dialogen über das, was benötigt wird oder sein müsste.

Als Gegenbegriff zur Aneignung kann der Zustand beeinträchtigter Weltbeziehungen auch als Situation der *Entfremdung* beschreiben werden. Die Philosophin Rahel Jaeggi (2005) betont die Relevanz von Aktivitäten der Aneignung für die Überwindung von Situationen der Entfremdung. Aneignung bedeutet für sie, sich als Subjekt immer wieder in die Lage zu bringen, über sich selbst verfügen zu können und dabei authentische und affektive Bezüge zur gewählten Form der Lebensführung zu erhalten. „Nur eine Welt, die ich mir >>zu Eigen<< machen kann im Sinne der (aneignenden) Identifikation mit ihr, wird eine sein, in der ich selbstbestimmt handle. Der Entfremdungsbegriff thematisiert, so verstanden, die Bedingungen dafür, sich als Subjekt, als Herr seiner eigenen Handlungen begreifen zu können“ (ebd., S. 41). Der Soziologe Hartmut Rosa (2013, S. 123ff.) beschreibt, wie Phänomene der sozialen Beschleunigung die Erfahrung von Entfremdung in zeitgenössischen westlichen Gesellschaften intensivieren und zur Entfremdung

vom Raum, von den Dingen, gegenüber den eigenen Handlungen, von der Zeit und letztlich zur Entfremdung von sich und der sozialen Umwelt führen.

Aneignungsprozesse finden nicht losgelöst von Umfeldfaktoren statt und knüpfen an sozialräumlichen Settings an, die Aneignung ermöglichen und zu einer gestaltbaren Lebensumwelt führen. In einem weiteren seiner Bücher beschreibt Hartmut Rosa die Überwindung von Entfremdung als das (Wieder-)Herstellen von „Resonanzverhältnissen“ zwischen Subjekt und sozialem Umfeld: „Gelingende Weltbeziehungen sind solche, in denen die Welt den handelnden Subjekten als ein antwortendes, atmendes, tragendes, in manchen Momenten sogar wohlwollendes, entgegenkommendes oder >gütiges Resonanzsystem< erscheint“ (Rosa 2012, S. 9). Er betont die Notwendigkeit, subjektive Weltbeziehungen so zu gestalten, dass Selbst- und Weltkonzepte in ein produktives Verhältnis für eine gelingende Lebensführung geraten und betrachtet das Herstellen dieser Balance als persönliche und politische Aufgabe (ebd., S. 357ff.).

Auch hier stellt sich die Frage, ob und wie weit dieser Weltbezug gestaltet und verhandelbar ist. Christina Thürmer-Rohr (2009) diskutiert in ihrem Arbeiten über Hannah Arendt immer wieder das Prinzip des *Dialogs*, das sich von jenem der Konfrontation unterscheidet. Während in Dialogen die Bereitschaft der Beteiligten vorhanden ist, über die Verhältnisse an sich und die eigenen Positionen dazu zu verhandeln sowie diese angesichts plausibler und guter Argumente ggf. zu verändern, ist dieses beim Prinzip der *Konfrontation* nicht gegeben und führt dort zu keiner dialogischen Entwicklungsmöglichkeit. Prozesse der Aneignung können letztlich nur dort gelingen, wo Möglichkeiten und Verhältnisse des Dialogs in sozialen Settings gegeben sind.

3 Aneignung und Weltverhältnisse im aktivierenden Wohlfahrtsstaat

Die aktuellen gesellschaftlichen Diskurse über die sozioökonomischen und kulturellen Lebensbedingungen im entgrenzenden und entgrenzten Kapitalismus (Böhnisch/Schröer 2011) verändern die Koordinatensysteme des gesellschaftlichen Zusammenlebens, die Aneignungs- und Weltverhältnisse und die Möglichkeiten der Dialogführung der Subjekte in entscheidender Weise.

In der bis in die letzten Jahrzehnte vorherrschenden fordistischen Arbeitsgesellschaft dienten Aktivitäten der Aneignung vor allem dazu, sich als Subjekt von autoritären Strukturen und Verhältnissen der Unterordnung, Anpassung und Standardisierung zu befreien. Im Zuge der Etablierung der gegenwärtigen postfordistischen Gesellschaftsverhältnisse werden neue Diskursformationen wirkmächtig. Diese postulieren die Priorität der individuellen Selbstverwirklichung und machen die Figuren der kreativen Querden-

ker_innen und unternehmerischen Innovator_innen zum erwünschten Leitbild. Dabei erhält die Diskursfigur des „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) eine neue Relevanz. Diese hält die Menschen an, sich in allen Lebenslagen kreativ, flexibel, eigenverantwortlich, risikobewusst und kundenorientiert zu verhalten, dem neuen kategorischen Imperativ „handle unternehmerisch“ (ebd., S. 13) allzeit gerecht zu werden und die lebenslange Pflege und Weiterentwicklung der eigenen Fähigkeiten sowie deren Vermarktung als oberste Priorität zu verfolgen.

Der dadurch verschärfte Wettbewerb unterwirft die Subjekte dem Diktat der fortwährenden Selbstoptimierung und macht sie im Falle eines Scheiterns für negative Entwicklungen alleine verantwortlich. Als Folge sehen sich die Individuen mit einer zunehmenden „Last der Freiheiten“ konfrontiert (Schmid 1998): Eine überfordernde Vielzahl von Optionen bei gleichzeitiger Individualisierung der Risiken der Lebensführung macht die persönliche Lebensgestaltung zur oft schwerlich leistbaren Optimierungsaufgabe. Der Soziologe Stephan Lessenich (2008, S. 9) verdeutlicht, wie im Kontext der Etablierung dieser Diskursformationen ein Umbau des Sozial- und Wohlfahrtsstaates ein nur allzu konsequenter Schritt war. Der Wandel vom (ver-)sorgenden hin zum aktivierenden Sozialstaat stellt jedoch nicht nur einen Wandel im sozialpolitischen System dar, vielmehr führt dieser zu einer grundlegenden Verschiebung im Verhältnis der Subjekte zur Gesellschaft als solcher und damit zu einer „Neuerfindung des Sozialen“ an sich (ebd., S. 73). Mit dieser Neujustierung des Sozialen verändern sich die Weltverhältnisse der Subjekte in fundamentaler Weise. Menschen, die mit den einhergehenden Anforderungen überfordert sind, sind mit neuen Formen der sozialen Erschöpfung (Ehrenberg 2008; Lutz 2014) oder der sozialen Ermüdung (Han 2010) bedroht und entfremden sich in Verhältnissen der gesteigerten sozialen Beschleunigung (Rosa 2013, S. 123ff.) von sich und ihrer Umwelt.

Vor diesem Hintergrund müssen auch Aktivitäten der Aneignung und Tätigkeit neu gedacht werden. Innerhalb des neuen sozialen Koordinatensystems des aktivierenden Wohlfahrtsstaates bedeutet mentale und soziale Emanzipation nun eine Begrenzung und Abkehr von den sozial erwünschten aber nicht dauerhaft erfüllbaren Anforderungen einer permanenten Selbstoptimierung, das Schaffen von Schonräumen für eigenständig definierte Entwicklung sowie das Finden einer weiterhin autonom definierbaren Balance zwischen Anforderungen und der Bereitschaft, sich anhand der subjektiv vorliegenden Möglichkeiten und Sinnhaftigkeiten einzubringen oder auch bewusst davon abzusehen.

4 Relevanz für die Theoriebildung in der Sozialen Arbeit

Das Konzept der Aneignung formuliert keinen eigenen Theorieansatz der Sozialen Arbeit. Dazu müsste es noch viel weitreichender in der Lage sein, den Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit zu beschreiben und auch Interventionsmodelle bereitstellen oder anzuleiten. Aber es lenkt seinen Blick auf einen relevanten Ausschnitt und zentralen Teilbereich menschlicher Lebensführung, in dem die Soziale Arbeit intervenierend tätig ist. Es thematisiert und analysiert Verhältnisse der Entfremdung, der erlebten Nicht-Teilnahme, des selbstbestimmten Aktivwerdens und des Überwindens von mentalen und sozialen Ausschlüssen durch Prozesse individueller und sozialer Entwicklung. Damit bietet es die Gelegenheit, einen wichtigen Ausschnitt sozialer Realität in der Sozialen Arbeit systematischer betrachten zu können und auch daraus abzuleiten, wie in diesem Feld methodisch navigiert werden kann (zur methodischen Gestaltung vgl. ausführlicher Spatscheck 2014). Dadurch knüpft es an der zentralen Frage an, wie aus bloßem Ausharren oder fremdbestimmter Teilnahme zivilgesellschaftliche Mitgestaltung und reale Teilhabe werden (Kessl 2013).

Hierbei liefert das Aneignungskonzept insbesondere Objekttheorien und beschreibt mögliche Referenzpunkte und Prozesse einer gelingenderen Lebensführung. Erkenntnistheoretisch argumentiert es kritisch-hermeneutisch, versucht also Lebensbedingungen, Deutungen und soziale Räume verstehend zu rekonstruieren und in ihrer gesellschaftlichen Verfasstheit sowie ihren Bezügen zu Macht, Herrschaft und Teilhabe kritisch zu analysieren. Mit dieser Ausrichtung spezifiziert es insbesondere die Theorieansätze von Lothar Böhnisch und Hans Thiersch, kann aber auch an weitere Theoriediskurse der Sozialen Arbeit und der Sozialwissenschaften angeschlossen werden. Und obwohl es oft im Kontext des sozialpädagogischen Denkens auftaucht, blickt es weiter als auf das Pädagogische, es ist mehr als ein Erziehungs- und Bildungsansatz. Vielmehr thematisiert es die Modi und Einflussfaktoren einer eigengestalteten Lebensführung, der Teilhabe im Zusammenhang mit Fragen der Gerechtigkeit und der Gesellschaftsgestaltung. Im Kontext der thematischen Trias von Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit (Spatscheck/Wagenblaus 2013) wird es damit im gesamten Feld der Sozialen Arbeit anschlussfähig und relevant.

Über eine aneignungsbezogene Analyse der Weltverhältnisse von Subjekten und deren „In-der-Welt-sein“ kann die Debatte der Theoriebildung in der Sozialen Arbeit durch das Aneignungskonzept vor allem in folgenden Bereichen angeregt werden:

- (a) Das Aneignungskonzept beschreibt ein aktives Weltverhältnis. Prozesse der Entwicklung, Tätigkeit, Aktivität und Aktivierung werden vom handelnden Subjekt aus gedacht. Damit formuliert es eine bewusste Kritik und

Alternative zu Ansätzen, die Menschen als passive Objekte betrachten, die ihren Verhältnissen wehrlos ausgesetzt sind oder die vermeintlich kein Interesse haben, ihr Leben selbst zu gestalten.

- (b) Es beschreibt ein kritisches Modell der Lebensführung, das gleichzeitig nicht-essentialistisch argumentiert. Lebensführung und Lebensbewältigung werden im Kontext von Macht und Herrschaft betrachtet, die dabei leitenden Diskursformationen werden kritisch hinterfragt. Gleichwohl wird auf präskriptive Kriterien einer guten Lebensführung bewusst verzichtet. Im Einklang mit Hartmut Rosa scheint hier der aktuell „aussichtsreichste Weg, zu einer zeitgenössischen Variante Kritischer Theorie in einer kritischen Überprüfung sozialer Praktiken“ (Rosa 2013, S. 73) zu liegen, die „im Lichte der von den Akteuren selbst verfolgten Konzeptionen des guten Lebens“ (ebd.) vollzogen wird.
- (c) Damit beschreibt es auch ein normatives Modell im Sinne einer utopischen und kontrafaktischen Suche nach dem „guten Leben“, das immer wieder neu gestaltet werden muss und damit Ähnlichkeiten zu anderen normativen Ansätzen der Sozialen Arbeit als Menschenrechtsprofession oder dem Capabilities Approach aufweist.
- (d) Als Mehrebenenansatz beschreibt es Subjekte in ihrer Verbindung mit dem sozialen Umfeld. Individuelle Lebensführung ist nicht ohne das Soziale zu gestalten und reduktionistische individualisierende Sichtweisen auf die Subjekte werden so überwunden. Gleichzeitig wird das Soziale nicht als unbeeinflussbare anonyme Entität betrachtet, sondern als durch die Subjekte und ihre Interaktionen und Handlungen beeinflussbar.
- (d) Es betrachtet das soziale Zusammenleben als ein politisch zu gestaltendes Feld. Ausgehend von der Pluralität der Subjekte und ihrer unterschiedlichen Interessen geht es von der Notwendigkeit der Verständigung über Differenzen und des demokratischen Verhandeln über die Gestaltung guter Lebensverhältnisse aus. Damit beschreibt es ein sozialräumliches Verständnis, bei dem der Fall im Feld betrachtet wird und zu einer fachlichen Gestaltungsaufgabe mit politischen Implikationen wird.
- (e) Handlungsmethodisch beschreibt es ein reflexiv zu gestaltendes Spannungsfeld. Zwar formuliert es keine Handlungstheorie einer expliziten Methodik der Aneignung. Aber es beschreibt ein auszugestaltendes Feld des Umgangs mit Räumen und Prozessen der Aneignung, das in allen Interventionsmodi der Sozialen Arbeit seine Relevanz findet (Spatscheck 2014): Weder Beratung und Einzelfallhilfe, noch Gruppen- und Projektarbeit oder auch Stadtteilarbeit und sozialraumbezogene Ansätze sind ohne aktiv werdende Subjekte denkbar. In all diesen Bereichen wird nach einer positiven Form der Aktivierung der Beteiligten gesucht, die an den Interessen und Möglichkeiten der Subjekte ansetzt und ihnen ermöglicht, sich die Welt aktiv und gelingender als zuvor anzueignen und dafür förderliche Verhältnisse zu finden.

- (f) Es ist inhaltlich anschlussfähig an weitere Menschenbilder und Konzepte der Sozialwissenschaften und der Sozialen Arbeit. Auf der individuellen Seite weist es starke Verbindungen zum systemischen Konzept der Auto-poiese, zu Modellen der individuellen Selbstentfaltung aus der humanistischen Psychologie, der (Reform-)Pädagogik oder der Pädagogik der Unterdrückten nach Paulo Freire (1996), zu Konzepten des Empowerment sowie zu Erkenntnissen aus Forschung zu Positiver Psychologie und Salutogenese auf. Auf der strukturellen Seite ist es sehr gut anschlussfähig an Modelle der sozialen Entwicklung (Homfeldt/Reutlinger 2009) und der Forschung zu Indikatoren der Lebensqualität und des Well-being. Und es geht über die genannten Ansätze hinaus, da es vermag, die Ebenen des Individuums und der Sozialstruktur thematisch zu verschränken.

Gelingende Aneignung ermöglicht das Erlangen von Subjektivität, Handlungsfähigkeit, Sinn und relativer Autonomie. Dies ist zum einen eine Frage nach individuellen und persönlichen Perspektiven auf Entwicklung und subjektiven Vorstellungen über ein gutes und gelingendes Leben. Gleichzeitig ist es aber auch eine sozialpolitische Frage danach, welche Lebensbedingungen förderlich für die Entwicklung und Gestaltung von Aneignungsverhältnissen sind und wie diese erreicht und gestaltet werden können. Und es ist damit auch eine zivilgesellschaftliche und demokratietheoretische Fragestellung. Aktive Bürger_innen, die ihre Gesellschaft mitgestalten, werden dies besser tun, wenn sie in dieser die Perspektive auf gelingendere Aneignungsverhältnisse vorfinden und an dieser auch real partizipieren können. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, dass das Aneignungskonzept drei zentrale Bereiche der Lebensführung in gegenwärtigen Gesellschaften thematisiert, diese für die Soziale Arbeit konzeptionell anschlussfähig macht und damit einen wichtigen Beitrag zur Theorieentwicklung in der Sozialen Arbeit leistet.

Literatur

- Arendt, Hannah (2002): *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. München: Piper.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus. Über die Bedeutung materiell-diskursiver Praktiken*. Berlin: Suhrkamp.
- Biesecker, Adelheid (2011): *Vorsorgendes Wirtschaften. Ökonomie für gutes Leben statt für Wachstum*. In: Rätz, Werner et al. (Hrsg.): *Ausgewachsen! Ökologische Gerechtigkeit – Soziale Rechte – Gutes Leben*. Hamburg: VSA, S. 75-84.
- Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (2011): *Wissenschaftliche Grundlagen der Sozialen Arbeit*. Schwalbach: Wochenschau.

- Böhnisch, Lothar (2012): Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung. Weinheim: Beltz Juventa.
- Böhnisch, Lothar/Münchmeier, Richard (1990): Pädagogik des Jugendraums. Zur Begründung und Praxis einer sozialräumlichen Jugendpädagogik. Weinheim: Juventa.
- Böhnisch, Lothar/Schröer, Wolfgang (2011): Blindflüge. Versuch über die Zukunft der Sozialen Arbeit. Weinheim: Juventa.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Deinet, Ulrich (2002): Der >>sozialräumliche Blick<< der Jugendarbeit – Ein Beitrag zur Sozialraumdebatte. In: neue praxis, 32, S. 285-296.
- Deinet, Ulrich (2009a): „Aneignung“ und „Raum“ – zentrale Begriffe des sozialräumlichen Konzepts. In: ders. (Hrsg.): Sozialräumliche Jugendarbeit: Grundlagen, Methoden und Praxiskonzepte. Wiesbaden: VS Verlag, S. 27-57.
- Deinet, Ulrich (Hrsg.) (2009b): Methodenbuch Sozialraum. Wiesbaden: VS Verlag.
- Deinet, Ulrich (2014): Vom Aneignungskonzept zur Activity Theory. Transfer des tätigkeitsorientierten Aneignungskonzepts der kulturhistorischen Schule auf heutige Lebenswelten von Kindern und Jugendlichen. Köln: socialnet Verlag.
- Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.) (2004): ‚Aneignung‘ als Bildungskonzept der Sozialpädagogik. Beiträge zur Pädagogik des Kindes- und Jugendalters in Zeiten entgrenzter Lernorte. Wiesbaden: VS Verlag.
- Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.) (2014): Tätigkeit – Aneignung – Bildung. Positionierungen zwischen Virtualität und Gegenständlichkeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Ehrenberg, Alain (2008): Das erschöpfte Selbst: Depression und Gesellschaft in der Gegenwart. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Engelke, Ernst/Borrmann, Stefan/Spatscheck, Christian (2014): Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Engelke, Ernst/Spatscheck, Christian/Borrmann, Stefan (2009): Die Wissenschaft Soziale Arbeit. Werdegang und Grundlagen. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Engeström, Yrjö (1987): Learning by Expanding. An Activity-Theoretical Approach to Developmental Research. Helsinki: Orienta-Konsultit Oy.
- Engeström, Yrjö (2014): Activity Theory and Learning at Work. In: Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.): S. 67-96.
- Felber, Christian (2012): Die Gemeinwohl-Ökonomie. Eine demokratische Alternative wächst. Wien: Deuticke.
- Freire, Paulo (1996): Pedagogy of the Oppressed. London: Penguin, 2. Auflage.
- Frey, Karl (2002): Die Projektmethode. Der Weg zum bildenden Tun. Weinheim: Beltz.

- Hamburger, Franz. (2007): Einführung in die Sozialpädagogik. Stuttgart: Kohlhammer.
- Han, Byung-Chul (2010): Müdigkeitsgesellschaft. Berlin: Matthes & Seitz.
- Haug, Frigga (2003): Lernverhältnisse. Selbstbewegungen und Selbstblockierungen. Hamburg: Argument.
- Holzkamp, Klaus (1983): Grundlegung der Psychologie. Frankfurt a.M.: Campus.
- Holzkamp, Klaus (1995): Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung. Frankfurt a.M.: Campus.
- Homfeldt, Hans Günther/Reutlinger, Christian (2009): Soziale Arbeit und soziale Entwicklung. Baltmannsweiler: Schneider Hohengehren.
- Jaeggi, Rahel (2005): Entfremdung. Zur Aktualität eines sozialphilosophischen Problems. Frankfurt a.M., New York: Campus.
- Jullien, Francois (1999): Über die Wirksamkeit. Berlin: Merve.
- Kessl, Fabian (2013): Teilhabe. Die Vermeidung von Ausgrenzung als zivilgesellschaftliche Gemeinschaftsaufgabe. In: Spatscheck, Christian/ Wagenblaus, Sabine (Hrsg.): S. 30-40.
- Kessl, Fabian/Reutlinger, Christian (2007): Sozialraum. Eine Einführung. Wiesbaden: VS Verlag.
- Kraus, Björn/Spatscheck, Christian (2010): Macht in der Sozialen Arbeit. Zwei systemische Ansätze im Dialog. In: Wolfgang Krieger (Hrsg.): Systemische Impulse. Stuttgart: Ibidem Verlag, S. 134-151.
- Leontjew, Alexej Nikolajewitsch (1977): Probleme der Entwicklung des Psychischen. Kronberg. i.Ts.: Athenäum Verlag, 2. Auflage.
- Lessenich, Stefan (2008): Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus. Bielefeld: transcript.
- Lessing, Hellmut/Damm, Diethelm/Liebel, Manfred/Naumann, Michael (1986): Lebenszeichen der Jugend. Kultur, Beziehung und Lebensbewältigung im Jugendalter. Weinheim: Juventa.
- Löw, Martina (2001): Raumsoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Lutz, Ronald (2014): Soziale Erschöpfung. Kulturelle Kontexte sozialer Ungleichheit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Neubert, Stefan (2006): John Dewey. In: Bernd Dollinger (Hrsg.): Klassiker der Pädagogik. Die Bildung in der modernen Gesellschaft. Wiesbaden: VS Verlag, S. 221-246.
- Otto, Hans-Uwe/Scherr, Albert/Ziegler, Holger (2010): Wieviel und welche Normativität benötigt die Soziale Arbeit? Befähigungsgerechtigkeit als Maßstab sozialarbeiterischer Kritik. In: Neue Praxis, 40, S. 137-163.
- Röh, Dieter (2009): Metatheoretische Überlegungen zu einem integrativen Theoriestandort für die Sozialarbeitswissenschaft als Auseinandersetzung mit Tillmanns Mo-

- dell der Trajektivität. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorien. Wiesbaden: VS Verlag, S. 199-208.
- Rosa, Hartmut (2012): Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik. Berlin: Suhrkamp.
- Rosa, Hartmut (2013): Beschleunigung und Entfremdung. Entwurf einer kritischen Theorie spätmoderner Zeitlichkeit. Berlin: Suhrkamp.
- Schmid, Wilhelm (1998): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Spatscheck, Christian (2006): Soziale Arbeit und Jugendkulturen. Jugendarbeit und die Dialektik von Herrschaft und Emanzipation im Kontext des Systemtheoretischen Paradigmas der Sozialen Arbeit. Marburg: Tectum.
- Spatscheck, Christian (2009): Methoden der Sozialraum- und Lebensweltanalyse im Kontext der Theorie- und Methodendiskussion der Sozialen Arbeit. In: Ulrich Deinet (2009b), S. 33-44.
- Spatscheck, Christian (2012): Socio-spatial Approaches to Social Work. *Social Work & Society*, 10, Issue 1/2012.
- Spatscheck, Christian/Wagenblass, Sabine (Hrsg.) (2013): Bildung, Teilhabe und Gerechtigkeit. Gesellschaftliche Herausforderungen und Zugänge Sozialer Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa.
- Spatscheck, Christian (2014): Aneignungsprozesse gestalten und begleiten – Methodische und konzeptionelle Zugänge im sozialräumlichen Kontext. In: Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.), S. 113-126.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Bern: Haupt.
- Thiersch, Hans (2014): Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Weinheim: Beltz Juventa, 9. Auflage.
- Thürmer-Rohr, Christina (2009): Zum ‚dialogischen Prinzip‘ im politischen Denken von Hannah Arendt. *HannahArendt.net*, Band 5.
- Walther, Andreas (2014): Aneignung und Anerkennung. Subjektbezogene und soziale Dimensionen eines sozialpädagogischen Bildungsbegriffs. In: Deinet, Ulrich/Reutlinger, Christian (Hrsg.), S. 97-112

Werner Schönig

Duale Rahmentheorie Sozialer Arbeit. Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus im Kontext situativer Interventionen

1 Einleitung: Intention der dualen Rahmung

Der folgende Beitrag fasst die duale Rahmentheorie Sozialer Arbeit zusammen, welche bereits als Monographie vorliegt (Schönig 2012) und hier nicht in Gänze vorgestellt werden kann. So werden für diesen Sammelband einerseits Auslassungen vorgenommen und andererseits Schwerpunkte gesetzt, damit ihr Kerngedanke – die duale Rahmung – umso deutlicher hervortreten möge.

Intention der Überlegungen ist es, in der Theorie Sozialer Arbeit nach einer positiven Perspektive zu suchen, die sich gegenüber zwei Negativperspektiven abheben soll: Will man erstens vermeiden, dass sich die Theorie der Sozialen Arbeit einer Leitdisziplin unterwirft und hält man es zweitens für unzureichend, dass sich die Vielfalt von Theoriebeiträgen in einem bloßen Nebeneinander erschöpft, so kann es weiterführend sein, nach einem dritten Weg zwischen erstickender Kolonialisierung und unreflektiertem Nebeneinander zu suchen. Die duale Rahmentheorie ist mithin ein Antwortversuch auf die Frage, „wie einerseits die Originalität und damit die Eigenheiten der jeweils theoretischen Anleihen gewahrt und andererseits eine integrative, d.h. verbindende Theorie Sozialer Arbeit formuliert werden kann“ (Röh 2009, S. 200).

Eben dies kann mit einer Rahmentheorie gelingen: Sie gewährleistet die Eigenständigkeit von Profil- und Handlungsfeldtheorien und bildet gleichzeitig einen allgemeinen Rahmen im Sinne eines gemeinsamen Nenners um diese Theorien herum. Damit passt sie recht gut zum Stand der Theorieentwicklung Sozialer Arbeit, der es – nach einer Phase der Theoriediffusion und Detailperfektionierung – besonders an einer verbindenden Sichtweise mangelt (Röh 2009, S. 201-204; Effinger 2009, S. 61).

Bei diesem dritten Weg kommt dem Dualen in der Rahmentheorie eine doppelte Aufgabe zu: Es gilt, einerseits den Prozess der funktionalen Differenzierung zu erfassen, ohne den es keine sozialen Probleme und mithin keine Soziale Arbeit gäbe. Gleichzeitig soll sie andererseits die Soziale Ar-

beit als integrierende Handlung in komplexen Situationen darstellen können. Beide Anforderungen – die Differenzierung und die Integration – sind nach Ansicht des Verfassers nicht monolithisch in einer Theorie gehaltvoll zu bewerkstelligen. Daher bietet es sich an, beide Theorieaspekte getrennt anhand zweier zentraler Vertreter auszuarbeiten und anschließend beide als Rahmen um die verschiedenen Theorietypen Sozialer Arbeit anzusehen. Dies ist der Kerngedanke der dualen Rahmentheorie Sozialer Arbeit. Das Bindeglied und der Berührungspunkt zwischen Differenzierungs- und Integrations- theorie ist dabei der Begriff der Situation. Die Situation ist in ihrer Komplexität sowohl der Endpunkt der gesellschaftlichen Differenzierungstheorie als auch der Beginn einer integrierenden Handlungstheorie.

2 Soziale Arbeit als integrierende Intervention

Differenzierungen und Ausgrenzungen, wie sie den Modernisierungsprozess prägen, erzeugen dialektisch den Bedarf nach einem politischen Gegensteuern. Sozialpolitik ist in diesem Sinne die Politik zur Integration, d.h. zur Förderung des inneren Zusammenhangs der Gesellschaft durch die Produktion sozialer Sicherheit und Gerechtigkeit. Diese sozialpolitische Integration wird durch staatliche Transfers und sonstige Rechtsansprüche geleistet (vgl. ausführlich Schönig 2013). Auch die Soziale Arbeit hat – offenkundig – eine Integrationsfunktion und sie ist doch auch nicht mit der gesamten Sozialpolitik gleichzusetzen. Die Soziale Arbeit ist vielmehr als ein vergleichsweise kleiner, jedoch entscheidender und klar abgegrenzter Modus der staatlichen wie auch privaten Sozialpolitik anzusehen.

Dieser kleine Anteil der Sozialen Arbeit an der großen Sozialpolitik wird deutlich, wenn man zwei unterschiedliche Typen sozialer Probleme betrachtet, die mit jeweils unterschiedlichen Handlungsmodi korrespondieren. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts war bekannt, dass die „generellen Sozialversicherungsgesetze in vielen Einzelfällen den tatsächlichen Notwendigkeiten“ (Orthbandt 1980, S. 52) nicht gerecht werden und dass somit für besondere Fallprobleme Soziale Arbeit notwendig ist. Im Sinne dieser Einordnung „war und ist die Soziale Arbeit seit jeher [...] konstitutiver Bestandteil“ der Sozialpolitik (Bettinger 2010, S. 345). So kann das gegenseitige Verhältnis von Sozialpolitik und Sozialer Arbeit nun präziser gefasst werden:

- Zum einen existiert ein *Bereich regelhafter sozialer Probleme und generalisierender sozialpolitischer Problemlösung*. Jene Ereignisse sind regelhaft in dem Sinne, dass sie bei den meisten Menschen im Lebenslauf in ähnlicher Form auftreten und dass sie von den Sozialversicherungen, den sonstigen Sozialtransfers, z. B. in Bildung und Kultur, und mittels der Sozialordnungspolitik ohne Zutun der Sozialen Arbeit bewältigt werden

können. Die generalisierende Sozialpolitik abstrahiert dabei vom Einzelfall und arbeitet mit einer „die Einzelfälle übersteigende Verbindlichkeit von Entscheidungen“ (Benz 2010, S. 319). Sie typisiert Fälle mit gleicher Problemlage und nimmt im Anschluss eine generalisierende Gestaltung ihrer Lebensbedingungen vor. Dieser Bereich regelhafter sozialer Probleme und generalisierender Problemlösung ist der Kernbereich der Sozialpolitik.

- Zum anderen existiert ein *Bereich ausnahmeartiger sozialer Probleme und gesellschaftlich-integrierender Intervention*. Hier können Fälle nicht allein von generalisierenden sozialpolitischen Institutionen hinreichend bearbeitet werden, sondern hier ist Soziale Arbeit notwendig. Man ist nicht im Regelfall, sondern nur ausnahmsweise ein Fall für die Soziale Arbeit. Diese ausnahmeartigen Probleme sind typischerweise lebensweltlich, situativ, mehrdimensional, komplex und erfordern eine intensive Beschäftigung mit dem Einzelfall (Böhnisch 2008). Hier ist die Soziale Arbeit einzuordnen. Es geht ihr „gerade um solche Menschen, die trotz oder wegen der typisiert auf Personengruppen gerichteten, sozialpolitischen (Nicht-)Mitgestaltung von Lebensbedingungen Hilfe suchen“ (Benz 2010, S. 319). Darüber hinaus kann als Einzelfall auch ein Milieu oder ein Sozialraum anzusehen sein. Immer bleibt dabei eine konkrete, spezielle, ausnahmeartige Situation für die Soziale Arbeit prägend.

Diese Einordnung der Sozialen Arbeit als ein Modus der Sozialpolitik ist für das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit nicht unproblematisch. Sie erzwingt einen fortwährenden Reflexionsprozess, in welchem die Soziale Arbeit auf ihre Eigenständigkeit und ihren Eigenwert gegenüber der Sozialpolitik pocht. In Theorie und Praxis ist dieses Abgrenzungsbemühen der Sozialen Arbeit von der Sozialpolitik oftmals zu beobachten und kann insofern als ein Indiz für die Zweckmäßigkeit der obigen Definition interpretiert werden. Zudem ist das Abgrenzungsbemühen notwendig und zu begrüßen: Angesichts der Komplexität der von ihr bearbeiteten Problemlagen ist eine professionelle Autonomie der Sozialen Arbeit gegenüber sozialpolitischen Typisierungen notwendig. Entsprechende Diskussionen widersprechen somit nicht dem obigen Definitionsvorschlag, sondern sie sind ein Symptom dafür, dass das skizzierte Verhältnis tatsächlich besteht und dass in ihm die Einordnung und Abgrenzung der Sozialen Arbeit zur Sozialpolitik immer neu erkämpft, verhandelt und justiert werden muss. Deshalb ist eine aktive Politik Sozialer Arbeit mehr denn je notwendig (Benz/Rieger/Schönig/Többe-Schukalla 2013/14).

3 Duale Rahmung: Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus

Ausgehend von der obigen Argumentation kann nun die Wissenschaft Sozialer Arbeit als empirische Handlungswissenschaft im Bereich der Sozialwissenschaften aufgefasst werden (Sommerfeld 2010, S. 37), die sich mit Integrationsfragen bei komplexen Problemlagen befasst. Gesucht wird daher eine Theorie Sozialer Arbeit, die mit Blick auf die Desintegrationsprozesse gesellschaftstheoretisch präzise ist und die zudem eine Handlungstheorie umfasst (Lambers 2010, S. 13 und S. 111). Wie aber ist diese theoretisch zu fundieren? Wie kann das Unvereinbare – Differenzierung versus Integration – in einer Theorie zusammengeführt werden? Wie kann man beiden Aspekten gerecht werden, ohne sich in Banalität zu flüchten? Dies gelingt sicher nicht mit einer einzigen monolithischen Theorie und ganz sicher nicht durch den dogmatisch-kolonialisierenden Rückgriff auf eine einzige Leitdisziplin. Hier argumentiert die duale Rahmentheorie für die Rahmung durch das Nebeneinander und die Aufeinanderbezogenheit zweier prominenter Autoren (Niklas Luhmann und John Dewey) (Schönig 2012, S. 133-214).

Die duale Rahmentheorie ist dabei zum einen dual und nicht dualistisch strukturiert. Beide Theorien werden nicht dualistisch als getrennt und widersprüchlich aufgefasst, sondern sie werden dual aufeinander bezogen. Darüber hinaus wird hier keine Metatheorie formuliert, wie sie bspw. Tillmann (2007) und Löbl (2011) für sich in Anspruch nehmen. Eine Metatheorie müsste die Semantik und die Binnenlogik anderer Theorien erklären, eine Metasprache bereitstellen und Perspektiven formulieren. Die Rahmentheorie erhebt diesen Anspruch nicht. Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus bilden lediglich einen weiten Rahmen für die vielfältigen Profil- und Handlungstheorien der Sozialen Arbeit.

Für den Aspekt der funktionalen Differenzierung und Ausgrenzung wird auf die *Systemtheorie Niklas Luhmanns (1987)* rekurriert. Sie ist prädestiniert, die Differenzierung in Teilsysteme und deren Autopoiesis zu beschreiben und durch diesen Prozess die funktionale Differenzierung und die systembedingte Ausgrenzung einzelner Fälle zu erklären. Luhmanns Theorie ist positivistisch-deskriptiv, d.h. ihr Fokus liegt auf der Beschreibung und Erklärung der funktionalen Differenzierung. Im Zuge des Differenzierungsprozesses bilden sich spezialisierte, selbstreferentielle und selbsterhaltende Systeme heraus, die zwar nach außen strukturell offen sind und daher von der Umwelt irritiert werden können. Vor allem jedoch sind diese Systeme operativ geschlossen und funktionieren dabei nach einem ihnen jeweils eigenen binären Code. Über diesen Code nehmen die Systeme Informationen wahr und verarbeiten sie. Die Systeme – auch jene der Sozialpolitik – sind auf die Bearbeitung einzelner generalisierbarer Aspekte hin konstruiert; die Vielschichtigkeit

eines einzelnen Falles ist diesen Systemen fremd und aus dieser Fremdheit entsteht die Notwendigkeit Sozialer Arbeit, deren Wesen jedoch allein mit Luhmanns Theorie – man denke an die Diskussion, ob die Soziale Arbeit ein Funktionssystem darstellt – nicht adäquat erfasst werden kann. Immerhin bietet die Luhmannsche Gesellschaftstheorie einen konkreten Analyserahmen zur Entstehung sozialer Ordnung und zur Analyse der Ausgrenzung auf der Fallebene.

Luhmanns Theorie ist jedoch keine Theorie der Integration und Handlung. Wohl kein Theorieangebot kann Luhmanns Beitrag darin übertreffen, das Wesentliche des Modernisierungsprozesses – den Prozess der funktionalen Differenzierung und die binär kodierten Systeme – zunächst einmal korrekt zu erfassen. Eine Theorie der Sozialen Arbeit als gesellschaftlich-integrierende Intervention lässt sich mit diesem Differenzierungsfokus jedoch nicht fundieren. Dies auch deshalb nicht, da Luhmanns Systemtheorie auf einer binären Kodierung beruht, während für das praktische Handeln in der Sozialen Arbeit Kontinuen charakteristisch sind. Luhmannsche Systemtheorie muss an allen Formen des Dritten – so auch an der Sozialen Arbeit – letztlich scheitern.

Umgekehrt ist der *Pragmatismus John Deweys (2000)* eine originäre Handlungs- und Interventionstheorie, welche das Dritte, das Kontinuum, in das Zentrum der Überlegungen stellt. Deweys optimistischer Blick auf das Dritte in Verbindung mit seiner praktisch-sozialreformischen Arbeit ist Ausdruck eines Synthese- und Fortschrittsoptimismus, der recht gut zum Hilfeimpuls, zum politischen Kontext und zur Handlung in der Sozialen Arbeit passt. Dewey selbst ist zu Lebzeiten heftig für sein Denken in Übergängen und Fortschrittsoptionen kritisiert worden, welches sich weder mit dem dualistischen Weltbild im Allgemeinen noch speziell mit der politischen Konfrontationslage des kalten Krieges vereinbaren ließ. Gleichwohl verfolgte er den Weg einer praxisgeleiteten, an der Vielfalt der Phänomene orientierten Erkenntnistheorie, die an der individuellen Handlung ansetzt. Menschliches Handeln entsteht ihm zufolge gerade dort, wo Menschen in ihrer Existenz auf Schwierigkeiten stoßen, die sie motivieren, nach Lösungen zu suchen.

Menschliches Handeln beginnt also für Dewey in der konkreten, irritierenden Situation, deren Spezifika nur durch Handlungen – trial and error und learning by doing – erschlossen werden können. Der Wert einer Theorie bemisst sich dann nach ihrem empirischen Gehalt und ihrem Nutzen zur Lösung dieses realen Problems. Da im Laufe der Zeit zunehmend empirisch gehaltvolle Handlungstheorien entstehen und auch die Demokratie entsprechende Lernprozesse durchläuft, ist dann auch ein sozialer Fortschritt möglich, ein Fortschritt, der immer den Bezug zum sozialen Problem hat und der immer auch für die irritierende Situation und den Einzelfall sensibel ist.

Stellt man nun Luhmann und Dewey nebeneinander, so zeigt sich ein facettenreiches Bild gemeinsamer Positionen und widersprechender Ansichten.

Die folgende Synopse stellt beide Theorien unter vier Hauptaspekten (wissenschaftstheoretischer Bezug, Position zu Modernisierung und Aufklärung, Sozialpolitik und Soziale Arbeit sowie Beitrag zur Theorie Sozialer Arbeit) einander gegenüber.

Abb. 1: Synopse zu Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus

	Luhmanns Systemtheorie	Deweys Pragmatismus
1.) Wissenschaftstheoretischer Bezug	Konstruktivismus, d.h. Blick auf das soziale Problem	
Gemeinsamer konstruktivistischer Kern	Ablehnung von Metaphysik und Ontologie. Wie-Fragen ersetzen Was-Fragen.	
Position innerhalb des Konstruktivismus	Luhmann ordnet sich selbst dem systemtheoretisch-operativen Konstruktivismus zu, der als Minderheitsposition innerhalb des Konstruktivismus gilt.	Dewey wird aufgrund seiner Positionen als Vorläufer der Mehrheitsposition des Konstruktivismus zugeordnet.
Menschen und Kommunikation	Nicht Menschen, sondern Systeme konstruieren ihre eigenen Realitäten. Systeme beobachten ihre Umwelt danach, ob Kommunikation in ihrem Code vorliegt.	Menschen sind interagierende Akteure im Konstruktionsprozess. Ihre Wahrnehmung ist ein Wahlakt und daher ist die Situation ein individuelles Konstrukt.
Grundgedanke	Binärer Code operativer Geschlossenheit. Fokus liegt auf Differenzierung.	Kontinuum und Synthese. Fokus liegt auf Integration.
Position innerhalb der eigenen Disziplin	Eher randständig in der Soziologie bzw. Philosophie.	
2.) Position zu gesellschaftlichem Modernisierungsprozess und Aufklärung	Grundsätzlich positiv und fortschrittsoptimistisch	
Entwicklungsmodell und sein Motor	Funktionale Differenzierung bezeichnet einen evolutorischen Prozess. Fortschritts-optimismus in dem Sinne, dass es keine Umkehrung und Alternative zum Prozess gibt. Der Prozess wird durch anonyme Autopoiesis getragen.	Evolutionistisch mit optimistischem Bild auf Sozialreform und Fortschritt. Der Prozess wird von handelnden Akteuren, ihrem Wunsch nach Ordnung, Diskurs und Konsens getragen.
Aufklärung	Abklärung der Aufklärung als Plädoyer gegen Aufklärungseuphorie. Es existieren	Sendungsbewusstsein in der Bürgerrechtsbewegung und Sozialreform. Das gesell-

	keine zentralen Institutionen, die Gesellschaft hat kein natürliches Zentrum, sondern ihre Systeme werden durch operative Geschlossenheit geprägt. Demokratie kann das Ergebnis des evolutorischen Prozesses sein und ist auch tatsächlich ein Erfolgsmodell.	schafftliche Zentrum ist die Demokratie als Lebensform. Konsensbemühen und Integration sind die Regel. Die institutionellen Errungenschaften der Aufklärung haben sich als konsensfähig und stabil erwiesen.
Selbstverständnis als Handlungstheorie	Gering, stattdessen nur Reflexionstheorie zur Analyse der Gesellschaft. Keine Handlungstheorie, sondern Warnung vor absehbaren Fehlsteuerungen.	Hoch, da Erkenntnistheorie mit praktischer Orientierung auf die Handlung in Demokratie, Sozialreform und Pädagogik.
3.) Sozialpolitik und Soziale Arbeit	Sozialpolitisch relevante Probleme sind immer konstruiert, d.h. nie objektiv zwingend aus einem empirisch festgestellten Befund abzuleiten.	
Integration durch Sozialpolitik	Grundsätzlich problematisch, da die Gesellschaft kein Zentrum hat, auf das hin legitim integriert werden könnte.	Grundsätzlich unproblematisch, da sozialpolitisches Integrationsbemühen ein Ausdruck gelebter Demokratie ist.
Intervention durch die Soziale Arbeit	Grundsätzlich problematisch, da Systeme selbstreferenziell operieren und Exklusionsprozesse daher von außen nicht steuerbar sind.	Grundsätzlich unproblematisch, da die Intervention als Handlung anthropologisch und demokratisch geboten ist.
4) Beitrag zur Theorie Sozialer Arbeit	Verknüpfung beider Theorien zu einer dualen Rahmentheorie der Sozialen Arbeit.	
Akzente innerhalb der Rahmentheorie	Erfassung der allgemeinen systemischen Desintegrationsprozesse modernen Gesellschaft. Sozialwissenschaftliche Argumentation grundsätzlicher Aspekte sozialer Probleme.	Empirisch-konkrete Erfassung sozialer Probleme und möglicher Handlungsoptionen. Pädagogische Argumentation der demokratischen Emanzipation und Unterstützung zur Selbsthilfe.

Quelle: Überarbeitete Fassung der Tabelle in Schönig (2012, S. 211f.).

Aus der Tabelle ist zu erkennen, dass es weder praktisch noch theoretisch sinnvoll ist, Luhmann gegen Dewey auszuspielen und am Ende den einen über den anderen zu stellen. Vielmehr würde einerseits ohne Luhmann der gesellschaftliche Modernisierungsprozess unentdeckt und unerklärt bleiben;

andererseits würde es ohne Dewey kaum eine Handlungstheorie der Sozialen Arbeit geben. Luhmann und Dewey ergänzen sich daher in ihrer Widersprüchlichkeit auf paradoxe Weise und diese Dualität kann für die Theorie Sozialer Arbeit fruchtbar gemacht werden.

4 Rahmung von Profil- und Handlungstheorien

Die duale Rahmung umfängt die Profil- und Handlungstheorien Sozialer Arbeit (vgl. Schönig 2012, S. 114ff.). Kennzeichen der *Profiltheorien* ist es, dass sie zunächst keinen unmittelbaren Anwendungsbezug in sich tragen. Sie entwickeln vielmehr auf der theoretischen Ebene eine spezielle Perspektive, um das Allgemeine der Sozialen Arbeit herauszustellen und damit die Soziale Arbeit selbst zu profilieren. Profiltheorien befassen sich mit der „Theorie Sozialer Arbeit“ im engeren Sinn“ (hier und im Folgenden Füssenhäuser/Thiersch 2005, S. 1877). Sie werden in der Literatur auch häufig als „Theorien der Sozialarbeitswissenschaft“ bezeichnet. Ebenso ist der Begriff „Reflexionstheorie“ (Bommes/Scherr 2000) passend und auch von einer ‚Perspektivtheorie‘ könnte gesprochen werden. Profiltheorien dienen der Stärkung und Identität nach innen und außen, indem sie die gesamte Soziale Arbeit aus einem speziellen Blickwinkel betrachten.

Als *Handlungsfeldtheorien* werden hingegen jene vielfältigen Theorien bezeichnet, die im Kontext der Etablierung der Sozialen Arbeit mit Blick auf konkrete soziale Probleme formuliert wurden. Sie sind disziplinär geprägt und haben einen praktischen Verwendungsanspruch in einem der Handlungsfelder Sozialer Arbeit. Der Begriff der Handlungsfeldtheorien ist mit den Begriffen der „speziellen Handlungstheorien“ (Staub-Bernasconi) für die unterschiedlichen Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit“ (Maier 2009, S. 43), der „Professionstheorien“ (Füssenhäuser/Thiersch 2005, S. 1876) und der „Arbeitsfeldtheorien“/„arbeitsfeldbezogene Theorien“ (Bommes/Scherr 2000, S. 241ff.) weitgehend deckungsgleich.

Nimmt man zur Vervollständigung noch die älteren holistisch-metaphysischen Theorien der Sozialen Arbeit hinzu, so können die vorhandenen Theorien Sozialer Arbeit recht gut und trennscharf einer der drei Gruppen zugeteilt werden. Zudem ordnet die Synopse auch die duale Rahmentheorie in dieses Schema ein.

Abb. 2: Typen von Theorien Sozialer Arbeit im Vergleich

Merkmale	Holistisch-metaphysische Theorien	Handlungsfeldtheorien	Profiltheorien	Rahmentheorie
Integrationsleistung für die Theorie Sozialer Arbeit	Ja, da klassische Autoren vielfältige Anknüpfungspunkte bieten, auf die zur Selbstvergewisserung zurückgegriffen werden kann	Nein, da Integration nur im Handlungsfeld stattfindet. Die Handlungsfeldtheorien stehen nebeneinander und nicht im Diskurs. Sie können daher nicht integrationsstiftend für die gesamte Soziale Arbeit wirken.	Nein, da der Profiltheorie eine Positionierung in wissenschaftstheoretischer, disziplinärer und/oder normativer Hinsicht zugrunde liegt, die nicht allgemein geteilt wird. Die Profiltheorien entwickeln keine gemeinsame Identität.	Ja, da keine handlungsfeldbezogene oder disziplinäre Engführung
Hauptfunktion für die Soziale Arbeit	Anerkennung durch Verankerung im Werk klassischer Autoren der Geistesgeschichte	Praxisorientierte Theorie, die für ein Handlungsfeld ein Kausalitätsmodell und Handlungsoptionen liefert	Profilierung unter einem handlungsfeldübergreifendem Aspekt der Sozialen Arbeit	Angebot eines gemeinsamen Nenners
Besondere Kennzeichen	Klassische Autoren sind Innovatoren und erweitern den Blick ihrer Disziplinen z. B. Moral-Philosophie, Sozial-Ökonomik, Sozial-Pädagogik, Sozial-Recht und praktischer Theologie	Originäre Theorien der Fürsorgewissenschaft oder Sozialpädagogik für spezielle Zielgruppen wie Arme, psychische Kranke, überforderte Familien, belastete Stadtteile, Randgruppen und Arbeiter	Unterschiedliche Profilierung mit Blick auf soziale Diagnose, Frauenberuf, gesellschaftliche Funktion, soziale Bewegung, Dialog, kritischen Rationalismus, Lebenswelt, Bewältigung, Reflexion und Postmodernität	Dualität aus Systemtheorie und Pragmatismus
Zentrale Autor_innen	Thomas v. Aquin, Juan L. Vives, Jean J. Rousseau, Adam Smith, Thomas	Frühe Beiträge von Paul Natrop, Johann H. Pestalozzi, Johann H. Wichern. Neuere Handlungs-	Alice Salomon, Ilse von Arlt, Saul D. Alinsky, Carel B. Germain/ Alex Gitterman, Mari-	Rückgriff auf die Beiträge von Niklas Luhmann und John Dewey

	R. Malthus	feldtheorien von Jane Addams, Christian J. Klum- ker, Alfred Adler, Gertrud Bäumer, Herman Nohl, Hans Scherpner, Klaus Mollenhauer	anne Hege, Lutz Rössner, Hans Thiersch, Silvia Staub-Bernasconi, Lothar Böhnisch, Bernd Dewe/Hans- Uwe Otto, Michael Winkler, Wolf- Rainer Wendt, Dirk Baecker, Heiko Kleve	
--	------------	---	---	--

Quelle: Überarbeitete Fassung der Tabelle in Schönig 2012, S. 126.

Eine solche Synopse ist eine „Vermessung des Feldes“, indem man die Theorien nach unterschiedlichen Zugängen, Methoden und Empfehlungen befragt und sortiert und somit eine „Topographie theoretisch relevanter Fragen“ erstellt (Füssenhäuser/Thiersch 2005, S. 1881). Die Idee der Rahmung bietet hier einen Weg, der einerseits eine Sortierung der Theorien ermöglicht und andererseits das große Ganze und den gemeinsamen Nenner zwischen den Theorien nicht aus dem Blick geraten lässt. Hier also setzt die duale Rahmentheorie der Sozialen Arbeit an:

- Sie ist *dual strukturiert* und ihre Dualität zeigt sich in der gleichwertigen Bezugnahme auf Luhmann und Dewey. Diese beiden Theorien haben eine maximal angemessene Reichweite, um überhaupt die Vielfalt der Profil- und Handlungsfeldtheorien Sozialer Arbeit rahmen zu können. Sie bilden damit den gemeinsamen Nenner der Theorien Sozialer Arbeit.
- Mit Blick auf die Typen von Theorien Sozialer Arbeit kann man in der dualen Rahmentheorie einen *Ausdruck modernen Denkens* sehen, indem trotz des gemeinsamen Nenners eine vormodern-holistisch-metaphysische Argumentation vermieden wird. Stattdessen zeigt sich die Modernität der dualen Rahmentheorie Sozialer Arbeit in ihrer Vielfalt und Sektorierung.

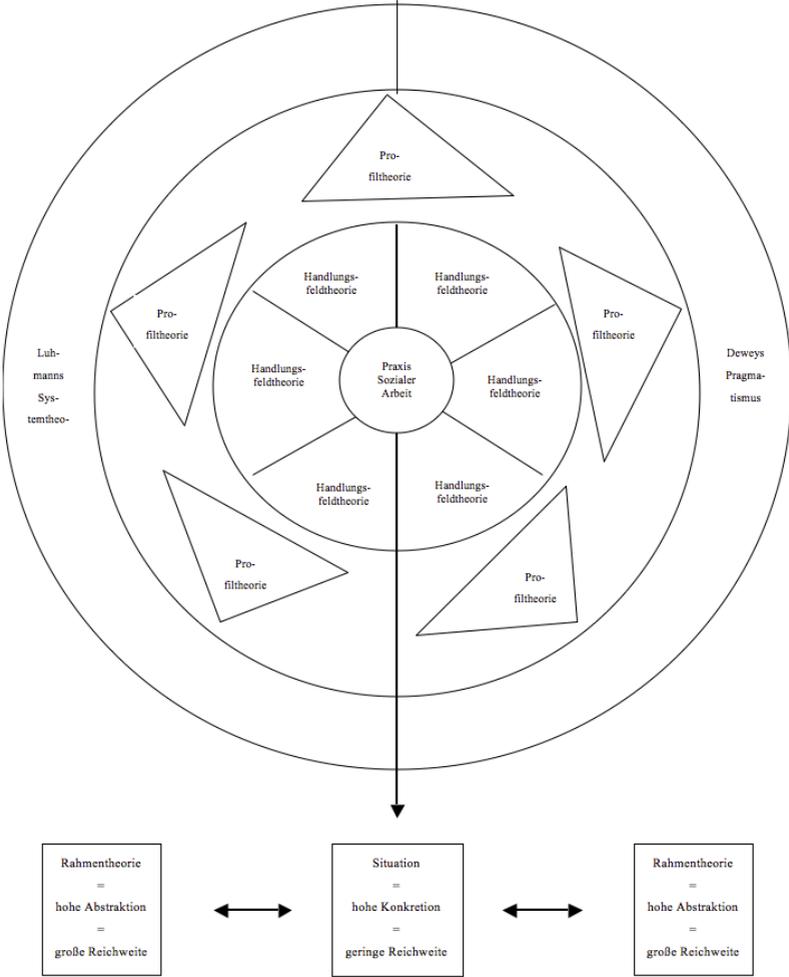
Die duale Rahmentheorie hat mithin einen hohen Abstraktionsgrad und eine große Reichweite. Aus ihr lassen sich weder Handlungskonzepte noch Profile der Sozialen Arbeit ableiten. Sehr wohl jedoch kann aus der dualen Rahmentheorie ein gemeinsamer Nenner formuliert werden, der von der gesellschaftlichen Desintegration über die integrierende Handlung bis hin zum Situationsbegriff mit seinen Teilaspekten (soziale Diagnose, integrierende Unterstützung zur Selbsthilfe und multiperspektivische Mandatierung) reicht. Dies ist in der Abbildung 3 veranschaulicht.

Die Abbildung zeigt die Theorietypen Sozialer Arbeit und ihre Beziehung zueinander in einer konzentrischen Kreisstruktur mit verschiedenen Elementen und Sektoren.

- Den äußeren Ring bildet die *duale Rahmentheorie* der Sozialen Arbeit, welche die anderen Theorietypen umschließt. Dieser Ring ist in zwei Hälften – die Luhmannsche Systemtheorie einerseits und den Dewey-schen Pragmatismus andererseits – geteilt. In diesem äußeren Ring wird auf hohem Abstraktionsniveau argumentiert, so dass die beiden Theorien mit ihren Begriffen über eine große Reichweite verfügen.
- Näher an der Praxis und Konkretion Sozialer Arbeit liegen dann zunächst die *Profiltheorien*, die als Dreiecke zwischen der Rahmentheorie und den Handlungsfeldtheorien platziert sind. Die Dreiecke sind mit der Spitze nach außen ausgerichtet. Hierdurch wird veranschaulicht, dass die Profiltheorien die Gesamtheit des Gegenstandes Sozialer Arbeit im Blick haben (daher die nach innen gerichtete, breite Hypotenuse des Dreiecks) und gleichzeitig diese Gesamtheit auf einen Aspekt fokussieren und nach außen kommunizieren (daher weist die Spitze des Dreiecks nach außen).
- Die *Handlungsfeldtheorien* der Sozialen Arbeit gehen hingegen unmittelbar aus der Praxis der Sozialen Arbeit hervor und thematisieren einen Ausschnitt aus ihr. Daher sind die Handlungsfeldtheorien als Kreissektoren eingezeichnet, die sich um den praktischen Kern der Sozialen Arbeit gruppieren. Sie umschließen den Kern vollständig, sofern sie alle Handlungsfelder abdecken.
- Vom Praxiskern der Sozialen Arbeit – dem Bereich der höchsten Konkretion und der geringsten Reichweite von Theorien und Begriffen – weist ein Pfeil aus der Praxis hinaus und auf den *Situationsbegriff* hin. Dieser Pfeil trennt und verbindet gleichzeitig die Luhmannsche Systemtheorie und den Dewey-schen Pragmatismus, die sich im Situationsbegriff begegnen.

Somit verweist die Abbildung auf die Situation als einen Schlüsselbegriff in der dualen Rahmentheorie. Diese zentrale Stellung wird im Folgenden näher erläutert.

Abb. 3: Schema von Handlungsfeld-, Profil- und Rahmentheorie



Quelle: Schönig 2012, S. 128.

5 Die zentrale Stellung der Situation

In der Abbildung 4 ist veranschaulicht, dass sich im Situationsbegriff die Luhmannsche Systemtheorie und der Deweysche Pragmatismus berühren (Schönig 2012, S. 130ff.). Dabei nähert sich Luhmanns Systemtheorie der Situation aus der Gesellschaftstheorie kommend. Sie kann jedoch kaum konkrete Handlungsempfehlungen geben. Deweys Pragmatismus hingegen geht von der irritierenden Situation und ihrem Handlungsbezug aus und baut hier seine Erkenntnistheorie auf. So kommt es zu einer Mittelstellung der Situation.

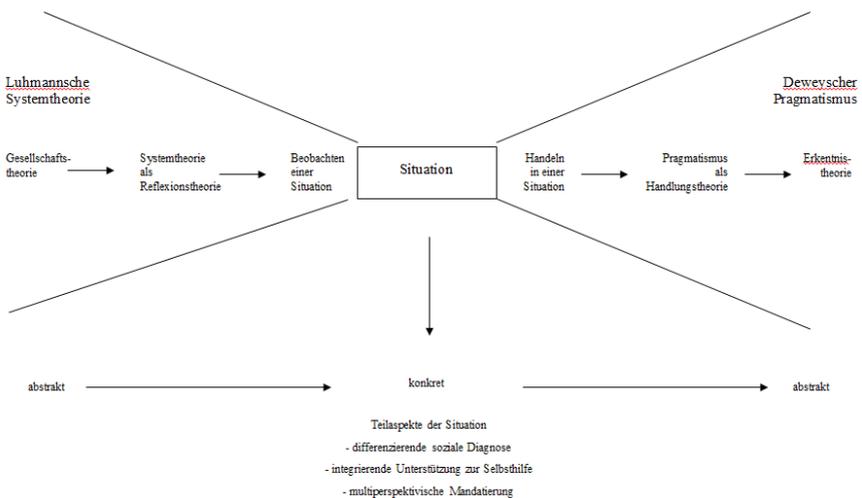
Der Begriff der Situation (vgl. ausführlich Schönig 2014) meint zunächst einmal eine Sachlage und die Gesamtheit der äußeren Bedingungen für eine Handlung. Sein lateinischer Ursprung bezeichnet eine räumliche oder soziale Position und Stellung. In der Sozialen Arbeit ist der Situationsbegriff ein Ausdruck für die Komplexität von sozialen und räumlichen Faktoren und Rahmenbedingungen des Menschen in seiner Umwelt. Der Begriff wird neuerdings sowohl speziell in der Sozialen Arbeit (z. B. bei Tov/Kunz/Stämpfli 2013) als auch im engen Bezug von Situation zur Komplexität als einem „Schlüsselbegriff der Moderne“ (Gloy 2014) zunehmend beachtet.

Die philosophische Dimension des Situationsbegriffs kann nur grob skizziert werden. Hier treten Husserls Lebenswelt, Heideggers In-der-Welt-Sein und Sartres Handlungsmodell hervor. Sie beschreiben den Menschen im „Situationsstrom des sozialen Lebens“ (Sloterdijk 2012, S. 354, vgl. auch S. 98). Die Sorge des Menschen um sein Selbst erfordert sein Verhalten zu und sein Handeln in diesem Situationsstrom. Dies ist seine permanente Herausforderung und daher hat der Situationsbegriff zunächst einmal eine eher negative, bedrohliche Konnotation: Der Mensch ist in diese Welt und ihre Situationen hineingeworfen, ist ihnen ausgesetzt und handelt in ihnen. Durch diese Handlung aber – und dies ist der eher positive, auch von Dewey formulierte Ausblick – verändert der Mensch die Welt und die Welt den Menschen. Der Mensch wird daher zunächst passiv in die Situation geworfen und hat dann die Aufgabe, aktiv seine Ohnmacht durch Handlung zu überwinden.

Dabei ist die Situation immer ein „totales Feld“ und „existentiell gegeben“ und kann in ihrer Totalität grundsätzlich nicht erfasst werden – die realen Situationen „haben‘ uns [...] in Form körperhaften Fühlens und Handelns, bevor wir sie kognitiv im Denken ‚haben‘“ (Garrison 2004, S. 64). Professionelle Praxis ist dann die Bearbeitung von „face-to-face Situationen“, welche „in der Regel nicht technokratisch gelöst“ (Kurtz 2007, S. 500) werden kann. Stattdessen besteht die Notwendigkeit, der Situation offen entgegenzutreten und „das Staunen wieder zu gewinnen“ (Kleve/Wirth 2009, S. 40). Das Staunen in Situationen wird dabei nicht im naiven Sinne verstanden, sondern – so auch im Selbstverständnis der Systemiker – als bewusst einge-

nommene Haltung, die trotz aller Routine und Standardisierung verteidigt und eingeübt werden muss. Gefordert ist die Fähigkeit des Routiniers, sich vom Fall überraschen zu lassen.

Abb. 4: Grundgedanke des sequenziellen Rückgriffs und der Verknüpfung im Situationsbegriff



Quelle: Überarbeitete Fassung der Abbildung in Schönig (2012, S. 132).

Diese Staunenskompetenz ist umso mehr notwendig, je größer die individuellen Lebenswelt- und kollektiven Milieudifferenzen sind. Im Idealfall entsteht durch den vorsichtigen Abgleich unterschiedlicher Sichtweisen eine gemeinsame Perspektive, die als „Verständigungsgemeinschaft“ (Reich 2008, S. 143; vgl. Dewey 1988, S. 47; Lehmann-Rommel 2005, S. 70f.) Grundlage für die integrierende Hilfe zur Selbsthilfe in der Sozialen Arbeit ist.

6 Zusammenfassung

Die duale Rahmentheorie Sozialer Arbeit versucht, eine verbindende Theorie Sozialer Arbeit zu formulieren, welche die bestehenden Theorieangebote aufgreift und gleichzeitig eine integrative Perspektive formuliert. Hierzu zeigt sie eine Rahmung der Handlungsfeld- und Profiltheorien unter Rückgriff auf Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus. Grundlage hierfür ist zunächst ein Verständnis der Sozialen Arbeit als Intervention, Modus und Teil der privaten und staatlichen Sozialpolitik. Damit wird in die sonst generalisierende Sozialpolitik die Perspektive des komplexen Einzelfalls integriert und der Sozialen Arbeit eine kleine, jedoch gesellschaftlich zunehmend bedeutende Stellung zugewiesen. Kennzeichnend für diese Stellung ist es, dass soziale Probleme als komplexe gesellschaftliche Ausgrenzungsprozesse aufgefasst werden, die sich im Einzelfall und situativ manifestieren und denen die Soziale Arbeit mit integrierenden Interventionen entgegenwirkt.

Luhmann und Dewey bieten komplementäre Zugänge zur Sozialen Arbeit, indem sich Luhmann auf die Systembildung und Ausgrenzung im Prozess der funktionalen Differenzierung konzentriert, während Dewey den Interventionsaspekt durch integrierende Handlungen im Fokus hat. Mit ihrer jeweils unterschiedlichen Anlage rahmen Luhmanns Differenzierungs- und Deweys Integrationstheorie die Vielzahl von Profil- und Handlungsfeldtheorien Sozialer Arbeit. Dabei haben Profiltheorien den Anspruch, mit Begriffen größerer Reichweite die gesamte Soziale Arbeit mit Blick auf einen zentralen Aspekt zu erfassen, während Handlungsfeldtheorien Kausalitätsvermutung und Handlungsempfehlungen für einzelne Handlungsfelder formulieren und damit näher an der Praxis Sozialer Arbeit angesiedelt sind.

Mehrere Aspekte der dualen Rahmentheorie sprechen dafür, dem Situationsbegriff in der Theorie der Sozialen Arbeit eine zentrale Stellung zuzuerkennen. Er beschreibt das komplexe Verhältnis der Menschen zu ihrer Umwelt zu einem konkreten Zeitpunkt und ist Ausgangspunkt des Handelns Sozialer Arbeit. Diese ist umso mehr herausgefordert, als es eine objektiv gegebene Situation des Falles nicht gibt und Situationen in ihrer Komplexität und Singularität zunächst verwirren müssen. Erst nach Ablauf eines Klärungsprozesses kann eine Verständigungsgemeinschaft konstruiert werden, aus der sich dann die weiteren Handlungsschritte ergeben.

Literatur

- Benz, Benjamin (2010): Sozialpolitik und Soziale Arbeit. In: Benz, B./Boeckh, J./ Mogge-Grotjahn, H. (Hrsg.): Soziale Politik – Soziale Lage – Soziale Arbeit. Festschrift zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 317–336.
- Benz, Benjamin/ Rieger, Günter/ Schönig, Werner/ Többe-Schukalla, Monika (Hrsg.) (2013/14): Politik Sozialer Arbeit. Band 1 und 2. Weinheim/Basel: Juventa.
- Bettinger, Frank (2010): Soziale Arbeit und Sozialpolitik. In: Thole, Werner (Hrsg.): Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch. 3. Auflage, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 345-354.
- Böhnisch, Lothar (2008): Sozialpädagogik der Lebensalter: Eine Einführung. Weinheim/München: Juventa.
- Bommes, Michael; Scherr, Albert (2000): Soziologie der Sozialen Arbeit. Eine Einführung in Funktionen und Formen organisierter Hilfe. Weinheim/München: Juventa.
- Dewey, John (1988): Kunst als Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dewey, John (2000): Demokratie und Erziehung. Eine Einleitung in die philosophische Pädagogik. Hrsg. und mit einem Nachwort von Jürgen Oelkers. Weinheim/Basel: Beltz.
- Effinger, Herbert (2009): Begriffe, Bahnsteige und Gebietsansprüche bei der Erklärung und Bearbeitung sozialer Probleme. Alte und neue Fragen zur disziplinären Reichweite des Sozialarbeitswissenschaft. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). Positionen, Kontroversen, Perspektiven. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 53-67.
- Füssenhäuser, Cornelia/Thiersch, Hans (2005): Theorien der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Sozialarbeit Sozialpädagogik. 3. Aufl. München/Basel: Ernst Reinhardt, S. 1876-1900.
- Garrison, Jim (2004): Deweys Konstruktivismus: Vom Reflexbogenkonzept zum sozialen Konstruktivismus. In: Hickman, Larry A./Neubert, Stefan/Reich, Kersten (Hrsg.): John Dewey.
- Gloy, Karen (2014): Komplexität. Ein Schlüsselbegriff der Moderne. Paderborn: Wilhelm Fink.
- Kleve, Heiko/Wirth, Jan V. (2009): Die Praxis der Sozialarbeitswissenschaft. Eine Einführung. Baltmannsweiler: Schneider.
- Kurtz, Thomas (2007): Berufe und Wissen. In: Schützeichel, Rainer (2007) (Hrsg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. Konstanz: UVK, S. 497-504.
- Lambers, Helmut (2010): Systemtheoretische Grundlagen der Sozialen Arbeit. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.
- Lehmann-Rommel, Roswitha (2005): Aufmerksamkeit für Situationen als entscheidender Faktor für Wirksamkeit. Überlegungen im Anschluss an die Ästhetik Deweys. In: Tröhler, Daniel/Oelkers, Jürgen (Hrsg.): Pragmatismus und Pädagogik. Zürich: Verlag Pestalozzianum, S. 69-85.

- Löbl, Friederike (2011): Das soziale Organismusmodell – ein Beitrag zur Entwicklung einer eigenständigen Metatheorie für die Soziale Arbeit. In: *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, 62. Jg., 4, S. 285-194.
- Luhmann, Niklas (1987): *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maier, Konrad (2009): Für eine integrative, praktische Wissenschaft Soziale Arbeit. In: Birgmeier, Bernd/ Mührel, Eric (Hrsg.): *Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 41-52.
- Orthbandt, Eberhardt (1980): *Der Deutsche Verein in der Geschichte der deutschen Fürsorge: zum hundertjährigen Bestehen des Deutschen Vereins*. Frankfurt a. M.: Eigenverlag des Deutschen Vereins.
- Reich, Kersten (2008): *Konstruktivistische Didaktik. Lehr- und Studienbuch mit Methodenpool*. 4. Aufl. Weinheim/Basel: Beltz.
- Röh, Dieter (2009): Metatheoretische Überlegungen zu einem integrativen Theorieansatz für die Sozialarbeitswissenschaft als Auseinandersetzung mit Tillmanns Modell der Trajekktivität. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): *Die Sozialarbeitswissenschaft und ihre Theorie(n). Positionen, Kontroversen, Perspektiven*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 199–208.
- Schönig, Werner (2012): *Duale Rahmentheorie Sozialer Arbeit. Luhmanns Systemtheorie und Deweys Pragmatismus im Kontext situativer Interventionen*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa.
- Schönig, Werner (2013): *Soziale Arbeit als Intervention und Modus der Sozialpolitik*. In: Benz, Benjamin/Rieger, Günter/Schönig, Werner/Többe-Schukalla, Monika (Hrsg.): *Politik Sozialer Arbeit. Band 1: Grundlagen, theoretische Perspektiven und Diskurse*. Weinheim/Basel: Juventa, S. 32-53.
- Schönig, Werner (2014): *Die Situation und Deweys Reflexbogen in der Sozialen Arbeit*. Ms. (im Begutachtungsverfahren), Köln.
- Sloterdijk, Peter (2012): *Du musst dein Leben ändern. Über Anthropotechnik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Sommerfeld, Peter (2010): *Entwicklungen und Perspektiven der Sozialen Arbeit als Disziplin*. In: Gahleitner, Silke B. u. a. (Hrsg.): *Disziplin und Profession Sozialer Arbeit. Entwicklungen und Perspektiven*. Opladen/Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich, S. 29–44.
- Tillmann, Jan (2007): *Trajekktivität. Anstöße für eine Metatheorie der Sozialarbeitswissenschaft*. Hannover: Blumhardt.
- Tov, Eva/Kunz, Regula/Stämpfli, Adi (2013): *Schlüsselsituationen der Sozialen Arbeit. Professionalität durch Wissen, Reflexion und Diskurs in Communities of Practice*. Bern: Hep.

Bernhard Babic und Ortrud Leßmann:

Zwischen Wunsch und Wirklichkeit? Schlaglichter zur Rezeption des Capability/-ies- Ansatzes in der deutschsprachigen Sozialen Arbeit

1 Der Capability/-ies-Ansatz im Bereich der deutschsprachigen Sozialen Arbeit

Der Capability/-ies-Ansatz (CA) gehört zu den international führenden Konzepten zur Definition und Messung von Wohlergehen und hat durch die Anwendung in Form des vom Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen (UNDP) herausgegebenen Human Development Index die Entwicklungspolitik maßgeblich beeinflusst. Die Hauptvertreter Amartya Sen und Martha Nussbaum stellen den Ansatz zudem auch in den Kontext philosophischer Gerechtigkeitstheorien (vgl. Sen 2009).

Während er nach Otto und Ziegler in den für die Soziale Arbeit unmittelbar einschlägigen Fachdebatten noch bis 2006 relativ wenig Beachtung gefunden hat (Otto u. Ziegler 2006, S. 269), ist er heute – zumindest vordergründig – von dort kaum mehr wegzudenken. Dass man mittlerweile selbst in ‚klassischen‘ Theorien und Konzepten Sozialer Arbeit wie der ‚Lebensweltorientierung‘ Bezüge zu ihm herstellt (vgl. Thiersch, Grunwald u. Köngeter 2012, S. 181), spricht aus unserer Sicht für sich. Die Auseinandersetzung mit ihm im Rahmen des Bundesmodellprogramms zur ‚Wirkungsorientierten Jugendhilfe‘ (Schrödter u. Ziegler 2006, S. 29f.) sowie seine Einführung in die Kinder- und Jugendberichterstattung der deutschen Bundesregierung (Bundesministerium für Familien, Senioren, Frauen und Jugend 2009, S. 73f.) dürften dazu maßgeblich beigetragen haben.

Hinsichtlich seiner Rezeption im Bereich der deutschsprachigen Sozialen Arbeit fallen gegenüber anderen Disziplinen allerdings einige Besonderheiten ins Auge. Es würde zu weit führen, ihnen an dieser Stelle in allen Einzelheiten nachzugehen. Angeregt durch eine entsprechende Anfrage von Seiten der Sektion „Theorie und Wissenschaft“ der DGSA, sollen sie aber immerhin so weit in den Blick genommen werden, wie sie sich in einer Kontroverse widerspiegeln, die Horst Bossong und Dieter Röh vor nicht allzu langer Zeit in der Zeitschrift neue praxis (fach-)öffentlich ausgetragen haben (Bossong 2011; Röh 2012).

Hierfür werden beide Artikel zunächst hinsichtlich ihrer Hauptaussagen zusammengefasst. In einem nächsten Schritt stellen wir dieser Zusammenfassung eine dezidiert volkswirtschaftliche Darstellung des Ansatzes gegenüber und gehen ein wenig näher auf die übliche Unterscheidung zwischen dem Capability-Ansatz nach Sen und dem Capabilities-Ansatz nach Nussbaum ein. Vor dem Hintergrund dieser Gegenüberstellung und Differenzierung sowie einer damit verbundenen Darstellung einiger Diskrepanzen zu den zusammengefassten Artikeln, formulieren wir schließlich in einem dritten Schritt, was der CA der Sozialen Arbeit unseres Erachtens zu bieten hat.

2 Die Kontroverse zwischen Bossong und Röh

2.1 Zusammenfassung von Bossong (2011)

Unter dem weit ausholenden Titel „Wohl-Wollen, Staatsauftrag und professionelles Eigeninteresse. Eine Kritik aktueller fachdisziplinärer Maßstäbe in der Sozialen Arbeit“ stellt Bossong zunächst fest, dass der „von Amartya Sen und Martha Nussbaum entwickelte Capability-Ansatz (CA) [...] seit einiger Zeit (...) als höchst produktiver Impuls rezipiert“ (S. 591) wird. Dabei ist aber aus seiner Sicht die „Rückkoppelung an die Idee eines tugendhaften Lebens und einer (...) staatlich/öffentlich veranlassten Befähigung durchaus irritierend – allemal (...) im Kontext einer (...) gesellschaftskritisch annoncierten Forschung“ (ebd.); womit Bossong im Rahmen seines Artikels wohl in erster Linie auf die Arbeiten von Otto, Scheer u. Ziegler (2010), Otto u. Ziegler (2010) sowie von Schrödter (2007) anspielt (Bossong 2011, S. 591ff. bzw. S. 616).

Dass demnach „die befähigende Förderung dessen, was der Einzelne (...) für die *Beherrschung seines Alltags* will“ nicht genüge, sondern dass dabei letztlich auch die Frage aufgeworfen werde, „wie dieser Alltag *richtigerweise* ausgestaltet sein müsse“ (S. 591) findet er offenkundig fragwürdig. Denn: „Mit der Rede von der Befähigung zu einem richtigen, reflektierten und guten Leben wird (...) auch das Gegenteil kreiert, nämlich der Makel des *unreflektierten, falschen, schlechten Lebens* (...) die *Unfähigkeit* oder *Unwilligkeit*, sich befähigen zu lassen“ (S. 592).

Bossong sieht in diesem Gedankengang eine massive und auch anmaßende Abwertung der tatsächlichen Lebensführung vieler Menschen, für welche „die Fernseh-Soap-Opera am Nachmittag und die Wett- oder Rate-Show am Abend (...) die Höhepunkte ihres alles in allem glücklichen oder zufriedenen Lebens sind“ (S. 595). Das gelte es aus seiner Sicht zunächst einmal zu respektieren, statt wie „Otto, Scheer und Ziegler (...) mit Blick auf Forschung zu subjektiver Zufriedenheit von einer ‚*Formbarkeit subjektiver Wertmaß-*

stäbe‘ (...) [zu] sprechen und empirisch ermittelte Zufriedenheitsbekundungen kurzerhand als ‚Ausdruck einer Anpassung an je eigene Lebensbedingungen‘ (S. 595) zu diskreditieren.

Letzteres sei schließlich nichts anderes als „direkter, harter Paternalismus, der sich über die (...) Präferenzen, Wünsche und Ziele (...) eines Menschen hinwegsetzt (...) und der betreffenden Person (...) Wertvorstellungen und Ziele, die diese nicht teilt, nahezubringen sucht“ (S. 598).

Folge man dieser Grundannahme, dann liege nichts näher „als ein sozialpädagogischer Expansionismus in bis dato nie geahntem Ausmaß“ (S. 597), denn auf dieser Grundlage ließe sich das „Gros der Menschen (...) problemlos zu Bedürftigen definieren“ (ebd.). Profiteur solcher Überlegungen wäre primär die Soziale Arbeit, die demnach dazu berufen wäre, „dem ‚wahren‘ und ‚autonomen‘ Selbst seines Klienten zum Durchbruch zu verhelfen und ihn (...) aus der Knechtschaft (...) seiner irrationalen, kurzsichtigen und – vermeintlich – falschen Wünsche und Neigungen zu befreien“ (S. 597).

Abgesehen davon, dass eine solche Haltung auf Seiten der Profession „theoretisch wie empirisch gesehen nicht durchhaltbar“ (S. 598) sei, ist nach Bossong vielmehr darauf zu bestehen, „dass es im Wesentlichen auf die *ordnungspolitische Rahmung* der Gesellschaft und (...) auf bestimmte formal gesicherte *Regeln und Verfahren* zur Chancenermöglichung ankommt“ (S. 593f.), statt den Menschen – wie er es den Befürworter_innen des CA mehr oder minder pauschal unterstellt – bis ins Kleinste hinein vorschreiben zu wollen, wie sie zu leben hätten. Bossong empfiehlt vor diesem Hintergrund, „eine im Markt verortete Soziale Arbeit“, die sich bezogen auf ihre Klientel in erster Linie die „zufriedenstellende Anpassung an die jeweiligen Systemerfordernisse“ zum Ziel gesetzt (S. 613) und damit – zumindest implizit – jeglichen weiterreichenden Gestaltungsanspruch aufgegeben hat.

2.2 Zusammenfassung von Röh (2012)

In seiner Replik auf Bossong konzentriert sich Röh unter dem ebenfalls recht umfassenden Titel „Daseinsmächtigkeit, Lebensqualität und die Funktion Sozialer Arbeit“ vordergründig auf die aus seiner Sicht drei zentralen Kritikpunkte, die er bei Bossong ausmacht und die er zugespitzt in drei Aussagen zusammenfasst, nicht ohne sie mit eigenen kurzen Ergänzungen umgehend in Frage zu stellen:

- „Es gibt keine Möglichkeit der Bestimmung eines ‚guten Lebens‘! – oder doch?“ (S. 218)
- „Vorstellungen vom guten Leben, um die positive Freiheit zu füllen, führen staatlicherseits zu paternalistischen Handlungen! – oder nicht?“ (S. 219)

- „Soziale Arbeit kann nicht aus dem Capability Approach heraus begründet werden! – oder doch?“ (S. 222)

Inhaltlich knüpft er bei näherer Betrachtung jedoch vor allem an die von Bossong abschließend vorgeschlagene „im Markt verortete Soziale Arbeit“ an und schickt voraus, dass mit diesem Vorschlag offenkundig werde, „wo die theoretischen Demarkationslinien in den Annahmen von Befürwortern und Gegnern des Capability Approach tatsächlich liegen: Auf der einen Seite stehen diejenigen, die staatliches Handeln zur Herstellung eines guten Lebens für möglich und notwendig und die durchaus bestehenden paternalistischen Risiken für beherrschbar halten, und auf der anderen Seite diejenigen, die dieser Möglichkeit zutiefst misstrauisch gegenüberstehen, wobei nicht alle Kritiker Bossongs alternativer Marktorientierung folgen“ (S. 218).

Diese Polarisierung beibehaltend urteilt er auch abschließend, dass eine aus dem CA heraus begründete Soziale Arbeit dazu beitrüge, „bei der Entfaltung der Capabilities zu unterstützen, also den Möglichkeitsraum positiver Freiheit zu gestalten. (...) Der in diesem Sinne verstandenen Sozialen Arbeit gelänge somit auch eine echte Integration ihrer sich bislang entweder klinisch-individuell oder politisch-strukturell verstehenden professionellen Bezugspunkte“ (S. 223). Demgegenüber präferiere Bossong „eine marktliberale, neuen Steuerungsmodellen und Qualitätsanforderungen unterliegende Soziale Arbeit, die (...) den ihr nach einem neo-liberalen Gesellschaftsverständnis zugewiesenen Platz annimmt“ (S. 223), womit die Soziale Arbeit – wohl nicht nur aus Röhs Sicht – aber deutlich hinter dem zurückbliebe, was sie auch sein sollte: Lobby ihrer Adressaten gegenüber einer Gesellschaft, die ihren Verpflichtungen gegenüber benachteiligten Gruppen mitunter nur unzureichend bzw. widerwillig nachzukommen scheint.

3 Wie der CA auch betrachtet und – vor allem – differenziert werden kann

3.1 Der CA aus volkswirtschaftlichem Blickwinkel¹

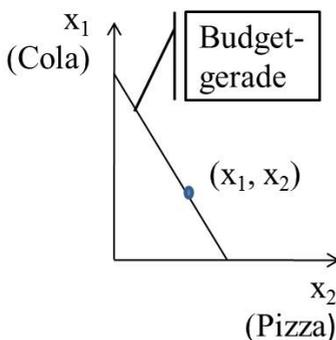
Der CA geht auf den Ökonomen und Philosophen Amartya Sen zurück. Er lässt sich insofern als „ökonomischer“ Ansatz bezeichnen, als dass er erstens eine Reaktion Sens auf bestimmte Unzulänglichkeiten der ökonomischen Bewertung des Lebensstandards darstellt und zweitens Denkmustern aus der

¹ Der folgende Abschnitt entspricht weitgehend der CA-Darstellung aus Leßmann, Gutwald u. Babic (2014).

Volkswirtschaftslehre folgt und Methoden der volkswirtschaftlichen Analyse verwendet, wie im Folgenden ausgeführt wird. Um den Ansatz zu verstehen, ist es hilfreich, sich diese volkswirtschaftlichen Wurzeln zu vergegenwärtigen, bevor weiterführende Gedanken darüber angestellt werden, wie sich der CA auf die Soziale Arbeit übertragen lässt. Zudem wird aus diesem Blickwinkel auch klarer, wieso der CA gegenüber den einschlägigen Mainstream-Auffassungen in den Wirtschaftswissenschaften als innovative Alternative gelten kann.

In der modernen volkswirtschaftlichen Theorie wird der Lebensstandard anhand der Ausstattung einer Person mit Gütern und Dienstleistungen gemessen. Den einzelnen Gütern und Dienstleistungen wird dabei ein Nutzenwert zugeordnet. Das Maß für den Lebensstandard einer Person ist die Summe der Nutzenwerte all jener Güter und Dienstleistungen, über die sie verfügt. Dem Einkommen kommt dabei eine entscheidende Bedeutung zu, denn es bestimmt, welche Kombinationen von Gütern und Dienstleistungen für eine Person erreichbar sind. Graphisch wird dies in der Budgetmenge (Abb. 1) abgebildet: Ist das Preisverhältnis der hier exemplarisch betrachteten Güter ‚Pizza‘ und ‚Cola‘ und das Einkommen der Person gegeben, zeigt die Budgetgerade, welche Kombinationen sich die Person maximal leisten kann. Ökonomen gehen davon aus, dass Menschen gewissermaßen „unersättlich“ sind und daher ihr gesamtes Einkommen ausgeben werden, so dass sie eine Kombination auf der Budgetgeraden wählen. Der hier gewählten Kombination (x_1, x_2) von etwa 2 Stück Pizza und 2 Gläsern Cola wird dann ein Nutzenwert $u(x_1, x_2)$ zugeordnet, der den Lebensstandard wiedergibt.

Abb. 1: Die Budgetmenge

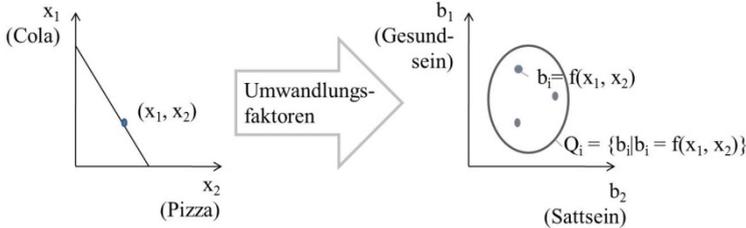


Quelle: Leßmann et al. 2014

Sen kritisiert dieses Vorgehen vor allem aus zwei Gründen: zum einen lässt sich dieses theoretische Konzept nicht umsetzen, weil der Nutzen nicht messbar ist und Einigkeit zwischen Ökonomen besteht, dass Nutzen insbesondere nicht interpersonell vergleichbar ist. Die moderne volkswirtschaftliche Theorie erlaubt also nicht die Aussage, dass es Anna besser als Peter geht. Nutzen ist ein mentales und höchst subjektives Konzept. Zum anderen nimmt diese Theorie an, dass sich die verschiedensten Aspekte des Lebens anhand eines Maßes, nämlich des Nutzens gemessen werden können. Sen schlägt stattdessen vor, den Lebensstandard an verschiedenen objektiven Größen zu messen.

Sein Modell beginnt dennoch mit der Budgetmenge und der Auswahl eines Güterbündels wie in Abb. 1. Statt jedoch das Güterbündel direkt durch Zuordnung eines Nutzenwertes zu bewerten, schlägt Sen (1985) vor, zu überlegen, welche Nutzungsmöglichkeiten die Person für diese Güter hat, d.h. was die Person mit diesen Gütern bzw. Ressourcen tun und sein kann. Der Besitz von Gütern und Dienstleistungen ist kein Selbstzweck und der Lebensstandard lässt sich nicht anhand der Güter messen, sondern anhand des Lebens, das diese Güter der Person ermöglichen. Sen führt also einen anderen Bewertungsraum ein, nämlich den Raum der Funktionen (*functionings*), das sind Tätigkeiten, Zustände und Fähigkeiten, das, was man tun und sein kann (*doings and beings*). Letztlich stehen der Person verschiedene Lebenssituationen offen, je nachdem, wie sie ihre Ressourcen verwendet. Abb. 2 zeigt exemplarisch, wie die Kombination (x_1, x_2) aus Pizza und Cola im Güterraum zu verschiedenen Kombinationen der Funktionen (b_1, b_2) bspw. Gesundsein und Satt-Sein führen kann. Das hängt entscheidend von den Umwandlungsfaktoren (*conversion factors*) ab, über welche die Person verfügt – dazu gleich mehr.

Abb. 2: Von der Budgetmenge zur Menge an Verwirklichungschancen

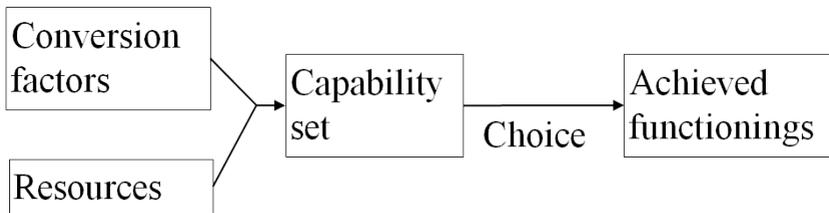


Quelle: Leßmann et al. 2014

Nun geht Sen davon aus, dass es für jedes Güterbündel verschiedene Verwendungsmöglichkeiten gibt und zudem der Person alle Güterbündel aus ihrer Budgetmenge offen stehen. Daraus ergibt sich, dass ihr verschiedenste Lebenssituationen bzw. Kombinationen von Funktionen $b_i = f(x_1, x_2)$ offen stehen. Diese fasst Sen (1985) in der Menge an Verwirklichungschancen (*capability set*) $Q_i = \{b_i | b_i = f(x_1, x_2)\}$ zusammen. Die Person kann nun aus dieser Menge eine Lebenssituation auswählen, die sie verwirklicht. Die Menge an Verwirklichungschancen ist also in Analogie zur Budgetmenge zu verstehen (Sen 1992): Aus vielen Optionen, die der Person offen stehen, kann (und muss) sie eine auswählen, die sie verwirklicht. Die volkswirtschaftliche Theorie modelliert die Wahl zwischen Güterbündeln, Sen überträgt diesen Gedanken auf die Wahl zwischen Lebenssituationen, beschrieben als Kombination verschiedener Funktionen (*functionings*).

Sens CA sowie die dort zentralen Begriffe lassen sich daher auch in folgender Weise darstellen und erläutern (Abb. 3):

Abb. 3: Die zentralen Konzepte des Capability-Ansatzes nach Sen



Quelle: In Anlehnung an Robeyns 2005, S. 98

Das Einkommen spielt in Sens CA eine wichtige Rolle, bestimmt es doch darüber, welche Ressourcen (*resources*), d.h. welche Güterbündel sich eine Person leisten kann. Beispielsweise wird eine alleinstehende Rentnerin nur über ihre wahrscheinlich geringe Rente verfügen. Ihre Möglichkeiten, Funktionen wie Gesundheit und Satt-Sein zu erreichen, hängen neben ihren Ressourcen entscheidend von ihren Umwandlungsfaktoren (*conversion factors*) ab. Robeyns (2005) unterscheidet drei Gruppen von Umwandlungsfaktoren: persönliche Umwandlungsfaktoren sind bspw. körperliche Eigenheiten (z. B. Größe, Gewicht, Allergien usw.) und Talente, erworbene Fähigkeiten (z. B. kochen können) aber auch Behinderungen; soziale Umwandlungsfaktoren lassen sich weiter in zwei große Kategorien unterteilen: soziale Normen (z. B. „Hundefleisch wird nicht gegessen“) und institutionelle Zugänge (z. B. Organisation des Lebensmittelhandels, Kochkurse für Ältere etc.); die Um-

weltfaktoren schließlich beziehen sich auf klimatische und geographische Gegebenheiten (z. B. Kälte und Schnee im Winter, ein Berg, der auf dem Weg zum Supermarkt zu bewältigen ist).

Ressourcen und Umwandlungsfaktoren bestimmen gemeinsam, welche Lebenssituationen einer Person offen stehen, ihre Menge an Verwirklichungschancen. Daraus kann die Person nun eine Lebenssituation auswählen, indem sie diese lebt und somit verwirklicht.

Zusammenfassend ist der CA nach Sen gekennzeichnet von zwei Eigenschaften: Er ist multidimensional und betont die Entscheidungsfreiheit.

Multidimensionalität ist für eine volkswirtschaftliche Theorie alles andere als selbstverständlich. In der Volkswirtschaftslehre dient der Nutzen als theoretische Referenzgröße und das Einkommen als praktisches Maß in empirischen Arbeiten. Die Bewertung wird somit üblicherweise anhand eines eindimensionalen Maßstabs, sei es Nutzen, sei es Einkommen, durchgeführt².

Die Betonung von Wahl- bzw. Entscheidungsfreiheit steht eher im Einklang mit ökonomischen Modellen, doch wird ihr im CA nicht nur eine instrumentelle Bedeutung zur Erlangung der besten Entscheidung, sondern ein intrinsischer Wert beigemessen. Der CA geht davon aus, dass Menschen aktiv ihr Leben gestalten wollen und dass ihre Entscheidungsfreiheit daher zu ihrem Wohlergehen beiträgt. Der Lebensstandard hängt gewissermaßen davon ab, ob die Person Wahlmöglichkeiten hat.

Insofern bietet der CA nicht nur ein theoretisches Modell an, wie sich der Lebensstandard einer Person bewerten lässt, sondern ist auch normativ zu verstehen. Der Fokus auf die individuelle Situation nimmt jeden einzelnen ernst – mit seinen Vorstellungen und Werten. Der CA sieht Menschen als Handelnde, nicht als passive Hilfspfänger wohlfahrtsstaatlicher Leistungen. Um ein gutes Leben führen zu können, bedarf es der Verfügung über Ressourcen, aber sie sind nur Mittel zum Zweck. Glück und Zufriedenheit mögen Indikatoren für ein gutes Leben sein, aber insofern die Möglichkeit besteht, dass das Glück nur das Produkt „adaptiver Präferenzen“ ist – also der Anpassung der Erwartungen an die schlechte Lebenslage – darf der Lebensstandard nicht anhand des Glücks bzw. der Zufriedenheit gemessen werden, sondern muss das Leben selbst, d.h. die Funktionen (*functionings*) als Maßstab dienen.

2 Unter anderem angeregt durch den Bericht der 2008 vom damaligen französischen Präsidenten Nicholas Sarkozy eingesetzte *Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress*, die Joseph Stiglitz als Vorsitzender (*Chair*), Amartya Sen als dessen Berater (*Chair Adviser*) und Jean Paul Fitoussi als Koordinator leiteten (Stiglitz, Sen u. Fitoussi 2009), scheint sich hier derzeit ein grundlegenderer Wandel hin zu mehrdimensionalen Messungen zu vollziehen. Ob es sich dabei um einen dauerhaften Perspektivwechsel handelt und wie weitreichend er sich gegebenenfalls auswirken wird, bleibt abzuwarten.

3.2 Die Unterscheidung zwischen Capability-Ansatz (Sen) und Capabilities-Ansatz (Nussbaum)

3.2.1 Worin Sen und Nussbaum übereinstimmen

Martha Nussbaum hat mit Amartya Sen Ende der 1980er Jahre am *World Institute for Development Economic Research* (WIDER) geforscht. Sie hat den Capability-Ansatz von ihm adaptiert und eine eigene Version entwickelt. In einigen Punkten stimmen Sen und Nussbaum jedoch überein. Erstens betonen beide, dass Wahlfreiheit wichtig ist und individuelle Entscheidungen zu respektieren sind. Nussbaum (1988) nimmt sich in diesem Zusammenhang der Frage an, inwiefern universelle Werte mit dem Respekt für individuelle Entscheidungen und der Vermeidung von Paternalismus vereinbar sind. Sen (1987) diskutiert die Aussagekraft subjektiver und objektiver Maße für Wohlergehen.

Zweitens positionieren beide den Capability Ansatz zwischen Ressourcenansätzen einerseits – seien sie philosophischer Natur wie der von Rawls und Dworkin oder wohlfahrtsökonomischen Ursprungs – und dem Utilitarismus andererseits (Sen 1985, 2009; Nussbaum 1990; 2011). Ressourcenansätze werden den Unterschieden zwischen den Menschen nicht gerecht, weil sie nicht berücksichtigen, dass verschiedene Personen ganz unterschiedliche Ressourcen benötigen, um dasselbe Wohlergehen zu erreichen. Der Utilitarismus stützt sich hingegen zu sehr auf die mentale Bewertung der Lebensumstände. Insofern die Gefahr besteht, dass Menschen ihre Präferenzen ihren Lebensbedingungen anpassen (Stichwort: adaptive Präferenzen), ist dieser eindimensionale und subjektive Bewertungsmaßstab ebenfalls nicht zur Erfassung des Wohlergehens geeignet (Sen 2009; Nussbaum 2011).

Drittens gehen beide davon aus, dass Menschen durch praktische Vernunft und ihre sozio-kulturelle Zugehörigkeit geprägt sind. Nussbaum (2011, S. 39) spricht das direkt an, indem sie diesen beiden Aspekten als *capabilities* auf ihrer Liste eine „architektonische“ Rolle zuweist. Bei Sen (2009) ist dies weniger offensichtlich, doch zum einen ist seinen Ausführungen zu Handlungsmacht (*agency*) und Vernunftgebrauch (*reasoning*) zu entnehmen, dass er auf Begründungen wert legt und in diesem Sinne in einer rationalistischen Tradition steht. Zum anderen sind seine Vorstellungen zur Identität (Sen 1999) eng damit verbunden, sich Gruppen zugehörig und sich ihnen verpflichtet zu fühlen (er spricht in diesem Zusammenhang von *commitment*).

3.2.3 Worin Sen und Nussbaum sich unterscheiden

Bekannt geworden ist vor allem die Auseinandersetzung zwischen Sen und Nussbaum um die Notwendigkeit einer Capability/-ies-Liste. Während es das hervorstechendste Merkmal der Nussbaumschen Version des Ansatzes ist,

dass sie eine Liste von *central functional capabilities* vorlegt, hat Sen sich immer wieder dagegen gewehrt, eine solche feststehende Liste zu entwickeln. Freilich hat er in verschiedenen Zusammenhängen *functionings* aufgelistet, die für die Messung von Armut und Lebensstandard seines Erachtens relevant sind. Aber er möchte den Ansatz nicht mit einer fest zementierten Liste vervollständigen (Sen 2004a, S. 78). Es solle Raum sein für den öffentlichen Vernunftgebrauch (*public reasoning*) im Sinne von öffentlichen Debatten und Diskursen darüber, welche Dimensionen relevant sind. Nussbaum weist darauf hin, dass ihre Liste offen und erweiterbar sei. Ferner sind die Dimensionen bei ihr abstrakt formuliert und die (sozio-kulturelle) Spezifizierung obliegt den jeweiligen Nationalstaaten. Dennoch bleibt die Frage, wie ihre Liste verändert werden kann und was bei der Spezifizierung beachtet werden muss (Clark 2013).

Neben diesem hervorstechenden Unterschied weist Nussbaum auf Unterschiede im Sprachgebrauch hin und lehnt die Unterscheidung Sens zwischen Wohlergehen und Handlungsmacht (*wellbeing and agency*) ab (Nussbaum 2011, S. 197ff.). Sie geht jedoch nicht darauf ein, dass es Unterschiede in der Struktur des Ansatzes gibt. So findet sich der Hinweis auf Ressourcen und Umwandlungsfaktoren (siehe Abschnitt 3.1.) nur bei Sen. Nussbaum unterscheidet hingegen zwischen grundlegenden, internen und kombinierten (*basic, internal and combined*) *capabilities*. Die grundlegenden sind angeboren und müssen entwickelt werden. Die internen sind die durch Förderung und Bildung entwickelten *capabilities*. Ausgeübt können sie als kombinierte *capabilities* jedoch nur werden, wenn sie von äußeren Bedingungen begünstigt werden.

Diese Unterschiede zwischen Sen und Nussbaum hängen mit ihrem unterschiedlichen fachlichen Hintergrund zusammen und damit, dass sie unterschiedliche Intentionen mit dem CA verfolgen. Dem Ökonomen Sen ging es zunächst darum, einen objektiven Maßstab für Wohlergehen zu entwickeln, der interpersonelle Vergleiche erlaubt. Messfragen sind daher bei ihm zentral. Obwohl er von vornherein den Ansatz zwischen Ressourcenansätzen und Utilitarismus und damit im Bereich von Gerechtigkeitstheorien verortet hat, hat er selbst erst mit dem Buch „The Idea of Justice“ (Sen 2009) den Anspruch erhoben, eine (partielle) Gerechtigkeitstheorie vorzulegen. Partiiell ist sie seines Erachtens, weil sie keine Prinzipien (Suffizienz, Gleichheit etc.) beinhaltet und komparativ vorgeht. Die Philosophin Nussbaum hingegen möchte eine politische Konzeption von Gerechtigkeit vorlegen. Sie definiert mit Hilfe der Liste und indem sie Schwellenwerte vorsieht, einen Mindeststandard für soziale Gerechtigkeit, der ihres Erachtens über die Verfassungen der Nationalstaaten durchgesetzt werden sollte. Auch ihre Gerechtigkeitstheorie ist damit (nur) partiiell, denn sie entwickelt keine Vorstellung einer völlig gerechten Welt oder Prinzipien für Gerechtigkeit oberhalb des Mindeststandards.

Die Unterschiede in der Struktur des Ansatzes liegen jedoch tiefer. Zwar treten beide, Sen und Nussbaum, für einen multidimensionalen Ansatz bzw. eine pluralistische Metrik ein, aber ihre Vorstellung davon, was dies heißt, unterscheidet sich stark. Nussbaum konzentriert sich darauf, die Dimensionen zu benennen und aufzulisten. Sie räumt ferner ein, dass die Dimensionen untereinander in Abhängigkeitsverhältnissen stehen und sich gegenseitig beeinflussen. Gerade deshalb besteht sie darauf, dass die Dimensionen getrennt voneinander betrachtet werden müssen, alle wichtig seien und nicht gegeneinander aufgewogen werden dürfen (*no trade-offs*). Nur bezüglich des Schwellenwerts kann zusammenfassend festgestellt werden, ob er in allen Dimensionen erreicht ist. Sen hingegen meint, dass die *functionings* einen mehrdimensionalen Raum im Sinne der mathematischen Vektorrechnung aufspannen. Ihm geht es darum, verschiedene Kombinationen von *functionings* miteinander zu vergleichen. Er stimmt Nussbaum zwar zu, dass die Dimensionen inkommensurabel seien (d.h. dass es keinen gemeinsamen Maßstab für sie gibt), aber daraus schlussfolgert er nicht, dass sie getrennt voneinander zu betrachten wären. Er meint, dass uns alltäglich abverlangt wird, inkommensurable Dinge miteinander zu vergleichen (Sen 2004b), und wir sehr wohl in der Lage seien, zusammenfassend zu sagen, welche Situation, welche Kombination inkommensurabler Elemente, uns lieber ist. Das sieht er nicht als *trade-offs*, als Aufwiegen der inkommensurablen Elemente an.

Tabelle 1 fasst die oben ausgeführten Unterschiede zwischen den CA-Versionen von Sen und Nussbaum nochmals kurz zusammen.

Tabelle 1: Unterschiede zwischen Sens Capability- und Nussbaums Capabilities-Ansatz

	Sen:	Nussbaum:
Dimensionen	Funktionen (<i>functionings</i>)	Fähigkeiten (<i>capabilities</i>)
Wahlfreiheit	als Auswahl aus Menge an Verwirklichungschancen (<i>capability set</i>)	als Entscheidung über die Verwirklichung von <i>capabilities</i>
Multidimensionalität	Zusammenfassende Betrachtung von Lebensweisen, d.h. von Kombinationen von Funktionen (<i>functionings</i>)	Fähigkeiten (<i>capabilities</i>) müssen separat betrachtet werden, sind alle wichtig, dürfen nicht gegeneinander aufgewogen werden

Determinanten von capabilities	(Verwirklichungschancen ergeben sich aus: Budgetmenge Umwandlungsfaktoren: - persönliche, - gesellschaftliche, - Umwelt	(Fähigkeiten lassen sich unterteilen in): Grundlegende Fähigkeiten Interne Fähigkeiten Äußere Bedingungen (kombinierte Fähigkeiten)
Liste?	Nein, Ansatz offen halten, Diskussion nötig, öffentlicher Vernunftgebrauch	Ja, Ansatz klarer fassen, Spezifikation obliegt der Diskussion
Ausrichtung	Orientierung an Fragen der Erfassung von Armut und Lebensstandard, partielle Gerechtigkeitstheorie	Politische Orientierung, Liste in Verfassung partielle Gerechtigkeitstheorie

3.2.3 Allgemeine Beschränkungen des CA

Nachdem wir gezeigt haben, dass es den einen CA eigentlich nicht gibt und es insofern durchaus sinnvoll sein kann, zwischen dem Capability-Ansatz nach Sen und dem Capabilities-Ansatz nach Nussbaum zu unterscheiden, möchten wir nun auf einige Beschränkungen des CA zu sprechen kommen, die unseres Erachtens für die Soziale Arbeit von besonderer Relevanz sind.

Eine davon ist durch die Differenzierung zwischen Sen und Nussbaum bereits deutlich geworden: Es gibt keinen Konsens hinsichtlich relevanter *functionings* / *capabilities* und damit auch keine Einigkeit darüber, was alles zu einem ‚guten Leben‘ gehört.

In einem gewissen Zusammenhang damit steht eine weitere theoretisch-konzeptionelle Unzulänglichkeit des Ansatzes: Der CA enthält keine konkreten Vorstellungen darüber, wie sich *functionings* / *capabilities* entwickeln. Zwar betonen Sen und Nussbaum, dass die Dimensionen in wechselseitiger Abhängigkeit stehen und so von Veränderungen über die Zeit auszugehen ist, aber beide schenken der Frage, wie genau sich *functionings* / *capabilities* entwickeln, keine große Aufmerksamkeit. Ihre Entwicklung wird vorausgesetzt und bei Nussbaum angedeutet, aber nicht eingehender thematisiert.

Bei Sen mag das daran liegen, dass es in erster Linie darum geht, die Messung von Wohlergehen zu verbessern. Da er sich dabei nicht auf ein

bestimmtes Verständnis vom ‚gutem Leben‘ festlegen lässt, kann er letztlich auch nichts über etwaige Entwicklungen sagen. Denn wenn vorab noch nicht klar ist, welche *functionings* im jeweiligen Kontext zu verwirklichen sein sollen, erübrigen sich weiterreichende Gedanken über deren Voraussetzungen, Konsequenzen und/oder Veränderung.

Bei Nussbaum, die zumindest die *capabilities* ihrer Liste verwirklicht wissen will, fällt der rudimentäre Charakter ihrer entsprechenden Überlegungen demgegenüber deutlicher ins Auge. Durch die vordergründig höhere Verbindlichkeit ihrer Variante des CA drängt sich bei ihr stärker als bei Sen die Frage auf, wie die *capabilities* konkret verwirklicht werden können.

Die aus dem Blickwinkel einer Disziplin wie der Sozialen Arbeit unzureichende Thematisierung des Entwicklungsaspekts geht im CA auch einher mit einer relativ undifferenzierten und mitunter auch missverständlichen Auffassung von Kindheit und Jugend (vgl. Graf 2012). Das lässt sich unseres Erachtens gut an dem folgenden Beispiel aufzeigen, bei dem es sich um die Antwort Sens auf die Frage handelt, inwiefern sich der CA auch auf Kinder anwenden ließe:

„Wenn ein Kind nicht geimpft werden möchte, Sie es aber dessen ungeachtet für eine gute Idee halten, es impfen zu lassen, dann kann mit der Freiheit argumentiert werden, die diese Person [das Kind] künftig durch die jetzt erfolgende Masernimpfung haben wird. Das Kind muss, wenn es erwachsen wird, mehr Freiheit haben. Wenn Sie also an ein Kind denken, dürfen Sie nicht nur an die gegenwärtige Freiheit des Kindes denken, sondern auch an die zukünftige Freiheit des Kindes.“ (Saito 2003, S. 25; eigene Übersetzung)

Sen gibt dabei unseres Erachtens keinem Wohlergehen, das primär von den Freiheiten abhängt, die eine Person genießt, klar den Vorzug; weder dem gegenwärtigen noch dem künftigen. Er tritt unseres Erachtens für eine Güterabwägung von Fall zu Fall ein. Saito, die ihn in einem Interview mit dieser Frage konfrontierte, interpretiert seine Äußerung jedoch dahingehend, dass im Zweifelsfall das künftige Wohlergehen höher zu bewerten sei (Saito 2003, S. 26). Damit öffnet sie aber speziell aus Sicht der Sozialen Arbeit einer fragwürdigen Praxis Tür und Tor, weil das letztlich bedeuten kann, der Zweck (künftiges Wohlergehen) heilige selbst fragwürdige Mittel (wie etwa Verstöße gegen die körperliche bzw. seelische Unversehrtheit eines Kindes und damit Einschränkung des gegenwärtigen Wohlergehens).

Vergleichbare Abwägungsprozesse wären letztlich auch in anderen Kontexten vorzunehmen, in denen von einer eingeschränkten individuellen Handlungs-/Entscheidungsfähigkeit auszugehen ist.

3.3 Diskrepanzen zu Bossong und Röh

Wenn die beiden Artikel von Bossong und Röh vor dem eben ausgebreiteten Hintergrund betrachtet werden, fällt zunächst auf, dass beide auf eine Differenzierung des CA verzichten. Sen und Nussbaum werden in der Regel gemeinsam als Urheber des Ansatzes genannt, was zusätzlich dazu geeignet ist, den Blick auf die mitunter erheblichen Unterschiede zwischen den Auffassungen beider Autoren zu verstellen. Auch die disziplinären Hintergründe und die teilweise damit verknüpften unterschiedlichen Intentionen von Sen und Nussbaum finden kaum Beachtung.

Ebenso werden die – selbst von ausdrücklichen Befürwortern des CA wiederholt benannten – Lücken und Beschränkungen des CA nicht wirklich thematisiert. Sowohl bei Bossong als auch bei Röh entsteht vielmehr der Eindruck, dass sie den theoretisch-konzeptionellen Gehalt des CA sowie sein handlungsleitendes Potential tendenziell überschätzen. So nimmt der CA bei Bossong geradezu totalitäre Züge an, während er bei Röh zur sozialarbeiterischen Gretchenfrage wird, anhand der sich Gut und Böse innerhalb der Sozialen Arbeit klar voneinander scheiden lassen.

Letztlich scheinen sich beide in ihren Ausführungen in erster Linie an der Nussbaum-Variante des CAs zu orientieren. Das mag mit daran liegen, dass der Ansatz bereits von Schrödter und Ziegler (2006) so in die einschlägigen Fachdebatten eingeführt wurde und in der Folge auch überwiegend unter Bezugnahme auf Nussbaums Liste zentraler *capabilities* rezipiert wurde (Corleis 2012; Röh 2013). Bossongs CA-Kritik wäre vor diesem Hintergrund an manchen Stellen möglicherweise zutreffender adressiert, wenn sie sich auf die tendenziell einseitige und wenig differenzierte CA-Rezeption beziehen würde, statt auf den Ansatz selbst. Dass er darauf verzichtet, erstaunt auch insofern ein wenig, da es in anderen disziplinären Zusammenhängen durchaus differenzierte deutschsprachige Auseinandersetzungen mit dem Ansatz gibt (z. B. Leßmann 2006), auf die er in seinem Artikel sogar Bezug nimmt (Bossong 2011, S. 592).

Insgesamt entsteht bei der Betrachtung der CA-Rezeption der Eindruck, dass es gelegentlich weniger um eine wirkliche Betrachtung des Ansatzes geht, sondern eher darum, unter dem relativ neuen und progressiv anmutenden Label des CA einige traditionelle Konflikte bzw. Lagerkämpfe der Sozialen Arbeit weiter auszutragen. Gerade Röhs Einlassungen zu den eigentlichen „Demarkationslinien“ (siehe oben bzw. Röh 2012, S. 218), die Gegner und Befürworter des CA trennen, lassen sich dahingehend deuten.

Mit einer derartigen Instrumentalisierung des CA wird man ihm jedoch nur schwerlich gerecht. Vielmehr wird dadurch der Blick auf das, was der Ansatz der Sozialen Arbeit unseres Erachtens tatsächlich zu bieten hätte, eher verstellt. Und schließlich setzt man sich im Dialog mit Disziplinen und Handlungsfeldern, die differenzierter mit dem Konzept umgehen, unter Umständen

sogar der Gefahr aus, als Gesprächspartner nicht übermäßig ernst genommen zu werden.

4 Was der CA der Sozialen Arbeit unseres Erachtens zu bieten hat

4.1 *Der CA als normativer Rahmen*

Der CA nach Sen hatte ursprünglich nicht den Anspruch, mehr zu sein, als ein alternativer konzeptioneller Rahmen zur Messung menschlichen Wohlergehens. Gegenüber der damals vorherrschenden Praxis forderte er hierfür eine mehrdimensionale Perspektive ein, die sich nicht ausschließlich auf das Bruttoinlandsprodukt oder vergleichbare Größen stützte. Diese würden schließlich nur bedingt etwas über die tatsächliche (individuelle) Lebensqualität in einer Volkswirtschaft aussagen.

Erst auf Grundlage dieser Überlegungen, war es nach Clark (2005, S. 5) möglich, beim Vergleich nationaler/gesellschaftlicher Entwicklungsniveaus das Augenmerk wieder stärker auf die Menschen zu richten und sie nicht lediglich als ein Mittel zur Verwirklichung abstrakter und mitunter lebensferner Kennzahlen zu begreifen. Die Berichterstattung des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen, in deren Rahmen Sens Überlegungen in Form des *Human Development Index* (HDI) operationalisiert wurden, kann als Beleg für die Stichhaltigkeit von Sens Argumentation herangezogen werden (vgl. UNDP, 1990ff.). Dort konnte mit Hilfe des HDI beispielsweise wiederholt gezeigt werden, dass Volkswirtschaften mit vergleichbarem Bruttoinlandsprodukt durchaus unterschiedliche durchschnittliche Lebenserwartungen und Bildungsniveaus für ihre Bevölkerung verwirklichen können. Es geht also tatsächlich nicht nur darum, wieviel Geld einem Land zur Verfügung steht, sondern es kommt eben auch darauf an, wie bzw. gemäß welcher Prioritäten diese Mittel jeweils eingesetzt werden.

Objektiv fassbares Wohlergehen – nicht subjektives Wohlbefinden (!) – wird dabei im Idealfall verstanden als die Freiheit des Einzelnen, ein seinen Wertvorstellungen gemäßes Leben zu führen, was sich wiederum in der Ausübung und/oder Verwirklichung wertgeschätzter Tätigkeiten (*doings*) und/oder Lebensumstände (*beings*) ausdrückt (vgl. Alkire 2005, S. 2).

Individuelle Freiheiten sind demnach ein wesentlich aussagekräftigerer Indikator für ein ‚gutes Leben‘ als etwa Verfügungsgewalt über bestimmte Ressourcen, Bedürfnisbefriedigung oder Glück. Denn während insbesondere materielle Ressourcen in der Regel notwendige aber nicht hinreichende Voraussetzungen für ein gutes Leben sind, sind Bedürfnisbefriedigung, subjek-

tive Zufriedenheit oder Glück bestenfalls die Folgen eines guten Lebens. Dass sie aber auch anderen Ursprungs sein können und daher auch nur bedingt als Indikatoren für ein ‚gutes Leben‘ zu gebrauchen sind, verdeutlicht plakativ die subjektive Zufriedenheit, die beispielsweise ein Suchtkranker unter Einfluss seines Suchtmittels empfindet.

Trotz des Beharrens auf objektiven Indikatoren enthält sich Sen – im Gegensatz zu Nussbaum – bewusst einer näheren Bestimmung der inhaltlichen Dimensionen, die ein ‚gutes Leben‘ konstituieren, um nicht den im jeweiligen Kontext zu treffenden – und selbstverständlich notwendigen – Festlegungen vorzugreifen. Nicht zuletzt deshalb empfiehlt es sich unseres Erachtens, speziell den CA nach Sen primär als „normativen Rahmen“ (Robeyns 2003, S. 5) zu betrachten, der im jeweiligen Kontext noch der konkreten und sorgfältigen Ausgestaltung bedarf (Babic 2011, S. 86).

Seine grundsätzliche Anschlussfähigkeit an zentrale, aktuell vorherrschende Auffassungen von Sozialer Arbeit und ihrem Klientel sehen wir insbesondere dadurch gegeben, dass er – wie gezeigt wurde – darauf besteht, dass es im gesamtgesellschaftlichen Kontext in erster Linie um das Wohlergehen des Einzelnen gehen muss und dass die Gesellschaft/der Staat über die von ihr/ihm zur Verfügung gestellten Rahmenbedingungen dafür mitverantwortlich ist. Zugleich begreift der CA die Menschen grundsätzlich als rationale, verantwortungsvoll handlungs- und partizipationsfähige, aber eben auch nicht allmächtige Akteure.

Er liefert allerdings – und das gilt trotz der eine größere Konkretheit vorspiegelnden *capabilities*-Liste letztlich auch in der Nussbaum-Variante – keine fertigen bzw. zwingend aus ihm ableitbare Antworten auf die offenen Fragen innerhalb einer Disziplin, wie der Sozialen Arbeit oder der Erziehungswissenschaft. Diese Antworten müssen – mit Wolfgang Klafki gesprochen – selbst erarbeitet und verantwortet werden.

Von dieser Grundlage ausgehend, werden wir nun versuchen, einige vorläufige Antworten auf die von Röh herausgearbeiteten drei Fragen zu geben, um damit zu veranschaulichen, was der CA der Sozialen Arbeit zu bieten hat; wo nötig nach den beiden Varianten differenziert.

4.2 „Es gibt keine Möglichkeit der Bestimmung eines ‚guten Lebens‘! – oder doch?“:

Eine solche Bestimmung ist möglich und sogar notwendig, aber – nach Sen – eben nur individuell. Daher – so könnte man weiter argumentieren – ist es bis zu einem gewissen Grad sogar müßig, dem nachzuforschen, wie das ‚gute Leben‘ im Allgemeinen aussieht. Entscheidend ist ja nicht so sehr, wie der oder die Einzelne lebt, sondern ob er oder sie auch wirklich so leben möchte,

d.h. ob er echte Entscheidungs- und Gestaltungsfreiheit hinsichtlich der eigenen Lebensführung hat.

Nach Nussbaum lässt sich das ‚gute Leben‘ insofern universell bestimmen, als es (wenigstens) die von ihr ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Unabänderlichkeit vorgeschlagenen *capabilities* in jeweils höchstmöglicher Ausprägung umfassen sollte.

4.3 *„Vorstellungen vom guten Leben, um die positive Freiheit zu füllen, führen staatlicherseits zu paternalistischen Handlungen! – oder nicht?“:*

Die Gefahr besteht, ist aber nicht unausweichlich. Nicht zuletzt deshalb enthält sich Sen auch jeder weiterreichenden Vorgabe in diesem Zusammenhang und verlangt stattdessen – wie bereits erwähnt – die hinreichende Einbindung der primär Betroffenen in die entsprechenden Festlegungsprozesse (Sen 2004a).

Bei Nussbaum fällt die Ableitung einer Antwort auf diese Frage deutlich schwerer. Sie versteht ihre Liste als notwendige Ergänzung des CA. Die *capabilities* hat sie zunächst in der Tradition eines Aristotelischen Essentialismus hergeleitet, dann als eine Art *overlapping consensus* im Sinne Rawls bezeichnet und schließlich eine Verbindung zum Kant’schen Würdebegriff hergestellt (Clark 2013). Bei allem Wechsel der Rechtfertigungsstrategien spricht sie ihrer Liste durchgehend universelle Gültigkeit zu. Sie gesteht jedoch zu, dass die Liste nicht unabänderlich und im jeweiligen Kontext spezifizierungsbedürftig sei. Hinsichtlich der Frage, wer zur Spezifizierung berufen wäre, verweist sie sehr allgemein auf den Nationalstaat. Es ist unseres Erachtens davon auszugehen, dass sie dabei ein demokratisches Prozedere unterstellt.

4.4 *„Soziale Arbeit kann nicht aus dem Capability Approach heraus begründet werden! – oder doch?“:*

Hier könnte man zunächst einmal die präzisierende Rückfrage stellen, ob die Soziale Arbeit wirklich noch der Begründung bedarf, oder ob es eher darum geht, festzulegen, woraufhin Soziale Arbeit ausgerichtet sein sollte. In einem weiteren Schritt sollte dann wahrscheinlich auch noch geklärt werden, an welcher Variante des CA man sich ggf. orientieren will bzw. ob der Grundgedanke des CA nicht erst den eigenen Intentionen und Erkenntnissen entsprechend operationalisiert werden müsste (vgl. Babic 2011).

Dabei gilt es dann unseres Erachtens zusätzlich zu berücksichtigen, dass sich aus dem CA nicht zwangsläufig ergibt, wer für die Realisierung der entsprechenden Intentionen zuständig ist. Das hängt vielmehr von den jeweiligen Verhältnissen und darauf bezogenen Entscheidungen innerhalb einer Gesellschaft ab. Soziale Arbeit kann dabei eine Rolle spielen. Hierfür ist aber grundsätzlich auch der Rückgriff auf gänzlich andere Strukturen, Professionen und Institutionen denkbar. Unter den im deutschsprachigen Raum gegebenen Verhältnissen wäre es aber freilich irritierend, ausgerechnet die relativ gut ausgebaute Soziale Arbeit hinsichtlich der Gewährleistung von Verwirklichungschancen außen vor zu lassen.

Dessen ungeachtet ist die Soziale Arbeit als Profession sicherlich gut beraten, sich aktiv in die Diskurse um ihre normative Ausrichtung einzubringen. Hierbei auf den CA Bezug zu nehmen, kann – sofern man mit dessen Grundaxiomen übereinstimmt und diese wirklich als handlungsleitende Größen adaptieren will – hilfreich sein, weil es eben ein sehr grundlegendes Konzept ist, dass sich in anderen politischen Handlungsfeldern bereits bis zu einem gewissen Grad etablieren konnte und insofern die handlungsfeldübergreifende Verständigung erleichtern kann. Dass es zudem an die gesamtgesellschaftliche/staatliche (Mit-)Verantwortung für das individuelle Wohlergehen erinnert, für die es geeignete Rahmenbedingungen (wie etwa eine adäquat ausgestattete Soziale Arbeit) zu schaffen bzw. abzusichern gilt, kommt den Professionsinteressen zweifellos sehr entgegen.

Abgesehen davon, dass Soziale Arbeit sich als Subsystem einer Gesellschaft wohl nicht gänzlich unabhängig für oder gegen eine entsprechende Ausrichtung entscheiden kann, sollte sie sich jedoch auch nicht der Illusion hingeben, dass es sich beim CA – wie bereits mehrfach angedeutet wurde – um ein Konzept handeln würde, dass für die vielen offenen Fragen innerhalb der Sozialen Arbeit eindeutige Antworten bereit hielte. Das wäre für ein sozialphilosophisch-volkswirtschaftliches Konzept mehr als erstaunlich und betrifft aus unserer Sicht auch die von Röh in seinem Beitrag in Aussicht gestellte „echte Integration“ der „sich bislang entweder klinisch-individuell oder politisch-strukturell verstehenden professionellen Bezugspunkte“ (2012, S. 223) Sozialer Arbeit. Auch am CA ausgerichtet wird sie sich ihrer ‚Janusköpfigkeit‘ zwischen Hilfeleistung und Kontrolle stellen und wird sie den Interessenkonflikt ausbalancieren müssen, der sich aus ihrem Anspruch ergibt, sowohl Lobby ihrer selbst, als auch Lobby ihrer Klienten/Adressaten zu sein.

Mit Blick auf den CA wird sie aber möglicherweise klarer unterscheiden können, ob sie sich dabei noch auf einem für sie vertretbaren Kurs befindet.

Der CA hat der Sozialen Arbeit unseres Erachtens also durchaus etwas zu bieten, vorausgesetzt, die entsprechenden Diskurse werden mit hinreichender intellektueller Redlichkeit und Sorgfalt geführt. Das heißt nicht zuletzt, dass seine Unzulänglichkeiten weder ausgeblendet, noch unsachgemäß überzeich-

net werden sollten. Zudem sind auch selbstkritisch die Eigeninteressen und die Unzulänglichkeiten Sozialer Arbeit in Rechnung zu stellen. Das ist zwar noch keine Erfolgsgarantie, dürfte aber die Angriffsfläche verringern helfen, wenn sich Soziale Arbeit in entsprechende Diskurse zur Förderung der individuellen Entwicklungs- bzw. Entfaltungsmöglichkeiten begibt.

Literatur

- Alkire, Sabina (2005): Briefing Note. Capability and Functionings: Definition & Justification. Boston: Human Development and Capability Association.
- Babic, Bernhard (2011): Ohne intellektuelle Redlichkeit kein Fortschritt. Kritische Anmerkungen zum Umgang mit dem Capability Approach aus erziehungswissenschaftlicher Sicht. In: Sedmak, Clemens /Babic, Bernhard/Bauer, Reinhold/Posch, Christian (Hrsg.): Der Capability Approach in sozialwissenschaftlichen Kontexten. Überlegungen zur Anschlussfähigkeit eines entwicklungspolitischen Konzepts. Wiesbaden: VS Verlag, S. 75-89.
- Bossong, Horst (2011): Wohl-Wollen, Staatsauftrag und professionelles Eigeninteresse. Eine Kritik aktueller fachdisziplinärer Maßstäbe in der Sozialen Arbeit. In: neue praxis, 6/2011, S. 591-617.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (Hrsg.) (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation junger Menschen und die Leistungen der Kinder- und Jugendhilfe in Deutschland. Berlin: BMFSFJ.
- Clark, David (2005): The Capability Approach: Its Development, Critiques and Recent Advances. Oxford: GPRG.
- Clark, David (2013): Creating Capabilities, Lists and Thresholds: Whose Voices, Intuitions and Value Judgements Count? Journal of Human Development and Capabilities, 14(1), S. 172–184.
- Corleis, Tanja (2012): Nicht vom Brot allein: der Capabilities Approach als philosophische Erweiterung einer Theorie der Sozialpädagogik. Baltmannsweiler: Schneider.
- Graf, Gunter (2012): Realizing the Life Chances of Children - an Application of the Capability Approach. In: Weidtmann, Niels/Hölzchen, Yanti/Hawa, Bilal (Hrsg.): The capability Approach on Social Order: Proceedings of Unseld Lecture 2010. Zürich: Lit, S. 187-205.
- Leßmann, Ortrud (2006): Lebenslagen und Verwirklichungschancen: verschiedene Wurzeln, ähnliche Konzepte. Vierteljahrshefte zur Wirtschaftsforschung, 75(1), S. 30-42.
- Leßmann, Ortrud/Gutwald, Rebecca/Babic, Bernhard (2014): Der Capability-Ansatz: Ein weiterer ökonomischer Ansatz auf dem Vormarsch? In: Panitzsch-Wiebe, Marion/Becker, Bjarne/Kunstreich, Timm (Hrsg.): Politik der Sozialen Arbeit – Politik des Sozialen. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 160-171.

- Nussbaum, Martha (1990): Aristotelian Social Democracy. In: Douglass, Bruce/Mara, Gerald/Richardson, Henry (Hrsg.): *Liberalism and the Good*. New York: Routledge, S. 203-252.
- Nussbaum, Martha (1988): Non-Relative Virtues: An Aristotelian Approach. *Midwest Studies in Philosophy*, 13(1), 32–53.
- Nussbaum, Martha (2011): *Creating Capabilities: the Human Development Approach*. Cambridge, Mass: Belknap Press of Harvard University Press.
- Otto, Hans-Uwe/Scheer, Albert/Ziegler, Holger (2010): Wieviel und welche Normalität benötigt die Sozial Arbeit? *neue praxis*, 2/2010, S. 137-163.
- Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger (2006): Capabilities and Education. In: *Social Work & Society*, Vol. 4, No. 2, S. 269-287.
- Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger (2010): Der Capabilities-Ansatz als neue Orientierung in der Erziehungswissenschaft. In: Otto, Hans-Uwe u. Ziegler, Holger (Hrsg.), *Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9-13.
- Robeyns, Ingrid (2003): *The Capability Approach: An Interdisciplinary Introduction*. Boston: Human Development and Capability Association.
- Robeyns, Ingrid (2005): The Capability Approach: A Theoretical Survey. In: *Journal of Human Development*, 6 (1), S. 93-114.
- Röh, Dieter (2013): *Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben - eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Röh, Dieter (2012): Daseinsmächtigkeit, Lebensqualität und die Funktion Sozialer Arbeit - Eine Replik auf Horst Bossongs Kritik am Capability Approach und seiner Rezeption in der Sozialen Arbeit. In: *neue praxis*, 2/2012, S. 217-225.
- Schrödter, Mark (2007): Soziale Arbeit als Gerechtigkeitsprofession. Zur Gewährleistung von Verwirklichungschancen. In: *neue praxis*, 1/2007, S. 3-28.
- Schrödter, Mark/Ziegler, Holger (2006): Was wirkt in der Kinder- und Jugendhilfe? Internationaler Überblick und Entwurf eines Indikatorensystems von Verwirklichungschancen. Münster: Institut für Soziale Arbeit.
- Sen, Amartya (1985): *Commodities and capabilities*. Oxford: Oxford University Press.
- Sen, Amartya (1992): *Inequality Re-examined*. Oxford: Oxford University Press
- Sen, Amartya (1999): *Reason before identity*. Oxford: Oxford University Press.
- Sen, Amartya (2004a): Capabilities, Lists and Public Reason: Continuing the Conversation. In: *Feminist Economics*, Vol. 10, No. 3, S. 77-80.
- Sen, Amartya (2004b): Incompleteness and Reasoned Choice. In: *Synthese*, 140 (1/2), S. 43–59.
- Sen, Amartya (2009): *The Idea of Justice*. Cambridge, Mass: Belknap Press of Harvard University Press.
- Sen, Amartya/Muellbauer, John/Hawthorn, Geoffrey (1987): *The Standard of Living*. Cambridge [Cambridgeshire]; New York: Cambridge University Press.
- Stiglitz, Joseph/Sen, Amartya/Fitoussi, Jean-Paul (2009): Report by the Commission on the Measurement of Economic Performance and Social Progress. (abrufbar unter: www.stiglitz-sen-fitoussi.fr).
- Thiersch, Hans/Grunwald, Klaus/Königter, Stefan (2012): *Lebensweltorientierte Soziale Arbeit*. In: Thole, Werner (Hrsg.): *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 175-196.
- UNDP (1990ff): *Human Development Reports*. New York: UNDP.

Dieter Röh

Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben. Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung auf Basis des Capabilities Approachs

1 Einleitung

Zu den menschlichen Grundfragen zählen die nach Gerechtigkeit als ethischem Grundsatz und Maßstab und das Streben nach dem Guten. Soziale Arbeit, als eine Akteurin, die in der modernen Welt dazu beitragen möchte, Gerechtigkeit zu wahren oder helfen herzustellen und das Gute zu erreichen, muss sich daher diese Fragen auch sehr grundsätzlich stellen. Diesbezügliche Antworten können so auch zu Lösungen der disziplin- und professionsinherenten Probleme nach dem Objektbereich, der Ethik und den Handlungsoptionen Sozialer Arbeit selbst führen.

Neben vielen anderen Einflüssen, die im Rahmen dieses Beitrags nicht alle beschrieben und bezüglich ihrer Relevanz gewichtet werden können (siehe dazu insg. Röh 2013) hat vor allem der *Capabilities Approach* eine besondere Rolle innerhalb des von mir entwickelten Verständnisses, was Soziale Arbeit zum Gegenstand hat, welche Funktion sie inne hat und welche Handlungen ihr möglich und für die Bearbeitung des Gegenstandes wie begründbar sind. Neben seiner internationalen Verwendung für den Human Development Report der Vereinten Nationen¹, hat der Capabilities Approach u. a. Eingang gefunden in die deutsche Armuts- und Reichtumsberichterstattung (BMAS 2008) sowie den 13. Kinder- und Jugendgesundheitsbericht (BMFSFJ 2009) und den Gleichstellungsbericht (BMFSFJ 2011). Zuletzt wurde er 2013 von der Enquete-Kommission „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität - Wege zu nachhaltigem Wirtschaften und gesellschaftlichem Fortschritt in der Sozialen Marktwirtschaft“ genutzt². Zudem wird er in zunehmendem Maße auch in der Sozialen Arbeit diskutiert (Schrödter 2007; Otto/Ziegler 2008; Ziegler/Schrödter/Oelkers 2010; Sedmak u. a. 2011; Zieg-

1 <http://hdr.undp.org/en/reports/global/hdr2013/>

2 Bundestagsdrucksache 17/13300; <http://www.bundestag.de/bundestag/gremien/enquete/wachstum/Schlussbericht/index.html>

ler 2011; Corleis 2012; Lange 2014; Wirth 2014; kritisch: Dahme/Wohlfahrt 2011).

Daher soll auch an dieser Stelle mithilfe des Capabilities Approach eine *Handlungstheorie Sozialer Arbeit* beschrieben werden, die es ermöglicht, ein Verständnis davon zu gewinnen, wie sich Gerechtigkeit im mikro-, meso- und makrosozialen Maßstab herstellen lässt. Der humanwissenschaftlichen Profession Sozialer Arbeit wird dabei insofern eine zentrale Rolle beigemessen, als sie es vermag bzw. dazu aufgerufen ist, durch ihre spezifische Professionalität Gerechtigkeitsprozesse und das gute Leben zu befördern. Auch wenn ihre Funktion im großen Maßstab der ethischen und politischen Analysen und Handlungen vielleicht eher bescheiden ausfällt, so kann sie doch in den vielen einzelnen Fällen, in denen Gerechtigkeit eher im Alltag, in der Lebenswelt oder auch in Funktionssystemen ein Thema ist, wirksam sein und dies darüber hinaus mit Rückwirkung in die meso- und makropolitischen Sphären.

Daher möchte der vorliegende Beitrag diese Rolle und Funktion der Sozialen Arbeit als Instanz zur Vermittlung zwischen dem *handelnden Subjekt* und den es umgebenden und es beeinflussenden *Strukturen* herausstellen und damit deutlich machen, wie auf diese Art Gerechtigkeit hergestellt werden kann. Ich verzichte darauf, die andernorts (Röh 2013) ausgeführten Reflexionen über erkenntnis- und professionstheoretische Positionen voranzustellen, obwohl sie zum besseren Verständnis notwendig wären.

2 Soziale Arbeit ist eine handelnde Humanprofession zur Veränderung zum Besseren

Um der Frage nach der *alltäglichen, lebensweltlichen und mikro- und mesopolitischen Gerechtigkeit* näher kommen zu können, ist ein Blick auf die Besonderheiten der Sozialen Arbeit als helfender Profession mitsamt ihres disziplinären Verstehens-, Erklärungs- und Handlungshintergrundes sehr hilfreich.

Bevor diese selbst dargestellt werden, möchte ich einige zentrale Begriffe definieren. Wie bereits im Titel angedeutet, ranken sich um die Theorie der daseinsmächtigen Lebensführung die drei Begriffe ‚Gerechtigkeit‘, ‚gutes Leben‘ und ‚Soziale Arbeit‘ und daher zunächst nicht der Begriff des sozialen Problems, der m.E. nur einen Ausschnitt, nämlich die problematische Lebensführung, beschreibt (vgl. zur Begründung Röh 2013, S. 54ff.).

Soziale Arbeit wird als jene Humanprofession und -disziplin verstanden, die sich als Expertise für die Zusammenhänge von Subjekt und Gesellschaft

verstehend, erklärend und bei Bedarf intervenierend (beratend, vermittelnd, unterstützend, empowernd etc.) mit deren Wechselwirkungen beschäftigt.

Ihr handlungswissenschaftlicher Charakter ist dabei auf zweierlei Weise bestimmbar: Zum einen geht es ihr um die Möglichkeiten und Grenzen menschlicher Handlungsfähigkeit in gegebenen, aber veränderbaren gesellschaftlichen Strukturen und zum Zweiten ist sie selbst auf eine spezifische Handlung ausgerichtet, denn: „*Soziale Arbeit ist Veränderung zum Besseren!*“

Wenn ihr also an Veränderung liegt, dann stellt sich sofort die Frage nach deren Richtung, Maßstab und Form, um „das Bessere“ genauer bestimmen zu können. Woran soll das Bessere gemessen werden bzw. von welchem Blickwinkel aus wird es beurteilt (Maßstab)? Wohin soll die Veränderung führen, was ist das Bessere gegenüber dem Jetzigen (Richtung)? Wie sieht die anvisierte Verbesserung aus (Form)?

Der Zusammenhang aller drei Dimensionen ist dabei unbedingt zu wahren, denn erst aus dieser Kombination entstehen legitime Aufträge für die Soziale Arbeit. Eine Handlungstheorie Sozialer Arbeit, wie sie hier vertreten wird, gibt darauf folgende Antworten:

- Erstens kann der Maßstab einer notwendigen Veränderung zum Besseren nur mittels normativer Bestimmungen gefunden werden, denn ohne sie gibt es keine Orientierung. Diese können sehr unterschiedlich ausfallen, z. B. entlang ‚religiös begründeter Nächstenliebe‘, ‚Sorge‘, ‚weltlichem Humanismus (Menschenrechte/Menschenwürde)‘, ‚menschlicher Freiheit, Gleichheit, Solidarität‘, ‚Selbstbestimmung‘ oder eben auch ‚Gerechtigkeit‘. Gleichzeitig wird deutlich, dass diese zwar nuanciert andere Schwerpunkte setzen, sich aber im Fluchtpunkt eines besseren Lebens treffen und damit im Grunde „one big thing“ (Dworkin 2011) sind.
- Zweitens ist die hier getroffene Entscheidung, ‚soziale Gerechtigkeit‘ und das ‚gute Leben‘ als Maßstab und gleichzeitig Richtung zu nutzen, mehr einer theoretischen Setzung als der tatsächlich besseren Wahl gegenüber den o. g. anderen normativen Motiven entsprungen. *Gerechtigkeit* wird hier verstanden als die Richtung, in die gegangen werden muss, und *das gute Leben* gibt den Maßstab dafür ab. Im Sinne des nachfolgenden Zitats ist man dabei gut beraten, im Streben nach dem guten Leben angesichts der damit notwendigerweise tangierten Gerechtigkeit Vorsicht walten zu lassen: “In a phrase, the just draws the limit, the good shows the point.” (Rawls 2001, S. 141)
- Drittens haben sich, neben einer menschenrechtsbasierten Variante (Staub-Bernasconi 2003, 2007; Ife 2008) zur normativen Begründung Sozialer Arbeit, jüngst verschiedene Autorinnen und Autoren (siehe oben) daran gemacht, den gerechtigkeitstheoretischen Ansatz des *Capabilities Approach* von Amartya Sen und Martha Nussbaum für die Frage nach entsprechenden Grundsätzen der Sozialen Arbeit zu erschließen. Im Folgen-

den sollen daher die wesentlichen Grundlagen des *Capabilities Approach*s dargestellt werden, bevor diese dann in die Formulierung eines handlungstheoretischen Ansatzes für die Soziale Arbeit einfließen.

3 Capabilities Approach – "what a person is able to do or to be"

Gerechtigkeit und das gute Leben hängen eng miteinander zusammen, und deshalb wird im Folgenden auch auf den *Capabilities Approach* Bezug genommen, da es mit ihm in vorzüglicher Weise gelingt, das Gute mit dem Gerechten zusammen zu bringen, wobei gerade die innere Spannung dieses Verhältnisses so entscheidend ist: Ein gutes Leben ist zwar erstrebens- und wünschenswert (wer wolle das ernsthaft bestreiten?), es muss jedoch mit grundsätzlicher Gerechtigkeit (als Achtung vor der menschlichen Freiheit) einhergehen. So postuliert, den gleich folgenden Ausführungen vorgreifend, Nussbaum, dass sich nur eine „thick, vague conception of the good“ (Nussbaum 1990, S. 217) vertreten ließe. Denn: “The Aristotelian proceeds this way in the belief that it is better to be vaguely right than precisely wrong; and that, without the guidance of the thick vague theory, what we often get, in public policy, is precise wrongness” (ebd.).

Stark sei eine Konzeption des Guten deshalb, weil damit der Umriss einer Gesellschaft gewonnen werde, deren Mitglieder wenigstens über ein Minimum an gemeinsamen Vorstellungen über das verfügen könnten, was es für alle zu garantieren gälte, um Gerechtigkeit zu erreichen. Vage müsse sie angesichts von Kontingenz, Transzendenz und Entwicklung bleiben, um nicht zu erstarren und doktrinär zu werden (vgl. Vossenkuhl 2006, S. 235ff.). So sollte einer Konzeption des Guten zwar keine metaphysische Begründung zu Grunde liegen, auf der anderen Seite sollte sie aber von einem derart gesicherten Menschenbild ausgehen, dass sie eine gewisse Universalität und Konstanz für sich beanspruchen kann. Auf jeden Fall sollte sie Mensch-Sein als etwas beschreiben, das auf einer grundlegenden Ebene von allen Menschen akzeptiert werden kann.

Wenn das gelänge, dann erhielte man die theoretisch brauchbare und praktisch mögliche Form der *daseinsmächtigen Lebensführung*.

Der Capabilities Approach stellt heute die Alternative zu utilitaristischen, deontologischen³ oder kontraktualistischen⁴, aber auch religiösen Ethiken dar,

3 Es sei allerdings darauf hingewiesen, dass Nussbaum jüngst (2011, S. 94) Verbindungen zur Deontologie in Betracht zieht.

da er sich konsequent auf humanistische Grundlagen bezieht. Als wohlfahrts-theoretische Alternative zu bisherigen, v. a. nationalökonomischen Theorien begonnen, entwickelten sich die theoretischen Überlegungen insbesondere durch die Arbeiten der prominentesten VertreterInnen, Amartya Sen (zuletzt 2009, 2010) und Martha Nussbaum (zuletzt 2006, 2010, 2011), beständig weiter und wurden insbesondere durch vertiefte philosophische Überlegungen ausdifferenziert. Zwischen Sen und Nussbaum gibt es – bei großen Überschneidungen und gegenseitigen Verweisen – in drei Bereichen bemerkenswerte Unterschiede (vgl. Leßmann/Babic in diesem Band; Leßmann 2007; Robeyns 2011):

Dabei geht es erstens um den Gebrauch des Begriffs „*Capabilities*“, zweitens um die Frage, welche Priorität Freiheit haben sollte und drittens darum, ob man überhaupt eine definitive, wenn auch offene und veränderbare Liste an *Capabilities* nutzen sollte.

Als liberale Theorie⁵ legt der *Capabilities Approach* in der Lesart Sens Wert auf die Realisierungsmöglichkeit tatsächlicher Freiheiten gegenüber dem bloßen Angebot von Chancen, wobei von der Notwendigkeit einer ausreichenden Chancenausstattung ausgegangen wird, die gleichzeitig selbst einen befähigenden Charakter besitzt bzw. durch Befähigung der Menschen tatsächlich genutzt werden kann. *Capabilities* werden von Nussbaum (2011, S. 20) daher wie folgt definiert: „What are capabilities? They are the answers to the question, ‘What is this person able to do or to be?’ In other words, they are what Sen calls ‘substantial freedoms’, a set of (usually interrelated) opportunities to choose and to act. To make the complexity of capabilities clear, I refer to these ‘substantial freedoms as *combined capabilities* [kursiv im Original].“⁶

4 Gewisse Ähnlichkeiten zur Vertragstheorien sind bei Sen im Rahmen seines „social-choice“-Ansatzes zu entdecken, wenngleich er sich teilweise recht deutlich von etwaigen Verkürzungen distanziert, etwa dem starken Vertrauen auf gerechte Institutionen (Sen 2009, S. 7 und S. 86). Auf der anderen wird aber gerade dieser öffentliche Vernunftgebrauch, den Sen (2009, S. 89) als bedeutsam ansieht, um eine gerechte Vorstellung des guten Lebens zu erhalten, für ein prozedurales Gerechtigkeitsverständnis benötigt.

5 In früheren Schriften (z.B. 1999) nutzte Nussbaum die Begriffe „interne Fähigkeiten“, „externe Fähigkeiten“ und „Grundfähigkeiten“, die später zum Teil in anderen Begriffen aufgehoben werden, wobei diese Trias nur „verschleiert“ wird, da später nur noch die beiden ersten benannt werden, ohne jedoch die grundlegenden Fähigkeiten, die philosophisch gesehen nur Personen zugesprochen werden (Identität, Urteilskraft), aufzugeben (vgl. zu diesem Drei-Ebenen-Modell Röh 2013, 110 ff.).

6 Das Wort „capable“ legt es nahe, damit zweierlei zu benennen. Nämlich einerseits die „abilities“ (Fähigkeiten) wie auch die „capacities“ (Kapazitäten), weshalb ich das Zitat auch wie folgt übersetze: „Was eine Person zu tun und zu sein fähig und in der Lage ist.“ (siehe auch nachfolgenden Abschnitt)

Anders als Nussbaum reklamiert Sen Freiheit als oberstes Prinzip und sieht keine Notwendigkeit, von einer feststehenden Liste dieser Capabilities (im Sinne Nussbaums die Central Capabilities) auszugehen. Vielmehr plädiert er für eine öffentliche Diskussion (Social Choice) auf der Grundlage vernünftiger Argumente darüber, was Menschen für ein gutes Leben benötigen.

Nussbaum dagegen veröffentlicht nun schon seit mehreren Jahren (von 1990 bis 2011) graduell unterschiedliche Listen mit Capabilities, die für sie die Grundlage einer starken, vagen Konzeption des Guten darstellen, wobei sie sich dezidiert auf die aristotelische Philosophie bezieht (1990; 2002) und stets festhält, dass es sich um eine staatliche Aufgabe handele, diese Capabilities zu garantieren, wenigstens auf dem Niveau eines Schwellenwertes, unterhalb dessen kein menschliches Leben in Würde möglich sei: "The social goal⁷ should be understood in terms of getting citizens above this capability threshold" (2006, S. 71).

Instruktiv für die Handlungstheorie, die hier ins Auge gefasst wird, ist die Unterscheidung zwischen Capabilities und Functionings, wobei Erstere die tatsächlichen Möglichkeiten⁸ darstellen, die dann, nach eigener selbstbestimmter Präferenz mittels kluger Wahl, von den Subjekten in verschiedene Tätigkeiten (Functionings) transformiert werden. Zu den Capabilities (in der dt. Übersetzung „Fähigkeiten“ oder „Verwirklichungschancen“) zählen zum einen jene von Nussbaum als „external capabilities“ bezeichneten Entitäten. M. E. wären sie treffender als ‚Capacities‘ (Kapazitäten, Daseinsressourcen etc.) zu konzipieren, weil man ansonsten der Gefahr unterliegt, sie als ‚Abili-

7 Bemerkenswert ist hier die Verwendung des Begriffs „social goal“, wobei es nicht nur definitorisch, sondern auch programmatisch sehr bedeutsam ist, die Wortverwendung zu klären. In „Frontiers of Justice“ (2006, S. 71) spricht Nussbaum davon, dass es sich bei der Befähigung um ein „social goal“ handele, an anderer Stelle benutzt sie Wörter wie „society“, „public policy“ bzw. „public political arrangement“ (Nussbaum 2006, S. 193). Für die hier vorgeschlagene Handlungstheorie Sozialer Arbeit ist deshalb ‚das Soziale‘ definitorisch zu bestimmen, wofür sich folgende Varianten anbieten: (a) Das Soziale könnte in der Gesellschaft als öffentliche Sphäre für die jeweiligen Institutionen stehen und damit im Sinne der Systemtheorie Luhmanns als funktionell differenziertes System im Allgemeinen oder (b) im politologischen Sinne als verfasster Staat/Regierung/Verwaltung und schließlich auch (c) als Zivil- oder Bürgergesellschaft verstanden werden.

8 Anders als das selbst gewählte Etikett ‚liberal‘ vermuten lässt, ist der Capabilities Approach, zumindest bei Martha Nussbaum, m. E. dem Grunde nach stärker ‚sozialdemokratisch‘, was sie in ihren früheren Publikationen auch betonte und zwar in dem Sinne, dass es nicht nur um Freiheit gehe, Chancen ergreifen zu können, sondern gleichzeitig auch um die realen Möglichkeiten, diese ergreifen zu können bzw. zur Verfügung zu haben. Die jüngere Entwicklung bzw. Nussbaums Entscheidung, den Capabilities Approach stärker innerhalb des Politischen Liberalismus zu verorten, tut m. E. dem Argument, dass es eine starke Idee des Guten gebe und diese vom Staat zumindest als Richtung zu verwirklichen gelte, keinen Abbruch.

ties‘, d. h. als individuelle Fähigkeiten zu missverstehen⁹, wobei diese wiederum von Nussbaum als „*internal capabilities*“ bezeichnet werden. Es ist weiterhin davon auszugehen, dass diese ‚Capacities‘ im gesellschaftlichen Raum, in Lebenswelt und Gemeinschaft der Menschen sowie in Funktionssystemen vorzufinden sind und erst durch aktive *Subjektivierung* (Aneignung und Ressourcentransformation) zu genutzten oder nichtgenutzten Potentialen werden.

Nussbaum unterscheidet daher zwischen „*internal capabilities*“ und „*combined capabilities*“, wobei letztere das Ergebnis des Zusammenwirkens individueller Kapazitäten (Persönlichkeitseigenschaften, intellektuellen und emotionalen Fähigkeiten, körperlichen Merkmalen, Gesundheit etc.) und externer Kapazitäten (aus der politischen, sozialen und ökonomischen Umwelt) darstellen¹⁰.

Der zehn „*central capabilities*“ umfassenden Liste Nussbaums (2006, 76f.) liegt die Annahme zugrunde, dass Menschen mindestens über die Möglichkeit verfügen müssen, diese *Capabilities* zu entwickeln bzw. zu nutzen. Dabei sei weniger Gleichheit in der quantitativen Verteilung dieser Ressourcen anzustreben, ja es wird sogar konsequenterweise eine *ungleiche Verteilung* propagiert, womit dann auch Verteilungsfragen aufgeworfen sind. Vielmehr gehe es um Gleichheit in der Qualität der Ressourcennutzung, was in bestimmten Fällen auch bedeuten könne, dass z. B. behinderte Menschen oder andere benachteiligte Gruppen temporär oder dauerhaft mehr dieser Ressourcen benötigen, um eine gleichwertige Realisierung ihres Lebensentwurfes zu erreichen.

4 Paternalismus und Strebensethik

Das gute Leben zu denken und es als normativen Maßstab zu proklamieren, birgt immer paternalistische Gefahren in sich. Dieser Kritik sieht sich auch der *Capabilities Approach* ausgesetzt. Um dem oft geäußerten Paternalismusvorwurf zu begegnen, betonen Sen und Nussbaum mehrfach, dass im konsequent liberalen Sinne ihres Ansatzes kein Zwang zur Nutzung der Cap-

9 Fast durchgängig werden „*Capabilities*“ in den deutschen Übersetzungen der Publikationen Nussbaums als „Fähigkeiten“ und der damit korrespondierende Begriff der „*Functionings*“ als „Tätigkeiten“ übersetzt (Nussbaum 2010; 1999).

10 In früheren Schriften (z. B. 1999) nutzte Nussbaum die Begriffe „interne Fähigkeiten“, „externe Fähigkeiten“ und „Grundfähigkeiten“, die später zum Teil in anderen Begriffen aufgehoben werden, wobei diese Trias nur „verschleiert“ wird, da später nur noch die beiden ersten benannt werden, ohne jedoch die grundlegenden Fähigkeiten, die philosophisch gesehen nur Personen zugesprochen werden (Identität, Urteilskraft), aufzugeben (vgl. zu diesem Dreiebenen-Modell Röh 2013, S. 110ff.).

abilities (oder wie gesagt besser: Capacities) vorgesehen ist, ja diese vielmehr auch nicht gewählt werden können. Nur wenn sie in einer konkreten Art und Weise genutzt werden, ergeben sich spezifische „Functionings“ („doings“, in der dt. Übersetzung „Tätigkeiten“, wobei die „beings“ gleich ‚Seinszustände‘ dabei außer Acht geraten), also eine individuell ganz spezifische Lebensweise: „Functionings are beings or doings that are the outgrowths or realizations of capabilities“ (Nussbaum 2011, S. 25).

Es lässt sich deshalb fragen, ob es so etwas wie *gute* (im Sinne von: „Was man anderen schuldet bzw. was wir uns gegenseitig schulden.“) und *schlechte Normativität* (im Sinne von: „Was man anderen unnötigerweise aufdrängt oder wegnimmt.“) gibt. Die Lehren aus der politischen Theorie oder auch aus der praktischen Ethik zeigen dabei, dass sich eine normative Vorstellung des guten Lebens durchaus mit einem weichen (im Gegensatz zu einem starken) Paternalismus (vgl. zu dieser Unterscheidung Zude 2010) verbinden lässt.

Denn zu einem menschengerechten, dem Menschen gerechten Gesellschaftsbild gehört neben einer wie auch immer gearteten *Gerechtigkeitstheorie*, die über Ressourcenverteilung nachdenkt, auch eine *reflektierte und kritische Strebensethik*, die das menschliche Wollen fokussiert, dabei jedoch auf perfektionistische Forderungen verzichtet. Eine solche Ethik wäre beispielsweise in der Aristotelischen Tugendlehre zu finden (vgl. auch Schleißeheimer 2003). „In einer Strebensethik“, so Otfried Höffe in seinem Lexikon der Ethik (2008, S. 301) „gilt ein Handeln als sittlich gut, wenn es sich seine Ziele nicht durch die Affekte und Leidenschaften und die Mittel nicht durch momentane Einfälle vorgeben lässt (...), sondern wenn es aufgrund eines *gelingenen Erziehungsprozesses spontan jene Ziele verfolgt, die den Tugenden entsprechen, und Mittel und Wege wählt, die aus reiflicher Überlegung (Klugheit) stammen* [Kursivsetzung, D. R.].“

In diesem Sinne ist wohl auch Ronald Dworkins (2011, S. 419f.) Aussage zu verstehen: „someone lives well when he senses and pursues a good life for himself and does so with dignity: with the respect for the importance of other people’s lives and for their ethical responsibility as well as his own. The two ethical ideals – living well and having a good life – are different. We can live well without having a good life: we may suffer bad luck or great poverty or serious injustice or a terrible disease and a premature death. The value of life is adverbial; it does not lie in the goodness or impact of the life realized. That is why people who live and die in great poverty can nevertheless live well. Even so we must do what we can do to make our own life as good as it could have been. You live badly if you do not try hard enough to make your life good.“

Eine (menschen-)gerechte Ethik muss also auf zwei Grundbedingungen rekurren: Zum einen müssen die Bürger_innen einer Gesellschaft ein nicht nur egoistisches Interesse aneinander haben, sondern zudem auch *aufeinander achten, sich gegenseitig anerkennen* und für *eine gerechte Ressourcen-*

verteilung eintreten (zu den diesbezüglichen Begrenzungen siehe Röh 2013, S. 220ff.). Zum anderen kann diese Kooperation nur unter der Bedingung einer *vernünftigen Lebensführung* funktionieren, die einerseits die eigene *kluge Wahl von Lebenszielen* umfasst und andererseits die *(Be-)Achtung der Lebensziele Anderer* (zu den diesbezüglichen Begrenzungen siehe Röh 2013, S. 192ff.).

Gutes Leben als objektiver Maßstab, der im *gesellschaftlichen Modus* angestrebt werden muss, geht also einher mit der Fähigkeit, gut zu leben, die im *persönlichen Modus* angestrebt werden muss.

5 Gesellschaftlicher und persönlicher Möglichkeitsraum

In einer zur Sozialen Arbeit passenderen Terminologie und angesichts der oben angedeuteten Übersetzungsprobleme von Capabilities und Functionings schlage ich vor, von *persönlichen und gesellschaftlichen Möglichkeiten bzw. entsprechenden Möglichkeitsräumen* zu sprechen, wobei davon ausgegangen wird, dass es für analytische Zwecke besser ist, externe Bedingungen (external capabilities) von internen, personenbezogenen Faktoren (internal capabilities) zu trennen, anstatt sie im Begriff der „combined capabilities“ zu vereinen, wie es Nussbaum jüngst präferiert (2011, S. 20). Der persönliche Möglichkeitsraum wird also analog der internal capabilities (nicht der basic capabilities; vgl. Nussbaum 1987, S. 27) und der gesellschaftliche Möglichkeitsraum analog der external capabilities verstanden.

Gesellschaftliche Möglichkeitsräume, die sich als Weltaneignungsmöglichkeiten oder -barrieren zeigen können, bieten entweder Chancen für eine daseinsmächtige Lebensführung, die wiederum subjektiv zu nutzen sind, oder besitzen einen limitierenden oder restriktiven Charakter, wodurch die Weltaneignung je nach Ausmaß der Barrieren mehr oder weniger behindert wird. *Weltaneignungsmöglichkeiten* bestehen etwa in einer ausreichenden Ressourcenausstattung, die – wie bereits erwähnt – durchaus im interpersonellen Vergleich bei angestrebtem gleichem Niveau der Lebensführung sehr unterschiedlich ausfallen kann. Genügend Einkommen zu haben, eine sichere, gesunde Wohnumgebung bzw. eine ausreichend große und komfortable Wohnung zu besitzen, bedarfsgerechten Zugang zu Gesundheits- und Sozialdiensten, gleiche Rechtsansprüche, interpersonelle und staatliche Anerkennung zu erfahren und viele andere Ressourcen dienen der daseinsmächtigen Lebensführung. Nussbaums Liste gibt Auskunft darüber, welche Ressourcen für ein gutes, weil daseinsmächtiges Leben nötig sind.

Wo die Weltaneignung aber durch mangelnde Ressourcen limitiert ist, wird die Lebensführung zwar nicht komplett verhindert (was angesichts der o. g. anthropologischen Notwendigkeit, sein Leben führen zu müssen, auch

nicht anders denkbar ist), aber doch im Sinne eines guten Lebens, etwa entlang der Nussbaum'schen Kategorien, erheblich gefährdet. Dem Staat bzw. den Sozialgemeinschaften kommt dabei die Aufgabe zu, die entsprechenden Rahmenbedingungen zur Verfügung zu stellen, um Menschen ein Leben mindestens über einem definierten Mindestmaß der *Capabilities* zu ermöglichen. Sorge spielt deshalb als politisches Merkmal eine große Rolle und weniger, wie in anderen Moraltheorien, der Egoismus der Menschen.

Betrachtet man den *persönlichen Möglichkeitsraum*, so eröffnet sich eine Perspektive auf die Begrenzungen der handelnden Subjekte. Jenseits der oben gestreiften Schwierigkeiten im Umgang mit der ganz basalen Fähigkeit von Menschen, als Personen ‚urteilskräftig‘ zu sein, was z. B. aufgrund schwerer geistiger Behinderung oder anderer psychischer Störungen nicht, nicht mehr oder vorübergehend nicht der Fall sein kann (vgl. Brumlik 2004), stellt sich nämlich noch grundsätzlicher die Frage nach der Rationalität aller Menschen. Eigentlich geht es dabei um einen umfassenderen Vernunftbegriff, der die Fähigkeit beschreibt, eine gute Wahl treffen zu können. Als eines der bislang unbearbeiteten und damit ungelösten theoretischen Probleme innerhalb der Wissenschaft Sozialer Arbeit gilt es also, dieses ‚*Rationalitäts-Vernunft-Problem*‘ stärker in den Blick zu nehmen (vgl. Rothermund 2003)¹¹. Denn das ‚*Zur-Verfügung-Haben*‘ von Ressourcen, um bestimmte Functionings auszubilden, ist nur die eine Seite der Medaille. Die andere Seite ist jene des diese Ressourcen nutzenden Subjekts bzw. dessen Möglichkeiten zur *Ressourcentransformation*. Dass diese Ressourcentransformation an sich keine rein individuelle Leistung darstellt, sondern sehr stark sozial geprägt ist, betonen Sen und Nussbaum, wenn sie das Konzept der „adaptiven Präferenzen“ bemühen, um zu zeigen, dass die Tätigkeiten/Seinszustände („doings“ und „beings“), die das Individuum anstrebt, sehr von kulturellen und sozialen Werten und Normen bestimmt sind. Deshalb ist es eine Form der Solidarität, die Wahl des guten Lebens in einem öffentlichen Diskurs (Social-Choice) zu unterstützen bzw. die Menschen dazu zu befähigen, die richtige Wahl zu treffen (u. a. durch Bildung). So gewänne jedes einzelne Subjekt im besten Falle mehr Souveränität in seinen Urteilen, als wenn es – einem simplen Rationalitätsmodell folgend – durchaus effektiv und kurzfristig erfolgreich, aber mittel- und langfristig schädliche Entscheidungen träge. Mit Holzkamp (z. B. 1985) ist damit die Möglichkeit gegeben, so etwas wie „Selbstfeindschaft“ zu verhüten oder, wie es Winkler (1988, S. 153) versteht: einen „absoluten Modus der Differenz“. Die strebensethische Perspektive provoziert natürlich die Frage des richtigen Lebens, der an dieser Stelle jedoch nicht weiter nachgegangen werden kann. Im Anschluss an Niemeyers Argumenta-

11 Zu weiteren Einschränkungen des persönlichen Möglichkeitsraums siehe Röh 2013, S. 182-205.

tion und gegen sie kann daher nicht davon gesprochen werden, dass „Nietzsches Gedanken der ‚ewigen Wiederkunft‘, wenn nicht gar seinen Ansatz insgesamt als – Nussbaums Rede vom ‚guten Leben‘ überbietende – Lehre vom ‚richtigen Leben‘ zur Geltung zu bringen.“ (Niemeyer 2015: 74) ist. Immerhin kann davon ausgegangen werden, dass eine die vernünftige oder kluge Wahl anstrebende Lebensführung nur eine gute, weil richtige Lebensführung sein kann.

6 Subjektive Handlung und gesellschaftliche Struktur – ein systemisches Verständnis

Ebenso wenig wie Menschen ihrer *begrenzten Vernunft* hilflos ausgeliefert sind, sondern sie verändern können, so wenig sind sie auch den sozialen Strukturen um sie herum hilflos ausgeliefert. Menschen sind weder ferngesteuerte, willenlose Roboter einer sie gängelnden und steuernden Umwelt, noch sind sie natürlich völlig frei von dieser Umwelt. Ihre Möglichkeiten, aber auch ihre Begrenzungen hinsichtlich ihrer Lebensführung hängen eng mit den Möglichkeiten und Begrenzungen der Umwelt zusammen, können aber von ihnen transzendiert werden. Daher ist der hier verwendete Begriff der Lebensführung weder festgelegt auf die vollkommene Freiheit einer ‚Baselbiografie‘ bzw. einer individualisierten und pluralisierten Existenz in der entgrenzten Welt, in der alles möglich ist, noch ist er festgelegt auf die klare Bestimmung und Funktionalität des Menschen in starren Strukturen.

Alles in allem muss man für die Frage nach dem Verhältnis von Handlung und Struktur ein komplexes *Wechselverhältnis zwischen Person und Umwelt* konstatieren, das zwei Betrachtungsweisen eröffnet: Erstens sind Menschen als Kulturwesen mit der Kontingenz der Möglichkeiten in ihrem Leben konfrontiert und müssen diese als Lebensaufgabe bewältigen. Dabei sind sie wie keine anderen Lebewesen darauf angewiesen, ihr Leben aktiv und selbstbewusst führen zu müssen. Aristotelische Erkenntnisse lehren uns, dass menschliches Handeln angesichts manchmal *begrenzter Rationalität* und *allgemeiner Kontingenz* bzgl. der Handlungsfolgen nicht immer ‚erfolgreich‘ sein muss, aber dass gerade in dieser Unbestimmtheit die große Herausforderung liegt. In ähnlicher Weise äußert sich auch Marquard, wenn er daran erinnert, dass Menschen – entgegen einer postmodernen Lesart des Menschen als ‚Objekt seiner eigenen Wahl‘ – immer auch mit von ihnen nicht zu steuernden Widerfahrnissen zurecht kommen und sich daher auch mit ihnen arrangieren müssen – ja, dass Menschen vielleicht sogar stärker durch diese als durch ihre aktive Leistung geprägt werden (Marquard 2003, S. 273ff.). Gleichzeitig ist, zweitens, diese Aufgabe durch strukturelle Begrenzungen

limitiert, die durch menschliche Handlungen selbst, aber auch durch sozial produzierte Macht- und Strukturmuster, durch die Ausformung bestimmter machtförmiger Sozialbeziehungen, durch verinnerlichte Begrenzungen und „Selbstfeindschaften“ oder dysfunktionale Handlungsweisen produziert wurden. Gesellschaftlichen Strukturen ist somit eine Art Widerstand inhärent, den es innerhalb einer auf Gerechtigkeit abzielenden Handlungstheorie Sozialer Arbeit ebenfalls zu beachten gilt.

7 Schlussfolgerungen für eine Handlungstheorie der daseinsmächtigen Lebensführung als Weg zu mehr Gerechtigkeit

Daseinsmächtigkeit wird als das Leitbild einer die Befähigung der Subjekte und die Veränderung der Umwelt umfassenden *systemischen Betrachtung* von handelnden Subjekten in sie beeinflussenden Strukturen gefasst und damit als das Produkt einer Gerechtigkeit, die *persönliche und gesellschaftliche Möglichkeitsräume* miteinander verknüpft. Die daraus sich ergebende Funktionsbestimmung Sozialer Arbeit kann folgerichtig als die bifokale Unterstützung der *daseinsmächtigen Lebensführung* durch Stärkung subjektiver Handlungsfähigkeit und Bildung befähigender Strukturen charakterisiert werden. Mit ihrer *Expertise für die Zusammenhänge zwischen Handlung und Struktur, zwischen Person und Umwelt und schließlich zwischen Verhalten und Verhältnissen* ist Soziale Arbeit die Instanz zur Unterstützung von Lebensführung. Ihr Ziel ist es, gerechte, weil *befähigende Strukturen* zu bilden und gleichsam die *subjektive Lebensführungskompetenz* zu stärken. Durch eine im besten Falle Erweiterung der gesellschaftlichen Möglichkeiten und der persönlichen Kompetenzen wird so das Ziel einer selbstbestimmten, *daseinsmächtigen Lebensführung* angestrebt.

Es wird dafür plädiert, das teilweise ambigüine Spannungsverhältnis von sozialen Strukturen und subjektiver Handlung auszuhalten und produktiv zu wenden. Dabei kann eine für Gerechtigkeit und das gute Leben sich einsetzende Soziale Arbeit nicht umhin, die gegebenen sozialen Strukturen und Prozesse, die eine daseinsmächtige Lebensführung von Einzelnen, Gruppen oder Gemeinschaften behindern, zu kritisieren.

Dafür muss sie ein klares Verständnis eines guten Lebens entwickeln, das (zumindest) garantiert und das dann von den Subjekten aktiv aufgenommen und angestrebt wird. Deshalb kann sie auch nicht umhin, die durch verschiedene Erfahrungen gewonnene aktuelle Daseinsmächtigkeit von Subjekten dann zu kritisieren, wenn diese sich in einer für sie kurz-, mittel- oder langfristig schädlichen Weise zu ihrer Welt stellen, Ressourcen nicht nutzen oder

sie in einer Art und Weise nutzen, die für sie oder andere schädlich ist. Sicherlich ist es ethisch wie auch handlungstheoretisch äußerst diffizil und kompliziert, die Grenze zwischen selbstbestimmter und gefährdeter Lebensführung zu definieren, will man nicht doch der Versuchung unterliegen, einem starken Paternalismus das Wort zu reden und sich stark in die Lebensführung der Subjekte ‚einzumischen‘.

So ergeben sich zwei zentrale Aufgabenbereiche:

1. Die *Verbesserung der Handlungsbefähigung* von Menschen, die derzeit nicht in der Lage sind, ihre Daseinsaufgaben selbstständig zu lösen, da sie nicht über die entsprechenden tatsächlichen Chancen (Macht, Ressourcen oder Kompetenzen) verfügen. Das klassischerweise als sozialpädagogische Aufgabe zu verstehende Anliegen einer *Befähigung und Bildung* korreliert dabei mit der sozialarbeiterischen Funktion der *Unterstützung in sozioökonomischer bzw. sozioökologischer Hinsicht*.

2. Die *Kritik der Lebensverhältnisse* entlang bestehender Normen, die sich aus sozialpolitischen (aber auch ordnungspolitischen) Grundsätzen ergeben und die die Befriedigung grundlegender Bedürfnisse bzw. die tatsächliche Nutzung von Lebenschancen verhindern oder erschweren. Dabei muss Soziale Arbeit ihre *politische Funktion* insofern wahrnehmen, als sie ein Gradmesser für unmenschliche, sozial benachteiligende oder exkludierende Strukturen ist. Im Sinne von ‚Advocacy‘ ist damit auch die stellvertretende Deutung und Artikulation der Situation der Betroffenen verbunden, insofern sie hierzu nicht selbst in der Lage sind oder – wenn sie dazu fähig sind – die Ermöglichung von Wegen, dass sie selbst sprechen und ihre Kritik an den bestehenden Verhältnissen anbringen können. Zu welchen, zugegebenermaßen vereinfachten, *Handlungsprämissen* führt uns dies abschließend? Ich meine, dass sich Soziale Arbeit auf folgende Imperative beziehen sollte, will sie maßvollen Einfluss auf die daseinsmächtige Lebensführung von Menschen, auf gerechte Bedingungen dieser Lebensführung und damit insgesamt auf das gute Leben nehmen:

- Schaffe und modifiziere solche strukturellen Bedingungen (gesellschaftlicher Möglichkeitsraum), die Menschen eine daseinsmächtige Lebensführung erst ermöglichen,
- ermutige und befähige sie, diese Möglichkeiten mittels kluger Wahl zu ergreifen und zu nutzen (persönlicher Möglichkeitsraum),
- wenn dies nicht auf Anhieb gelingt: Akzeptiere, dass Menschen nicht immer gleich oder aktuell die klügste Wahl treffen, wohlwissend, dass sie ihr menschlich Möglichstes tun, um die richtige Wahl zu treffen und schließlich:

- Gib nie auf und versuche stets neu, sie immer (wieder) daseinsmächtiger zu machen!

Eingangs wurde formuliert, dass Gerechtigkeit mit Hilfe des Capabilities Approach im mikro-, meso- und makrosozialen Maßstab verstanden und an der Zielerreichung eines guten Lebens gearbeitet werden kann. Gerechtigkeit wurde als der Weg beschrieben, Rahmenbedingungen für das *gute Leben* zu schaffen, wobei der Sozialen Arbeit ein doppelter, aber verbundener Auftrag zukommt: Sie ist einerseits konkret mit der *Subjekt-Befähigung* beschäftigt und muss dabei andererseits auch an der *Gestaltung der Strukturen und Lebenswelten* der Subjekte mitwirken, um so sowohl den persönlichen als auch den gesellschaftlichen Möglichkeitsraum so zu erweitern, dass mehr Menschen ein *gutes Leben unter gerechten Bedingungen* leben können und somit *daseinsmächtig(er) werden*.

Literatur

- BMAS (2008): Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung. Berlin. In: http://www.bmas.de/SharedDocs/Downloads/DE/PDF-Publikationen-DinA4/forschungsprojekt-a333-dritter-armuts-und-reichtumsbericht.pdf?__blob=publicationFile
- BMFSFJ (2009): 13. Kinder- und Jugendbericht. In: <http://www.bmfsfj.de/-RedaktionBMFSFJ/Broschuerenstelle/Pdf-Anlagen/13-kinder-jugendbericht,property=pdf,bereich=bmfsfj,sprache=de,rwb=true.pdf>
- Brumlik, Micha (2004): Advokatorische Ethik. Zur Legitimation pädagogischer Eingriffe. Berlin: Philo.
- Corleis, Tanja (2012): 'Nicht vom Brot allein' – Der Capabilities Approach als philosophische Erweiterung einer Theorie der Sozialpädagogik. Baltmannsweiler: Schneider.
- Dahme, Hans-Jürgen/Wohlfahrt, Norbert (2011): Gerechtigkeit im Kapitalismus: Anmerkungen zur affirmativen Normativität moderner Gerechtigkeitstheorien. In: *neue praxis*, 4, S. 385-408.
- Dworkin, Ronald (2011): *Justice for Hedgehogs*. London/Cambridge: Harvard University Press.
- Eco, Umberto (2014): Gesten der Zurückweisung. Über den Neuen Realismus (S. 33-51). In: Gabriel, Markus (Hrsg.): *Der Neue Realismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Gabriel, Markus (Hrsg.) (2014): *Der Neue Realismus*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Holzkamp, Klaus (1985): *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Ife, Jim (2008): *Human Rights and Social Work. Towards a Rights-based Practice*. Cambridge: University Press.

- Lange, Miriam (2014): Befähigen, befähigt werden, sich befähigen – Eine Auseinandersetzung mit dem Capability Approach: Gerechtigkeitstheoretische Überlegungen zur Sozialen Arbeit. Frankfurt: Peter Lang.
- Leßmann, Ortrud (2007): Konzeption und Erfassung von Armut. Vergleich des Lebenslage-Ansatzes mit Sens' Capability-Ansatz. Berlin: Duncker & Humblot.
- Marquard, Odo (2003): Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays. Stuttgart: Reclam.
- Niemeyer, Christian (2015): Nietzsche & Co. vs. Nussbaum & Co. Oder: Warum die Rede vom 'guten' Leben nicht ausreicht und kritische Sozialpädagogik sich besser als Wissenschaft vom „richtigen“ (Adorno) resp. „besseren“ (Bloch) Leben neu aufstellte. In: Zeitschrift für Sozialpädagogik, Heft 1, 62-84.
- Nussbaum, Martha (1987): Nature, Function and Capability: Aristotle on Political Distribution. WIDER-Working Papers. World Institute for Development Economics Research of the United Nations University.
- Nussbaum, Martha (1990): Aristotelian Social Democracy. In: Douglass, R.B.; Mara, G.; Richardson, H.S. (Ed.): Liberalism and the Good. New York and London: Routledge, S. 203-252.
- Nussbaum, Martha (1999): Gerechtigkeit oder das gute Leben. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha (2002): Für eine aristotelische Sozialdemokratie. Essen: Klartext.
- Nussbaum, Martha (2006): Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Nussbaum, Martha (2010): Die Grenzen der Gerechtigkeit. Behinderung, Nationalität, Spezieszugehörigkeit. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Nussbaum, Martha (2011): Creating Capabilities. The Human Development Approach. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger (Hrsg.) (2008): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Rawls, John (2001): Justice as Fairness. *A Restatement*. Cambridge/London: Harvard University Press.
- Robeyns, Ingrid (2011): „The Capability Approach“. In: Edward N. *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, Zalta (ed.), <http://plato.stanford.edu/archives/sum2011/entries/capability-approach> [Zugriff 24.02.2013]
- Röh, Dieter (2011): „...was Menschen zu tun und zu sein in der Lage sind.“ Befähigung und Gerechtigkeit in der Sozialen Arbeit: Der capability approach als integrativer Theorie-rahmen?! In: Mührel, Eric/Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 103-122.
- Röh, Dieter (2013): Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben. Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung. Wiesbaden: VS Springer.
- Rothermund, Klaus (Hrsg.) (2003): Gute Gründe. Zur Bedeutung der Vernunft für die Praxis. Stuttgart: Kohlhammer.
- Schrödter, Mark (2007): Soziale Arbeit als Gerechtigkeitsprofession. Zur Gewährleistung von Verwirklichungschancen. In: neue praxis, 1, S. 3-28.
- Sedmak, Clemens; Babic, Bernhard; Bauer, Reinhold; Posch, Christian (Hrsg.): Der Capability-Approach in sozialwissenschaftlichen Kontexten. Überlegungen zur

- Anschlussfähigkeit eines entwicklungspolitischen Konzepts. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sen, Amartya (2009): *The Idea of Justice*. New York: Penguin.
- Sen, Amartya (2010): *Die Idee der Gerechtigkeit*. München: Beck Verlag.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2003): *Soziale Arbeit als (eine) Menschenrechtsprofession*. In: Sorg, Richard (Hrsg.): *Soziale Arbeit zwischen Politik und Wissenschaft*. Münster: Lit Verlag, S. 17-54.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): *Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – ein Lehrbuch*. Bern: Haupt Verlag.
- Vossenkuhl, Wilhelm (2006): *Die Möglichkeit des Guten. Ethik im 21. Jahrhundert*. München: C.H. Beck.
- Winkler, Michael (1988): *Eine Theorie der Sozialpädagogik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Wirth, Jan (2014): *Die soziologische Systemtheorie und der Capability-Approach: Synergien für eine Theorie der Lebensführung in der Sozialen Arbeit?*. In: *neue praxis*, 6, S. 533-546.
- Ziegler, Holger/Schrödter, Mark/Oelkers, Nina (2010): *Capabilities und Grundgüter als Fundament einer sozialpädagogischen Gerechtigkeitsperspektive*. In: Thole, Werner (Hrsg.): *Grundriss Sozialer Arbeit*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 297-310.
- Ziegler, Holger (2011): *Gerechtigkeit und Soziale Arbeit: Capabilities als Antwort auf das Maßstabsproblem in der Sozialen Arbeit*. In: Böllert, Karin (Hrsg.): *Soziale Arbeit als Wohlfahrtsproduktion*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 153-166.
- Zude, Heiko Ulrich (2010): *Paternalismus. Fallstudien zur Genese des Begriffs*. München: Karl Alber.

Gudrun Ehlert

Weiter denken: Geschlechtertheoretische Überlegungen zu den Grundlagen Sozialer Arbeit

Soziale Arbeit ist in Geschichte und Gegenwart mit Geschlechterfragen verbunden, eine Auseinandersetzung mit Geschlechterverhältnissen und den kulturellen Symbolisierungen von Geschlechterdifferenzen ist dementsprechend grundlegend für ihr Verständnis. In der Sozialen Arbeit zeigt sich seit ihren Anfängen eine horizontale und vertikale geschlechtliche Arbeitsteilung und in der Geschlechterverteilung in den Studiengängen ändert sich wenig an dem hohen Frauen- und geringen Männeranteil der Studierenden. Gleichwohl fehlt in den Diskursen um die Wissenschaft und Theorie(n) Sozialer Arbeit bislang ein systematischer Einbezug der Kategorie Geschlecht (Bütow/Munsch 2012; Ehlert 2010; Ehlert/Funk/Stecklina 2011; Füssenhäuser 2011; Sabla/Plößer 2013).

Die Wahrnehmung und Bedeutung von Geschlechterperspektiven spiegelt sich hingegen in aktuellen Fachdebatten und in einer Vielzahl von Veröffentlichungen zu Sozialer Arbeit und Geschlecht, Genderkompetenz, gendersensibler und diversitätsbewußter Sozialer Arbeit; in den letzten Jahren wird zudem die Forderung nach „Mehr Männern in der Sozialen Arbeit“ kontrovers diskutiert (vgl. u. a. Bereswill/Stecklina 2010; Bereswill/Ehlert 2015; Ernstson/Meyer 2013; Rose/May 2014). Dabei wird in diesen Debatten sehr unterschiedlich auf geschlechtertheoretische Diskurse zurückgegriffen. Das hat auch damit zu tun, dass sich die sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung in den letzten vierzig Jahren derart ausdifferenziert hat, dass wir es hier mit einer heterogenen und zum Teil widersprüchlichen Theorielandschaft zu tun haben. Sie wird bestimmt durch fortlaufende theoretische Debatten über die Komplexität, die Relevanz und die Relationalität der Kategorie Geschlecht beispielsweise in den Kontroversen über Intersektionalität (Knapp/Klinger 2008; Lutz u. a. 2013; Knapp 2013a; Bereswill u. a. 2015) oder über die Dekonstruktion von Geschlecht.

Gleichzeitig scheint aber insbesondere Gender zu einem Allerweltsbegriff zu werden, so fragt Sabine Hark, ob Gender nicht längst Routine geworden ist: „ein Item auf einer Checkliste, die Inklusion suggeriert: Wurde auch der *Gender*-Aspekt berücksichtigt?“ (Hark 2014, S. 54, Hervorhebung im Original). Was damit genau gemeint ist, welches theoretische Verständnis von Gender die jeweiligen Konzepte und Debatten bestimmt, wird oft nicht mehr expliziert (Ehlert 2012). Darüber hinaus besteht das Problem, dass eine Ver-

flachung oder gar entgegengesetzte Verwendung von Gender stattfindet: „Gerade am pädagogischen Diskurs wird deutlich die Verschiebung erkennbar, die er [der Begriff Gender, G. E.] von dem Impetus des Einspruchs und der Aufdeckung von Naturalisierungsgesten zu seiner Domestizierung und der Verundeutlichung von Geschlechterkonstruktionen genommen hat. Wenn etwa mit explizitem Verweis und dem Etikett >gendersensibel< geschlechterbetonende und unterscheidende Maßnahmen als besonders fortschrittlich erscheinen, so wird *Gender* hier in der Bedeutung einer Personvariable und als Beschreibung der Geschlechtsidentität von Mädchen und Jungen eingesetzt (>so sind sie nun mal<) – eine Verwendung, die der Intention des Begriffs und seiner ursprünglichen Aufgabe im wissenschaftlichen und feministischen Kontext vollständig entgegengesetzt ist“ (Rendtorff 2014, S. 36). Wenn in Diskursen der Sozialen Arbeit von Geschlecht oder Gender die Rede ist, ist also eine begriffliche Genauigkeit geboten.

Ziel dieses Beitrags ist es daher, zentrale Ansätze und Diskurse der Frauen- und Geschlechterforschung und gleichzeitig ihre Impulse für die Theorieperspektiven Sozialer Arbeit zu skizzieren. Nach einem rückblickenden Einstieg über die kontinuierlichen Selbstvergewisserungen der Frauen- und Geschlechterforschung und die Diskussion über die Bedeutung der Kategorie Geschlecht (1) wird auf die gesellschaftstheoretische Theorieperspektive, Geschlecht als Strukturkategorie (2) zu konzipieren, näher eingegangen. Daran anschließend werden die Erkenntnisse zu Intersektionalität (3) und Geschlecht als sozialer Konstruktion (4) skizziert und die Diskussion um das Konzept der Hegemonialen Männlichkeit (5) aufgegriffen. Nach zwei weiteren theoretischen Zugängen, dem subjekttheoretischen Verständnis von Geschlecht als Konfliktkategorie (6) und der Dekonstruktion geschlechtlicher Identitäten aus der Perspektive der Queer Studies (7) erfolgt ein kurzer abschließender Ausblick (8).

Mit diesem Beitrag wird ein offenes Projekt verfolgt, in dem unterschiedliche Diskurse verbunden oder auf einander bezogen werden können. Erkenntnisleitend ist dabei die Annahme, dass der Vielfalt an Aufgaben und Arbeitsfeldern sowie der gesellschaftlichen Bedeutung Sozialer Arbeit theoretisch nur begegnet werden kann, wenn sich Reflexionen, Analysen und Forschung in einem interdisziplinären oder transdisziplinären Wissenschaftsverständnis im Diskurs entwickeln. Theorieentwicklungen zu sozialer Ungleichheit, Armut und sozialen Probleme, zum Wandel der Wohlfahrtsstaaten, Fragen des Aufwachsens und der Sozialisation, zu gesellschaftlichen Normalitätsunterstellungen und -erwartungen, zu Professionalisierungsprozessen und professioneller Identität sind auf Disziplinen überschreitende Diskurse angewiesen, was hier am Beispiel geschlechtertheoretischer Ansätze gezeigt wird.

1 Kontinuierliche Reflexionen kritischer Theoriebildung

Nicht nur die Soziale Arbeit ist permanent mit der Diskussion ihres Gegenstandes und ihres Wissenschaftscharakters beschäftigt, auch in der Frauen- und Geschlechterforschung, in der feministischen Wissenschaft und in den Gender Studies finden kontinuierlich Reflexionen und Selbstvergewisserungen um Begriffe, Grundlagen und Perspektiven statt. Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass die autonome Frauenbewegung, Frauenforschung, Einrichtungen der Frauenförderung und der Gleichstellung und Frauennetzwerke in Parteien und Gewerkschaften, das „magische Viereck“ (Ilse Lenz), bis in die 1990er Jahre als feministische Gegenöffentlichkeit gewirkt haben – und trotz aller Differenzen von einem gemeinsamen Impetus getragen wurden: Der „Kritik aller Verhältnisse, in denen Frauen herabgesetzt, benutzt und in ihren Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten beschnitten werden. Im theoretischen Diskurs äußert sich das kohäsive Moment des Feminismus nicht zuletzt in einer Bereitschaft, schließlich auch einer Fähigkeit, zur Befragung der eigenen politischen und epistemischen Grundlagen“ (Knapp 2013b, S. 106). Diese mit anderen Akteur_innen geteilte Perspektive auf einen gemeinsamen Gegenstand und die selbstverständliche kritische Grundhaltung, die den Beginn des feministisch akademischen Wissensprojekts in den 1970er Jahren kennzeichnet, hat sich in den vergangenen vierzig Jahren stark gewandelt. Die gegenwärtige Frauen- und Geschlechterforschung bzw. die heutigen Gender Studies finden unter völlig anderen Rahmenbedingungen statt. Der Bezug auf „Frauen“ und „Feminismus“ ist weitestgehend verschwunden, die „Gegenstände feministischer Reflexion – die soziale und politische Situation von Frauen und Männern, aber auch die Institutionalisierungen des Geschlechterverhältnisses, soziale und kulturelle Formationen, Diskurse und Repräsentationen“ (Hark 2014, S. 56) verändern sich zudem historisch, sie „veralten“. Dementsprechend sind „begriffliche, theoretische und methodologische Revisionen und Entwicklungen nicht nur unvermeidlich, sie sind sogar notwendig“ (ebd.). Vor diesem Hintergrund lässt sich eine komplexe, intensive und kontroverse Debatte über die Kategorie Geschlecht und den Begriff Gender in der Frauen- und Geschlechterforschung nachvollziehen. Dabei geht es eben auch um die fortdauernde Reflexion von Wissensproduktionen und Theoriepositionen.

2 Geschlecht als Strukturkategorie – Geschlechterverhältnisse in der Sozialen Arbeit

Zur gesellschaftstheoretischen Analyse der Ungleichheit zwischen den Geschlechtern hat sich in den 1980er Jahren der Begriff des *Geschlechterverhältnisses* etabliert, mit dem *Geschlecht als Strukturkategorie* verstanden wird. Regina Becker-Schmidt (1993) hat in diesem Kontext für die jeweiligen Geschlechtergruppen den Begriff der *Genus-Gruppen* geprägt. Genus verweist auf die Wortbedeutungen von Geschlecht und Gattung: „Geschlechter nehmen soziale Stellungen ein. Das gilt nicht nur für Familien vornehmer Abstammung, z. B. für Adelsgeschlechter, die sich durch ihre Herkunft von den sogenannten gemeinen Volksschichten abgrenzen. Auch Frauen und Männer sind als Kollektive durch die Positionen unterschieden, die sie in der Geschlechterordnung einnehmen. Somit sind sie qua Genus eingegliedert in einen gesellschaftlichen Strukturzusammenhang: das Geschlechterverhältnis“ (Becker-Schmidt 1993, S. 38). Die Frauen- und Geschlechterforschung hat gezeigt, dass Geschlechterverhältnisse das Resultat von historischen Prozessen sind, in deren Verlauf sich beispielsweise eine bestimmte Arbeitsteilung zwischen den Genus-Gruppen oder unterschiedliche gesellschaftliche Sphären, wie die des Öffentlichen und Privaten in der bürgerlichen Gesellschaft heraus gebildet haben. Geschlechterverhältnisse, und darauf verweist auch der Begriff der Strukturkategorie, sind durch ein komplexes Gefüge sozialer Normen, Institutionen und Strukturen abgesichert.

Geschlecht als Strukturkategorie wird demnach gesellschaftstheoretisch als ein Prinzip gesellschaftlicher Gliederung und Hierarchiebildung betrachtet, als ein Muster, das Institutionen wie dem Arbeitsmarkt, der Arbeitsteilung oder der Familie zugrunde liegt. Es handelt sich um einen metatheoretischen, herrschaftskritischen Ansatz, mit dem auch die verdeckten Momente von Ungleichheit zwischen den Geschlechtern analysiert werden (Becker-Schmidt 1985, 1993). Die skizzierte Strukturperspektive ist für eine geschlechtertheoretisch fundierte Soziale Arbeit grundlegend, weil offene und verborgene Mechanismen der Reproduktion von Geschlechterverhältnissen im Zusammenhang mit komplexen Ungleichheitslagen und sozialen Problemen greifbar werden, in der Sozial- und Arbeitsmarktpolitik, in der Familienpolitik sowie der gesellschaftlichen Arbeitsteilung (Bereswill/Ehlert 2011). Mit Blick auf die Lebenslagen der Adressat_innen Sozialer Arbeit lässt sich fragen: Wie gehen Menschen mit den geschlechtsbezogenen Kanalsierungen beispielsweise auf dem Arbeitsmarkt, aber auch im Hilfesystem um? Wie sind die Lebensläufe und Biografien von (auch heranwachsenden) Menschen durch Geschlechterverhältnisse geprägt?

Aus strukturtheoretischer Perspektive rückt zudem das Verhältnis von Profession und Geschlecht in den Fokus der Aufmerksamkeit. Soziale Arbeit ist horizontal und vertikal geschlechtlich segregiert. Wie kommt es, dass nach wie vor überwiegend Frauen Soziale Arbeit studieren und ausüben, die wenigen Männer (im Verhältnis zu der Anzahl der Frauen) jedoch gleichzeitig häufiger in Leitungspositionen sind als ihre Kolleginnen? Der sozialhistorisch und gesellschaftstheoretisch geschärfte Blick auf das Beharrungsvermögen und den Wandel von Geschlechterverhältnissen macht deutlich, dass solche Phänomene nicht rein individuelle, sondern strukturelle Hintergründe und Ursachen aufweisen.

3 Geschlecht, Intersektionalität und Soziale Arbeit

In der Geschlechterforschung ist schon lange Thema, dass die Kategorie Geschlecht im Kontext von sozialen Ungleichheiten nicht isoliert betrachtet werden kann. Seit den 1990er Jahren wird unter dem Begriff der Intersektionalität die Verwobenheit, Überkreuzung oder Interdependenz von Geschlecht mit anderen Kategorien wie Klasse, Schicht, Ethnizität, sexueller Orientierung, Alter, Behinderung diskutiert (vgl. u. a. Aulenbacher/Riegraf 2012; Bereswill 2011; Bereswill/Degenring/Stange 2015; Knapp/Klinger 2008; Lutz/Herrera Vivar/Supik 2013; Riegraf 2011; Walgenbach 2012; Winker/Degele 2009). Dabei wird der Fokus auf das Zusammenwirken von sozialen Ungleichheiten gelegt, auf die Analyse der Wechselwirkungen unterschiedlicher Kategorien. In der Intersektionalitätsdebatte werden damit „grundlegende Fragen nach der theoretischen Erfassung gesellschaftlicher Ungleichheitsverhältnisse“ berührt (Bereswill 2015, S. 210) und damit auch zentrale gesellschaftstheoretische Fragen Sozialer Arbeit: Wie lassen sich Ungleichheiten in den Lebensbedingungen und Lebenslagen theoretisch fassen, die sich in komplexer Weise überlagern können. Eine intersektionale Perspektive in der Theoriebildung einzunehmen bedeutet dabei eine Steigerung von Komplexität und bedarf Klärungen der theoretischen Verortungen der jeweiligen Ungleichheitskategorien (Bereswill 2015; Scherr 2012; Walgenbach 2012): Werden gesellschaftliche Strukturkategorien vorausgesetzt, die je auf spezifische Weise wirksam werden? Oder stellt sich soziale Ungleichheit in Interaktionen und Handlungen her und sind damit soziale Kategorien kontextabhängige Phänomene? In der Theorieentwicklung der Sozialen Arbeit schärft die Beschäftigung mit Intersektionalität auf jeden Fall den Blick für die Komplexität, Widersprüchlichkeit und Vielschichtigkeit von Ungleichheitsverhältnissen sowie „Benachteiligungsdynamiken und multiplen Zugehörigkeiten. Eine große Herausforderung ist dabei, verfestigte Struk-

turen der Ungleichheit zu erkennen und zugleich auf starre Gruppen- und Identitätszuschreibungen zu verzichten“ (Bereswill 2011, S. 212).

4 Geschlecht als soziale Konstruktion – Soziale Arbeit und die (De)Konstruktion von Zweigeschlechtlichkeit

Im Alltagsbewusstsein gilt die Zweigeschlechtlichkeit bis heute als nicht weiter hinterfragbare Grundtatsache. Diesen fest verankerten Vorstellungen und Argumentationen über „die Natur“ der Frau oder des Mannes wird mit der Frauen- und Geschlechterforschung widersprochen. Erste Versuche, die Verknüpfung von Geschlecht und Biologie bzw. Natur aufzuheben, erfolgten bereits in den 1950er Jahren in der angelsächsischen Sexualwissenschaft durch die begriffliche Trennung von „sex“ und „gender“. Diese Unterscheidung wurde in den 1970er Jahren von der Frauenforschung aufgenommen und im deutschsprachigen Raum in den 1980er Jahren u. a. durch Carol Hagemann White (1984) publik gemacht. „Sex“ galt dem sogenannten biologischen Geschlecht, „gender“ dem sogenannten sozialen Geschlecht, im Sinne von sozialer, kultureller und gesellschaftlicher Prägung. „Im Mittelpunkt stand die kulturelle Variabilität der an Frauen (und Männer) gerichteten Verhaltenserwartungen, Eigenschaftszuschreibungen und sozialen Positionierungen, die eng mit der jeweiligen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern korrespondieren“ (Gildemeister 2008, S. 167). Die Durchsetzung des Begriffs Gender und die gleichzeitige Kritik an dem sex-gender Dualismus erfolgte maßgeblich durch die Rezeption von Judith Butlers Studie „Gender Trouble“, die 1991 unter dem Titel „Das Unbehagen der Geschlechter“ in Deutschland erschien. Spätestens seitdem wird die Gleichursprünglichkeit und die Relationierung von Natur und Kultur im Hinblick auf die Kategorie Geschlecht intensiv diskutiert.

Folgt man dem theoretischen Verständnis von Geschlecht als Konstruktion können Geschlechterdifferenzen und die Existenz von Frauen und Männern nicht einfach vorausgesetzt werden. „Damit verbunden sind theoretische und methodische Strategien, die es erlauben, soziale Zusammenhänge nicht *mit* der Kategorie >Geschlecht< zu untersuchen, sondern die Herstellung *von* Geschlecht selbst zu beobachten“ (Bereswill 2008, 107, Hervorhebung im Original). Geschlecht als eine soziale Konstruktion zu betrachten, bedeutet Weiblichkeit und Männlichkeit nicht als Ausdruck einer natürlichen Differenz zwischen Frauen und Männern zu begreifen, sondern als das Ergebnis von Konstruktions- und Zuschreibungsprozessen. Dementsprechend konstruieren sich auch Geschlecht und Arbeit wechselseitig. So zeigt Angelika Wetterer in ihren Überlegungen zu „Gender at work“ wie Unterstellungen von „natürlichen“ Eigenschaften der Geschlechter mit Zuschreibungen und Be-

wertungen von Tätigkeiten verknüpft sind. Frauen und Männer werden zu ungleichen und verschiedenen Gesellschaftsmitgliedern, weil und indem sie Verschiedenes tun und weil das, was sie tun, unterschiedlich bewertet wird (vgl. Wetterer 2002, 2009). Mit dem von Gayle Rubin 1975 formulierten „sameness taboo“ zwischen den Geschlechtern wird deutlich, dass, selbst wenn Frauen und Männer gleiches tun, dieses unterschiedlich wahrgenommen und bewertet wird.

Diese Überlegungen des *doing gender while doing work* haben für konstruktivistische Theoriediskurse Sozialer Arbeit eine hohe Relevanz, sie sensibilisieren für geschlechtsbezogene Zuschreibungen und für ‚blinde Flecke‘ in der Reproduktion von Zweigeschlechtlichkeit und Geschlechterhierarchien in der Sozialen Arbeit. Prozesse des *doing gender* finden in der Praxis alltäglich in der Interaktion zwischen den Adressat_innen und den Fachkräften, sowie in Teams und Organisationen statt. Geschlecht begegnet professionell Handelnden zumeist implizit in Deutungsmustern zu sozialen Problemen, sozialer Kontrolle oder Hilfebedürftigkeit. Diese Gemengelage von wechselseitigen Wahrnehmungen und Zuschreibungen strukturiert die Interaktion zwischen Adressat_innen und Fachkräften. Auf beiden Seiten werden Erwartungen, Problemwahrnehmungen und Deutungen der Situation implizit und explizit von Geschlechterkonstruktionen und Inszenierungen mitbestimmt. Alltägliches Geschlechterwissen – im Körpergedächtnis, in der Körpersprache, im Handlungswissen – wird in der Regel nur explizit, wenn dies gezielt reflektiert wird (vgl. Wetterer 2008; Ehlert 2013). Reflexionen können durch Irritationen sowie durch bewusste Beobachtungssequenzen und Gedankenexperimente initiiert werden. Geschlechtertheorien sind dementsprechend eine notwendige Voraussetzung für die Soziale Arbeit, um implizite und explizite Zuschreibungen, erkennen, aufdecken und in ihrer Wirkung reflektieren zu können.

5 Kritische Männlichkeitsforschung – Soziale Arbeit und Hegemoniale Männlichkeit

Männlichkeit als soziale Konstruktion ist scheinbar immer mit Macht verbunden. Diese symbolische Verknüpfung von Macht und Männlichkeit hat Raewyn Connell mit ihrem Konzept der hegemonialen Männlichkeit sowohl für die heterosoziale Dimension der Geschlechterverhältnisse als auch die homosoziale Dimension innerhalb der Genus-Gruppe der Männer beschrieben. „Hegemoniale Männlichkeit ist eine in zweifacher Hinsicht relationale Kategorie: Sie steht in Relation zu untergeordneter Weiblichkeit und zu anderen, nicht hegemonialen Ausprägungen von Männlichkeit. Connell unterscheidet hier untergeordnete, komplizenhafte und marginalisierte Männlich-

keiten“ (Bereswill/Meuser/Scholz 2007, S. 11). Nach Connell wird, in Bezugnahme auf Gramsci, die Hegemonie der männlichen Herrschaft weniger durch Zwang oder Gewalt abgesichert als durch den Konsens und die Anerkennung allgemeiner kultureller Normen und Werte durch Frauen und Männer. In der symbolischen und institutionellen Verknüpfung von Autorität und Männlichkeit liegt die männliche Macht gegenüber Frauen begründet, für Connell ist dies „die Hauptachse männlicher Macht“ (Meuser 2011, S. 197). Mit dem Konzept der hegemonialen Männlichkeit, das zu einer Leitkategorie der sozial- und kulturwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung avanciert ist, sind allerdings vielfältige kritische Diskussionen verbunden. Kritisiert werden begriffliche Unschärfen und Mehrdeutigkeiten, Connell nehme zum einen eine Herrschaftsanalyse vor und bewege sich auf der gesellschaftstheoretischen Ebene, zum anderen gehe es um Muster von Männlichkeiten in einer Gesellschaft. Dabei sei es schwierig zu bestimmen, welche Formen von Männlichkeit hegemoniale Männlichkeiten repräsentieren (vgl. Meuser 2010a, S. 329).

Hegemoniale Männlichkeit wird als kulturelles Männlichkeitsideal, als Orientierungsmuster verstanden, welches normativen Druck erzeugt, dem sich Männer nicht leicht entziehen können (vgl. Meuser 2011, S. 198). Welche Formen von Männlichkeit als hegemonial anzusehen sind, variiert, so ist „hegemoniale Männlichkeit kein starres Gebilde, sondern eine historisch-gesellschaftlich variable Konfiguration vergeschlechtlichter Praktiken“ (Meuser 2011, S. 199). Durch gesellschaftlichen Wandel und neue Herausforderungen formiert sich hegemoniale Männlichkeit entsprechend neu. So werden die analytischen Möglichkeiten und die theoretischen Reichweiten des Ansatzes intensiv diskutiert (vgl. Heft 3/2010 „Erwägen –Wissen – Ethik“). Meuser plädiert für eine ausdrückliche Berücksichtigung der zweifachen Relationalität hegemonialer Männlichkeit sowie der Konstruktionen von Männlichkeiten im öffentlichen und privaten Raum unter Einbezug des Konzepts der Intersektionalität (vgl. Meuser 2010b, S. 429). Weiterhin kontrovers ist, ob es mehrere hegemoniale Männlichkeiten gibt, ob sich beispielsweise spezifische Formen hegemonialer Männlichkeiten in unterschiedlichen Feldern herausbilden. Welche Form(en) hegemonialer Männlichkeit in der Sozialen Arbeit in Disziplin und Profession vorherrschen, ist bislang wenig untersucht worden, in den geschlechtertheoretischen Fachdebatten der Sozialen Arbeit gibt es aber erste empirische Studien und theoretische Entwürfe (Ganß 2011; Schaffer 2013; Rose/May 2014). Für alle Arbeitsfelder Sozialer Arbeit ist die Auseinandersetzung mit Männlichkeitskonstruktionen und –idealen relevant, explizit geschlechtertheoretische Ansätze werden beispielsweise in der Arbeit mit rechtsextrem orientierten und gefährdeten Jugendlichen und in Fanprojekten erarbeitet (vgl. u. a. Baer/Möller/Wiechmann 2014).

6 Geschlecht als Konfliktkategorie

Mit der Thematisierung von Geschlecht als Konflikttheorie steht die Frage nach dem Subjekt, nach dem Werden und Gewordensein als individuelle Frau oder Mann im Zentrum. Aus einer subjekttheoretischen Perspektive ist Geschlecht ein Aspekt der Identität von Menschen. Dieser theoretische Zugang betont die intersubjektive Aneignung und intrasubjektive Verarbeitung sozialer Erfahrungen. Kulturelle Deutungsangebote von Weiblichkeit und Männlichkeit werden jedoch nicht einfach übernommen oder abgelehnt. Die Geschlechtsidentität von Menschen ist vielmehr Ausdruck eines lebenslangen, spannungsreichen und mit fortlaufenden Konflikten verbundenen Aneignungsprozesses, in dessen Verlauf der Eigensinn des Subjekts und gesellschaftliche Erwartungshorizonte in Spannung zueinander stehen (Bereswill 2006). Nach dieser Lesart ist Geschlecht eine Konfliktkategorie und Geschlechtsidentität keine abgeschlossene Entwicklungsleistung. Damit wird der Vorstellung einer eindeutigen, stabilen geschlechtlichen Identität, die im Laufe der Sozialisation erworben und hergestellt wird, widersprochen (Dausien 2006).

Um Geschlecht als Konfliktkategorie und die Lebenslagen und Lebensentwürfe von Frauen und Männern subjekttheoretisch zu begreifen, gilt es die gesellschaftlichen Erwartungszwänge und Chancenstrukturen im Blick zu behalten. Zugleich bedeutet dieser Zugang, offen zu bleiben für die eigensinnige Gestaltung sozialer Zwänge, Chancen und Risiken sowie für das subjektive Selbstempfinden ‚als Frau‘ oder ‚als Mann‘. Eine biographische Perspektive ist hier hilfreich, um die Bedeutung von Geschlecht im lebensgeschichtlichen Prozess zu verstehen und zu rekonstruieren. Wie deuten und verarbeiten Menschen ihre lebensgeschichtlichen Erfahrungen im Umgang mit gesellschaftlich vorstrukturierten geschlechtsbezogenen Erwartungen? Wird Geschlecht in biographischen Selbstentwürfen manifest thematisiert? Welche anderen Ungleichheitsrelationen treten möglicherweise in den Vordergrund der (Selbst)Positionierung von Menschen?

7 Queer Studies – Die Dekonstruktion von Geschlecht und Sexualität

Queer lässt sich aus dem Englischen mit seltsam, eigenartig und suspekt übersetzen. Der Begriff queer galt in den USA lange als Schimpfwort in der Bezeichnung für diejenigen, die von der heterosexuellen Norm abweichen, für Schwule, Lesben und Transgender. Erst in den 1980er und 1990er Jahren fand eine Umdeutung und Umwertung von queer statt, durch Aktivist_innen

politischer Bewegungen (Act-Up-Bewegung während der AIDS-Krise), die sich für die Respektierung und Anerkennung von nicht normativen Sexualitäten stark machten (vgl. Castro Varela 2011). Queer wird heute als politischer und wissenschaftlicher Begriff verwendet, der Begriff Queer Theory geht auf Teresa de Lauretis (1991) zurück. Sowohl im politischen als auch im akademischen Diskurs geht es um die Überschreitungen von kategorialen Formierungen von Subjektivität durch Geschlecht und Sexualität, sozialen Beziehungen, symbolisch-kulturellen Vorstellungen und Repräsentationen sowie gesellschaftlichen Diskursen, Praxen und Institutionen. Theoretische Grundlagen der Queer Studies finden sich im Poststrukturalismus in den Arbeiten von Jean-Francois Lyotard und Michel Foucault sowie in den Werken Judith Butlers. Foucaults Studien zur diskursiven Verfasstheit von Geschlecht und Sexualität sowie Butlers Veröffentlichungen „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1991) und „Körper von Gewicht“ (1995) lenken den Blick auf Mechanismen der Konstruktion und Dekonstruktion geschlechtlicher Identitäten.

Die Perspektive der Queer Studies stellt die Normierungen, Hierarchisierungen und binären Codierungen von Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität grundlegend in Frage. Starre Identitätsvorstellungen werden zurück gewiesen und vielfältige geschlechtliche und sexuelle Lebensweisen entpathologisiert. Geschlecht wird diskurstheoretisch als sprachgebundene, aber auch körperbezogene Aufführung binärer Codierungen analysiert, diese zu entlarven und überwinden erfordert, jede Vorstellung eines festen Kerns von Geschlechterdifferenz aufzugeben. Theorien Sozialer Arbeit gewinnen aus dieser Perspektive starke Impulse zur kritischen Reflexion von dominanten Normalitätsvorstellungen und gewaltförmigen Identitätslogiken. Solche Zumutungen zu irritieren sowie auf Diskriminierungen und Ausgrenzungen aufmerksam zu machen, geht dabei Hand in Hand. Hier zeigen sich Anschlüsse zwischen einer inklusiven menschenrechtsbasierten und einer geschlechterbewussten Sozialen Arbeit, die die Sichtbarkeit und Förderung von geschlechtlicher Vielfalt voran bringt und die alltäglichen Zumutungen von Heteronormativität nicht weiter fortschreibt.

8 Ausblick

Geschlechtertheoretische Analysen und Reflexionen verändern die Theoriediskurse der Sozialen Arbeit und erhöhen deren Differenzierungspotentiale. Daraus resultiert ein umfassenderes Verständnis von gesellschaftlichen Strukturen und sozialer Ungleichheit sowie eine Sensibilisierung für die wissenschaftliche und handlungspraktische Reproduktion von Zuschreibungen und Benachteiligungen. Auf Subjektivität und Intersubjektivität bezogen betrifft dies die kritische Auseinandersetzung mit den lebenslangen Identi-

tätswängen einerseits und möglichen Spielräumen für deren Überschreitungen andererseits.

Voraussetzung dafür ist, sorgfältig mit Theorien und Begriffen zu arbeiten: Wenn Geschlecht, Diversität, Gender oder Intersektionalität als Kernkonzepte in die Theorien Sozialer Arbeit Eingang finden, heißt das, jeweils begriffliche und theoretische Präzisierungen vorzunehmen. Entscheidend ist hierbei auch, nicht umstandslos von der Struktur auf die Handlungsebene zu schließen. Darüber hinaus gilt es, den kritischen und reflexiven wissenschaftlichen Anspruch von geschlechtertheoretischen Ansätzen in die Soziale Arbeit mitzunehmen und zu übersetzen. Die Bedeutung von Geschlecht für die Soziale Arbeit lässt sich nur angemessen erfassen, wenn eine reflexive Version von Geschlecht die theoretische Perspektive lenkt. Damit ist auch verbunden, den eigenen Blick immer wieder zu öffnen und zu irritieren, um der Gefahr der theoretischen Reifizierung von Differenz- und Hierarchiekonstruktionen entgegen zu wirken. Wenn wir in diesem Sinne die Differenziertheit und Komplexität der Kategorie Geschlecht aufnehmen, bietet sich für die Soziale Arbeit die Chance, theoretisch weiter zu denken und auch komplexe Theorie-Praxis-Bezüge weiter aus zu buchstabieren.

Literatur

- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2012): Intersektionalität und soziale Ungleichheit. <http://www.portal-intersektionalitaet.de> [Zugriff: 03.09.2015].
- Baer, Silke/Möller, Kurt/Wiechmann, Peer (Hrsg.) (2014): Verantwortlich Handeln. Ansätze der Sozialen Arbeit mit rechtsextrem orientierten Jugendlichen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Becker-Schmidt, Regina (1985): Probleme einer feministischen Theorie und Empirie in den Sozialwissenschaften. In: *Feministische Studien* 2, S. 93-104.
- Becker-Schmidt, Regina (1993): Geschlechterdifferenz – Geschlechterverhältnis: Soziale Dimensionen des Begriffs „Geschlecht“. In: *Zeitschrift für Frauenforschung* 1 u. 2, S. 37-46.
- Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (1987): *Geschlechtertrennung – Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens*. Bonn.
- Bereswill, Mechthild (2006): Männlichkeit und Gewalt. Empirische Einsichten und theoretische Reflexionen über Gewalt zwischen Männern im Gefängnis. In: *Feministische Studien*, 2, S. 242-255.
- Bereswill, Mechthild (2008): Geschlecht. In: Baur, Nina/Korte, Hans/Loew, Martina/Schroer, Markus (Hrsg.): *Handbuch Soziologie*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 97-116.
- Bereswill, Mechthild (2011): Intersektionalität. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): *Wörterbuch Soziale und Geschlecht*. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 210-213.

- Bereswill, Mechthild (2015): Komplexität steigern: Intersektionalität im Kontext von Geschlechterforschung. In: Bereswill, Mechthild/Degenring, Folkert/Stange, Sabine (Hrsg.): Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 210-230.
- Bereswill, Mechthild/Degenring, Folkert/Stange, Sabine (Hrsg.) (2015): Intersektionalität und Forschungspraxis. Wechselseitige Herausforderungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2011): Geschlechterverhältnisse. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 167-169.
- Bereswill, Mechthild/Ehlert, Gudrun (2015): Sozialisation im Kontext des Krisendiskurses über Jungen. In: Dausien, Bettina/Thon, Christine/Walgenbach Katharina (Hrsg.): Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft Bd. 11: Geschlecht – Sozialisation – Transformationen. Opladen, Berlin und Toronto: Verlag Barbara Budrich (im Erscheinen).
- Bereswill, Mechthild/Stecklina, Gerd (2010) (Hrsg.): Geschlechterperspektiven für die Soziale Arbeit. Zum Spannungsverhältnis von Frauenbewegungen und Professionalisierungsprozessen. Weinheim und München: Juventa
- Bütow, Birgit/Munsch, Chantal (Hrsg.) (2012) : Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Berlin: Berlin Verlag.
- Castro Varela, María do Mar (2011): Queer. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale und Geschlecht. Weinheim und München. Juventa Verlag, S. 340-342.
- Dausien, Bettina (2006): Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht. In: Bilden, Helga/Dausien, Bettina (Hrsg.): Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich, S. 17-44.
- Ehlert, Gudrun (2010): Profession, Geschlecht und Soziale Arbeit. In: Bereswill, Mechthild/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Geschlechterperspektiven für die Soziale Arbeit. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 45-60.
- Ehlert, Gudrun (2012): Gender in der Sozialen Arbeit. Konzepte, Perspektiven, Basiswissen. Schwalbach/Ts: Wochenschau Verlag.
- Ehlert, Gudrun (2013): Geschlechterwissen in der Sozialen Arbeit. In: Newsletter der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit, 2, S. 8-10.
- Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.) (2011): Wörterbuch Soziale Arbeit und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Ernstson, Sven/Meyer, Christine (Hrsg.) (2013). Praxis geschlechtersensibler und interkultureller Bildung. Wiesbaden: Springer VS.
- Füssenhäuser, Cornelia (2011): Theoriekonstruktion und Positionen der Sozialen Arbeit. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. 4., völlig neu bearbeitete Auflage. München: Ernst Reinhardt Verlag, S. 1646-1660.
- Gaß, Petra (2011): Männer auf dem Weg in die Soziale Arbeit – Wege nach oben? Opladen und Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich.

- Gildemeister, Regine (2008): Soziale Konstruktion von Geschlecht: „Doing gender“. In: Wilz, Sylvia Marlen (Hrsg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 167-198
- Gildemeister, Regine; Robert, Günter (2008): Geschlechterdifferenzierungen in lebenszeitlicher Perspektive. Interaktion – Institution – Biografie. Wiesbaden: VS Verlag
- Goffman, Erving (1994): Interaktion und Geschlecht. Hrsg. Und eingeleitet von Hubert A. Knobloch. Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Hagemann-White, Carol (1984): Sozialisation weiblich – männlich? Opladen: Leske und Budrich.
- Hark, Sabine (2014): Kontingente Fundierungen: Über Feminismus, Gender und die Zukunft der Geschlechterforschung. In: Fleig, Anne (Hrsg.): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, S. 51-75.
- Knapp, Gudrun-Axeli/Klinger, Cornelia (Hrsg.) (2008): ÜberKreuzungen. Fremdheit, Ungleichheit, Differenz. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013a): Zur Bestimmung und Abgrenzung von ‚Intersektionalität‘. Überlegungen zu Interferenzen von ‚Geschlecht‘, ‚Klasse‘ und anderen Kategorien sozialer Teilung. In: Erwägen – Wissen – Ethik, Jg. 24, 3, S. 341-354.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013b): Für einen Weltbegriff feministischer Kritik. In: Feministische Studien 1/13, S. 105-112.
- Lauretis, Teresa de (1991): Queer Theory: Lesbian and Gay Sexualities. An Introduction. In: differences: A Journal of Feminist Cultural Studies 3:2, iii-xviii
- Lutz, Helma/Herrera Vivar/Maria Teresa; Supik, Linda (Hrsg.) (2013): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. 2., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: Springer VS
- Meuser, Michael (2010a): Geschlecht, Macht, Männlichkeit – Strukturwandel von Erwerbsarbeit und hegemoniale Männlichkeit. In: EWE, Jg. 21, 3, S. 325-336.
- Meuser, Michael (2010b): Hegemoniale Männlichkeit – ein Auslaufmodell? In: EWE, Jg. 21, 3, S. 415-431.
- Meuser, Michael (2011): Hegemoniale Männlichkeit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 197-199.
- Rendtorff, Barbara (2014): Geschlecht als Frage und Begrenzung: Wie über Gender sprechen? In: Fleig, Anne (Hrsg.): Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose. Frankfurt a. M.: Campus Verlag, S. 35-50.
- Riegraf, Birgit (2011): Soziale Ungleichheit. In: Ehlert, Gudrun/Funk, Heide/Stecklina, Gerd (Hrsg.): Wörterbuch Soziale und Geschlecht. Weinheim und München: Juventa Verlag, S. 379-382.
- Schäffer, Hanne (2013): Sozialpädagogin und Mann. Männliches Selbstverständnis in einem Frauenberuf. Freiburg im Breisgau: Lambertus Verlag.
- Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie (Hrsg.) (2013): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Opladen, Berlin, Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Scherr, Albert (2012): Diskriminierung: Die Verwendung von Differenzen zur Herstellung und Verfestigung von Ungleichheiten. Vortrag 36. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Plenum Diversity und Intersektionalität. <http://www.portal-intersektionalität.de> [Zugriff: 03.09.2015].

- Walgenbach, Katharina (2012): Intersektionalität – eine Einführung. <http://www.portal-intersektionalitaet.de> [Zugriff: 03.09.2015]
- Wetterer, Angelika (2002): Arbeitsteilung und Geschlechterkonstruktionen: Gender at work in theoretischer und historischer Perspektive. Konstanz.
- Wetterer, Angelika (2008). Geschlechterwissen und soziale Praxis: Grundzüge einer wissenssoziologischen Typologie des Geschlechterwissens. In: Wetterer, Angelika (Hrsg.): Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge. Königstein im Taunus, S. 39-63.
- Wetterer, Angelika (2009): Arbeitsteilung & Geschlechterkonstruktion – Eine theoriegeschichtliche Rekonstruktion. In: Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hrsg.): Arbeit. Perspektiven und Diagnosen der Geschlechterforschung. Münster, S. 42-63.
- Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript Verlag.

Silvia Staub-Bernasconi

Krieg und Frieden als Theorie, Empirie und soziale Praxis von Jane Addams¹

„Es besteht eine Überzeugung, dass die Auswahl unserer Erfahrungen einer ethischen Pflicht unterliegt, weil das Ergebnis dieser Auswahl letztlich unser Verständnis des Lebens bestimmt.“ (Jane Addams 1902, S. 9f.)

„Was hat die Menschheit letztlich auf diesem Globus trotz allem Elend der Natur und allem tragischen Versagen der Menschen letztlich am Leben erhalten, wenn nicht der Glaube an neue Möglichkeiten und Mut, dafür anwaltschaftlich einzustehen!“ (Zitat auf einer Mauer in Los Angeles)

Jane Addams schreibt in ihrem Vorwort zum Buch „Newer Ideals of Peace“ (1907), dass die dort eingeführten Vorstellungen von Internationalität und Kosmopolitismus (Weltbürgertum) auf Erfahrungen in einem Stadtteil von Chicago beruhen. Zwei Kapitel wurden bereits als Keynotes (addresses) und zwei weitere als Artikel in der *North American Review* und im *American Journal of Sociology* publiziert. Stratenwerth (1990) bezeichnet sie als Gründerin des Settlements von Hull House in Chicago als Sozialarbeiterin; Deegan (1990) als Soziologin und damit als Vertreterin einer universitären Disziplin. Für beides gibt es viele Belege, die aber auch zeigen, dass das Auseinanderdividieren von Disziplin und Profession etwas trennt, was bei Jane Addams eng zusammengehört, nämlich erfahrungs- und realitätsbezogene Human- und Sozialwissenschaft sowie deren Transformation in eine mehrniveaunale Praxis Sozialer Arbeit. Seit 2006 hat sie auch als Philosophin in der *Stanford Encyclopedia of Philosophy* (2014) mit einem mehrseitigen Eintrag Eingang gefunden.

¹ Der Beitrag erschien in englischer Sprache in: Gaby Franger & Claudia Lohrenscheit (Eds.) (2015): *Peacebuilding – Gender – Social Work – International Human Rights Dialogue: Celebrating the 100th Anniversary of the Women’s Peace Congress*, Paulo Freire Verlag, Oldenburg, S. 49-73

1 Jane Addams' Gesellschafts- und Friedenstheorie

Grund- und Ausgangsproblem im Denken von Jane Addams über Gesellschaft, Krieg und Frieden ist die in die soziale Struktur eingebaute „Destruktivität“ (ein aktuellerer Begriff wäre „strukturelle Gewalt“) moderner Industriegesellschaften und die je nachdem defensive oder aggressive Abwehr, denen alle Bestrebungen um menschliches Wohlergehen ausgesetzt sind. Darunter zählt sie unter anderem die Bemühungen zur Bekämpfung von Armut, Krankheit, Unwissenheit, ungesunder, menschenunwürdiger Wohn- und Arbeitsverhältnisse, die durch Not erzwungene Prostitution und den damit zusammenhängenden mafiös organisierten Frauenhandel, ferner die Bekämpfung von Verbrechen und Gewalt. Die alleinige Orientierung der Eliten an den individuellen Freiheitsrechten verhindere nicht nur die Weiterentwicklung der Gesellschafts- und Staatsidee unter kapitalistisch-industriellen Bedingungen, sondern sie verhindere geradezu die Wahrnehmung der Tatsache, dass es nicht nur politische Flüchtlinge gebe, die den Rechtsstaat anrufen, sondern auch Wirtschaftsflüchtlinge, die ein Recht auf menschenwürdige Lebensbedingungen hätten. (1907, S. 43ff., S. 63ff., S. 72) Der Militarismus in den Köpfen der Politiker, der Stadtverwaltung wie in der Gesetzgebung verunmögliche es, eine Stadt auch unter dem Aspekt der Sorge um Bedürfnisbefriedigung und der entsprechenden medizinischen, bildungsmäßigen, sozialen und kulturellen Versorgung zu betrachten. Aus ihrer Sicht ist eine Stadt immer noch eine militärisch gegen Feinde und Eindringlinge zu verteidigende Festung.

Was die *Erklärung* dieser strukturellen Destruktivität und militaristischen Bewusstseinsform betrifft, so lehnt sie die biologistisch-sozialdarwinistischen Theorien eines Spencer, Darwin, Sumner, Small, Park und Burgess und anderen entschieden ab, wobei die letzteren – unter dem Titel „Humanökologie“ – die akademische Diskussion an der Universität von Chicago beherrschen. (Kurtz 1984; Steiner-Khamsi 1992; Deegan 1990) Diese postulieren, dass nicht nur das Zusammenleben von Tierpopulationen, sondern auch dasjenige von Menschen faktisch nur aus Konflikten um Existenz- und Überlebensbedingungen, das heißt aus Invasion, Dominanz, Selektion und Sukzession bestehe. Dieses der Natur abgeschautete Leben und Überleben wird als *Recht des Stärkeren*, „Fitteren“ interpretiert, das nicht nur die biologische, sondern auch die menschlich-soziale Evolution voranbringt. Dabei beharrt Addams unter Berufung auf Peter Kropotkins Werk „Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt“ (1920) darauf, dass in Gesellschaften ebenfalls zahllose Kooperations- und Hilfsformen nachweisbar sind. Mit dem Darwinismus würden sich Vorstellungen gesellschaftlicher Entwicklung verknüpfen, welche die Immigranten aus dem Süden und Osten, die Bauern und Schwarzen und ihre Sozialorganisation als primitiv-unzivilisiert, undemokratisch und

unmodern bezeichnen; aber durch Assimilation würden sie stufenweise als zivilisierbar betrachtet. Dabei wurde als selbstverständlich angenommen, dass die weißen Amerikaner diesen Prozess bereits hinter sich gebracht haben. (Steiner-Khamsi 1992, S. 22-28) Jane Addams setzt solchen Fortschrittsvorstellungen eine Analyse der Probleme der amerikanischen sowie anderer kapitalistischer Gesellschaften ihrer Zeit entgegen: Diese Probleme beruhen auf einer durchgängigen, das heißt alle sozialen Teilsysteme dominierenden kriegerisch-militaristischen Logik und den mit dieser Logik teilweise kausal zusammenhängenden sozialen Strukturen, die den Mächtigen Repression und Ausbeutung ermöglichen. Und dieser kulturelle Code hat eine psychische Grundlage, nämlich die Größenfantasien und Expansionswünsche in den Köpfen sowohl des großen als auch des kleinen Mannes. Und obwohl sich der große und der kleine Mann als Mitglied des „Kapitals“ oder „Proletariats“ gegenseitig bekämpfen, bauen sie – unbeabsichtigt – *gemeinsam* am strukturellen Destruktivitätspotential moderner Industriegesellschaften. Dadurch werden alle sozialen Bindungen und Kooperationsformen, alle Solidaritätsbeziehungen, welche die Einwanderer(innen) noch kennen und pflegen, zerstört. Wirtschaftlicher Erfolg und Effizienz werden als Sieg und Wahrheitsbeweis für eine gute Gesellschaftstheorie und faire Gesellschaftsordnung gefeiert. Wirtschaften dient so nicht der Freiheit, sondern der Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln: „Die Maschine hat so für deren Besitzer die gleiche Funktion wie früher die Waffe: sie wird zur legitimen Ausbeutungswaffe, je nach Bedarf ergänzt und unterstützt durch Polizei und Militär.“ (1907, S. 149ff.) Die wirtschaftlich Schwächeren müssten dabei das Feld räumen, ohne dass die Sieger irgendwelche ethischen Skrupel haben müssen. Dieser kriegerische Code wird nun aber nicht nur von den Akteuren der Politik, Stadtverwaltung und Unternehmerschaft geteilt. Er gilt Addams zufolge auch für die Gewerkschaften: auch ihre Führer fordern absolute, frag- und kritiklose Loyalität und sind teilweise lediglich durch den Hass auf den kapitalistischen Feind zusammengehalten. Auch sie haben – wie die kapitalistische Unternehmer_innen – eine unterschiedliche Binnen- und Außenmoral entwickelt, das heißt auch sie betrachten alle außerhalb ihrer Organisationen – vor allem die neuen, unorganisierten Einwanderer_innen – ebenso die Frauen und Schwarzen – als vernachlässigbar, minderwertig und unansprechbar für vernünftiges und faires bzw. hartes Verhandeln mit dem Unternehmertum. Deshalb muss man ihnen die Aufnahme in die Gewerkschaften verweigern. (1907, S. 140ff.) Kurz, auch sie sind – trotz der Übernahme sozialistischer Gleichheits- und Gerechtigkeitsideen – Opfer und Reproduzenten eines Menschenbildes, das (Klassen-)Kampf und Krieg (revolutionäre Gewalt, Revolution) als notwendige, wenn nicht gar hinreichende Bedingung für persönlich-moralischen und sozialen Fortschritt betrachten.

2 Allgemeine Kritik an den Leitvorstellungen und öffentlichen Diskursen über Krieg und Frieden

Ihre Kritik bezieht sich zum einen auf philosophische Positionen aus dem 18. Jahrhundert, zum andern auf aktuelle, wirkungslose moralische Appelle von ehrbaren Friedensaktivisten und auf ökonomische Kostenmodelle (1907, S. 3-30).

2.1 *Zur Kritik an der idealistischen Philosophie und Ethik des 18. Jahrhunderts*

Unter Bezug auf Kant, Bentham und Buckle schreibt Addams: „Wir verteidigen immer noch den Krieg mit dem Argument, dass er das noble Blut und die höhere Innovationskraft der Nation anfeuert und sie deshalb vor moralischer Stagnation und der Abhängigkeit vom Kommerzialisismus (Kapitalismus) befreit. Wir merken nicht, dass wir diese Tugenden einem vergangenen Jahrhundert entleihen und dabei versagen, diejenigen Tugenden umzusetzen, die sich auf eine moderne (demokratische) Gesellschaft beziehen.“ (ebd., S. 28ff.) Da sie zu den genannten Autoren genauere Hinweise unterlässt, drängt sich ein kurzer Rückblick auf die von Massimo Mori (1989, S. 49-91) zusammengestellten Positionen von namhaften Philosophen über «Krieg und Frieden» des 18. Jahrhunderts auf: So erfahre durch *Kant (1724–1804)* die von französischen Aufklärern hochgehaltene Vorstellung des Wohlergehens, allgemeinen Wohlstandes und psychischen Wohlbefindens als bloße krude Äusserlichkeiten eine drastische Rückbindung zugunsten einer verinnerlichten Form von Glückseligkeit. An deren Stelle tritt in der Folge die individuelle, apriorisch zwecksetzende Vernunft, die weder von inneren noch äußeren realen Bedingungen abhängt. Alle Formen von Wohlbefinden und Glück werden als äußerlich, heteronom, paternalistisch diktiert betrachtet und entsprechend abgelehnt. Soziale Abhängigkeit, auch diejenige vom Staat ist Kant zufolge in jeder Form demütigend und unwürdig. Damit ebnete er den Weg für ein Denken, das als axiologische Priorität die Autonomie des Subjekts gegenüber seiner Abhängigkeit von „äußeren“, das heißt gesellschaftlichen Bedingungen festschreibt und mithin das Soziale entweder als das Übrigbleibende, der Autonomie Nachgeordnete oder gar Autonomie Gefährdende erscheinen lässt. Schmerz, Opfer, Leiden hören auf, ausschließlich negativ besetzte Werte zu sein, sondern werden – unter Bezug auf ihren Beitrag zur Verwirklichung „höherer Werte“ – positiv umdefiniert. Und mithin wird der Krieg zum „unentbehrlichen Mittel der moralischen und bürgerlichen Bildung des Menschen: In ihm allein vermag nach Kant der Mensch seine eige-

nen geistigen Fähigkeiten im höchsten Maße zu entwickeln.“ (Mori 1989, S. 72) In ähnlicher Weise sieht *Humboldt* (1768–1835) im Krieg „eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts“, und nur ungern sieht er ihn „nach und nach immer mehr vom Schauplatz der Geschichte zurücktreten“. (ebd., S. 72) Für *Hegel* (1770–1831) hat der Krieg «die höhere Bedeutung, dass durch ihn die sittliche Gesundheit der Völker in ihrer Indifferenz gegen das Festwerden der endlichen Bestimmtheiten erhalten wird, (so) wie die Bewegung der Winde die See vor der Fäulnis bewahrt, in welche sie eine dauernde Ruhe, wie die Völker ein dauernder oder gar ein ewiger Friede versetzen würde.» (ebd., S. 73) Der Krieg ist für Hegel nicht nur das Ende der problematischen bürgerlichen Sicherheit; er zerstört auch individuelles Eigentum, löscht individuelles Leben aus und wird „zu einer gewaltigen kathartischen Kraft“, die das „Individuum in seiner Nichtigkeit“ zeigt, wenn es versuchen sollte, sich vom „Ganzen“ oder der „Totalität“ zu befreien oder zu trennen. Er zwingt entsprechend das Individuum, ausschließlich im Dienste des Allgemeininteresses zu handeln. Das heißt, dass aus der Krise der Moral der Bourgeoisie die einzige «absolute Tugend hervorgeht: nämlich die Tugend der Tapferkeit.“ (ebd., S. 73, S. 78-79) Ein weiterer Schweizer Philosoph, *Albrecht von Haller*, stellt fest: Sogar dann, wenn man Tränen und Blut – das Elend des Krieges – beklagen würde, sei es gut zu wissen, dass Menschen zeigen können, dass sie fähig sind, etwas anzuerkennen, das höher ist als das Verschwinden ihres Lebens oder der irdischen Freuden und Lustbarkeiten.

Der wichtigste Autor, der Jane Addams zu ihrem Buch „*Newer Ideals of Peace*“ im Sinn einer Gegenposition inspirierte, war William James, der in Berlin Physiologie und Psychologie studierte. Im *International Journal of Ethics* hielt er 1906 folgendes fest (in: Deegan 2008, S. 289-303): „Der Krieg nährt (fosters) den Willen, das Äusserste ... für ein höheres Gut herzugeben; er ermöglicht es, über unser niedriges Selbst hinauszuwachsen, die Akzeptanz der Disziplin, die Unterordnung unserer unbedeutenden Ziele unter die letzten Zwecke und schliesslich die Erhabenheit (Exaltation) zu teilen, die dank der Identifikation des Selbst mit allen, die sich mit ihm der grossen Unternehmung anschliessen, möglich wird.² ... Krieg ermöglicht eine Gemeinwohlorientierung („common goods“) auf eine gebieterische Weise, die in friedlichen Zeiten nicht möglich ist; und diese bietet uns einen Halt, der in philanthropischen Unternehmungen keinesfalls sichergestellt werden kann.“ (op.cit. 2008, S. 293) Was sie allerdings von ihm übernimmt, ist die Idee der

1 Für eine differenzierte Auseinandersetzung mit diesen Denkfiguren unter Bezug auf Kant vgl. John Dewey (2000): *Deutsche Philosophie und Deutsche Politik!* Axel Honneth schreibt im Vorwort: „... nicht unbedeutend sind die Verstehensbarrieren, die hierzulande überwunden werden müssen, bevor ein Autor angemessen zu rezipieren ist, der die Aggressionspolitik Deutschlands im 20. Jahrhundert genealogisch nicht auf Nietzsche, nicht auf die Gegenaufklärung (nicht auf Darwin, StB), sondern auf den von Kant begründeten Idealismus zurückführt.“ (2000, S. 10)

Suche nach „funktionalen Äquivalenten“, um an der Friedenssicherung zu arbeiten (vgl. weiter unten).

Jane Addams lehnt die von vielen Philosophen geteilte Vorstellung strikt ab, wonach Krieg ein unvermeidlicher Begleiter gesellschaftlichen Fortschritts oder gar von Philanthropie sei. (1907, S. 3) Es ist nicht so, dass wir am untersten Ende der Entwicklungsskala die unzivilisierten Wilden haben, die brutale Gewalt ausüben und am oberen Ende eine ordentliche, zivilisierte Gesellschaft mit einem von allen geteilten moralischen Bewusstsein vorfinden, wobei in jeder neuen Entwicklungsphase Kriege notwendig sind, um sich zu einem höheren Zustand zu entwickeln. Neue Friedensideale fordern einen radikalen Schnitt mit der spekulativen Philosophie des 18. Jahrhunderts, die nach wie vor einen großen Einfluss auf unsere Demokratietheorie und die philanthropischen Aktivitäten mit ihrer Pflichtmoral hat. Wenn man von realen Menschen spreche und Wege finden wolle, an ihrem Leben teilzunehmen, dann müsse man auf die apriorischen Vorstellungen und Methoden dieser Philosophen verzichten und sie durch wissenschaftliche Methoden ersetzen. Denn die Humanisten des 18. Jahrhunderts sind nicht fähig, die Möglichkeit ins Auge zu fassen, sich in den Strom von realen Menschen zu begeben und ihre Hoffnungen und Ansprüche zu erfassen und zu teilen. Dieser Strom ist viel breiter und größer als das, was sie sich in ihrer Fantasie vorstellen können. Wer nach wie vor Kriegsideale propagiere, ist von dieser Form von Kameradschaft ausgeschlossen. Spekulative Philosophie führt dazu, dass diese Inkompetenz durch ein «enthusiastisch-abstraktes» Bild des sogenannten «natürlichen Menschen» ersetzt wird, das keiner Realität standhält: «Da ihr Idealismus eine Form repräsentiert, die Angst vor Erfahrung hat, weigerten sich ihre Begründer, die Schwierigkeiten wahrzunehmen, die ein sich selbst-regierendes Volk mit Sicherheit haben würde. Sie bestanden darauf, dass wenn nur die Menschen Freiheit hätten, sie quasi automatisch in den Pfaden der Gerechtigkeit, Gleichheit und Rechtschaffenheit wandeln würden.» (ebd., S. 17f.). Die Folge davon ist die soziale Selektivität des Rechtsstaates, die darin besteht, vor allem die intellektuellen und wirtschaftlichen Eliten zu schützen und damit zu privilegieren. So können die kleinen Schritte, die das Proletariat zu gehen hat, nicht durch eine idealistische Doktrin entdeckt werden. Wenn spekulative Philosophen wirklich daran interessiert sind, reale Menschen zu entdecken, dann müssen sie sich auf die Armen und Unterdrückten einlassen – und dies ist nur mit Empathie und empirischem Wissen möglich (ebd., S. 28-30).

2.2 *Kritik an den moralisch-individualistischen Appellen von Friedensaktivisten*

Addams bezieht sich hier auf eine kleine Gruppe von Menschen, „die nie aufgehört haben, gegen den Krieg laut und öffentlich zu protestieren ... wobei sie ... eine höhere Form von imaginativem Mitleid anrufen.“ (ebd., S. 3-4) Dabei verweist sie auf den Dichter Tolstoi und auf den Maler Verestchagin. Mit seinem unnachgiebigen Furor, alle Ereignisse auf persönliche Erfahrung zu reduzieren, schleppt uns Tolstoi zum einfachen Soldaten in seiner Gemeinheit, Niederträchtigkeit, Schmutzigkeit und seinem Leiden. Er zeigt uns, dass es keine der gloriosen Taten gibt, die man mit dem Krieg in Verbindung bringt. Im Gegenteil, uns würden Bauern unter dem Mandat ihres Korporals begegnen, die Hunger, Kälte, Tod für Ziele erfahren, die sie nicht verstehen und deshalb für sie keine ethisch-moralische Bedeutung haben können. Der Maler Verestchagin bedeckt seine Leinwand mit Tausenden von jämmerlich Verwundeten und liegen gelassenen Toten, mit dem Verschleiß, der Brutalität und dem Schmutz des Krieges. Er zwingt uns dadurch, die Frage zu stellen, „ob es irgendeinen moralischen Grund für derart brutale Methoden geben könne?“ Addams Überlegungen über diese Form von Kriegsgegnerschaft gehen dahin: „(...) auch wenn es achtbare, ethisch-moralische Gründe für die öffentlichen Auftritte dieser großen Russen gebe, die anerkannt werden müssen, so ist es dennoch ein Appell an ein Dogma, weil es lediglich zu einer Aufforderung oder einem Befehl führt, das Böse zu lassen, das heißt, den Krieg zu stoppen“, ohne nach seinen Ursachen zu fragen. Und wenn diese „Ideen von weniger begabten Männern eingebracht werden, werden sie oft zu Sentimentalitäten, die sich auch mit einem Ruf nach Moral bzw. Rechtschaffenheit in keiner Weise durchsetzen lassen.“ Sie umschreibt dies als „the goody-goody-attitude of ineffectiveness“ (ebd., S. 8).

2.3 *Kritik des ökonomisch-pragmatischen Ansatzes – vertreten vom Ökonomen und Banquier Jean de Bloch*

Jean de Bloch errechnete mit mitleidloser Akribie die Kosten von Kriegen. Dabei konnte er aufzeigen, dass der aktuelle bewaffnete Frieden so teuer ist, dass er in fast allen europäischen Ländern soziale Revolutionen hervorrufen dürfte (ebd., S. 4f.). Lange bevor die Leser mit der Lektüre seiner elaborierten Berechnungen zu Ende sind, meint Addams, dürften sie über die umständliche, ja absurde These aufschreien, dass der einzige Weg, ewigen Frieden her- bzw. sicher zu stellen, der sei, so viel Energie für die Vorbereitung auf einen Krieg zu verschwenden, dass Kriege gar nicht möglich werden. Zudem fragt Addams: „Was ist der Sinn und Zweck von elaborierten statistischen Berechnungen und von Warnungen vor sozialen Revolutionen, wenn

es Imperien gibt, die über so enorme Ressourcen verfügen, dass es ihnen nichts ausmacht, hundert Millionen Pfund und zehntausend Leben zu verlieren. Mit Sicherheit ist keine Theorie extravaganter als diejenige der „peace-secured-by-the-preparation-for-war“ („die Sicherung des Friedens durch die Vorbereitung auf den Krieg““ (ebd., S. 5). Sie dient vor allem den Interessen der Wirtschaft und Kriegsindustrie.

3 „Newer Ideals of Peace“ als neue, „streitbare Friedensideale“ und ihre empirische Begründung

Das Ziel ihres Buches ist die Begründung neuer, aktiver und dynamischer, ja streitbarer Friedenideale – dies im Vergleich zu den passiven „Friedenstau-ben-Idealen“ (ebd., S. 3-30). Dabei müssten folgende Fragen beantwortet werden: *Erstens*, was sind die *sozialen, empirischen Bedingungen* für die Entstehung realistischer Friedensideale? *Zweitens*: Inwiefern lässt sich das *Wissen über Prozesse des sozialen Wandels nutzen*, das die folgenden Schritte eines solchen Prozesses nahelegt, nämlich: a) die Entwicklung von rational-empirischem Wissen auf der Grundlage von Gefühlen und Empathie für andere; b) daran anschließend die Konzeption und Entwicklung von neuem, habitualisiertem Verhalten und schließlich c) die Entwicklung von ethischen Codes, Gesetzen und Institutionen, welche die ethischen Codes schützen, die sich auf alle Menschen, also die Menschheit beziehen. Dabei hält sie fest, dass sie ihre Vorstellungen aufgrund ihres 18-jährigen Wirkens in einem armen, überfüllten, elenden Stadtteil von Chicago mit einer multinationalen und multikulturellen Bevölkerung von Immigrant_innen entwickelte. Chicagos Bevölkerung umfasste zu dieser Zeit 3,4 Millionen Einwohner, wovon 80 % Migrant_innen. Auf dieser empirischen Basis formuliert sie nun die folgende allgemeine These, ferner Beobachtungsleitlinien, Ziele und Handlungsleitlinien.

3.1 Die zentrale These

Die Transformation einer Gesellschaft von einer feudal-militaristischen Phase zu einer Phase weltweiter Verbundenheit, menschlicher Wohlfahrt und individuellen Wohlbefinden ist möglich. Eine notwendige, empirische Bedingung dazu ist eine Kombination der familienbezogenen, ethnischen oder/und national orientierten Ingroup-Orientierung und Ethik mit einer universellen Wohlfahrtsethik und Idealen, die alle Menschen einschließt. Damit diese These nicht als leeres Gerede abgetan wird, weist sie daraufhin, dass es

bereits erste, ernst zu nehmende, empirisch beobachtbare Evidenz gibt, welche diese Kombination aufzeigen (ebd., S. 11f.).

3.2 *Worauf bezieht sich der Realitätsausschnitt anhand dessen diese These empirisch überprüft werden soll?*

Alle, aber besonders Theoretiker_innen, Forscher_innen und Friedensaktivist_innen haben eine ethische Verpflichtung bei der Wahl des Realitätsausschnittes, den sie untersuchen, über den sie zusammen mit andern nachdenken und den sie verändern wollen. (ebd., S. 20) Diejenigen, die eine Gesellschaft ausschließlich aufgrund ihrer ökonomisch(-kapitalistischen) Ordnung beobachten, werden all ihre Hoffnungen nur auf die Veränderung dieser ökonomischen Ordnung setzen – oder, sollten sie eine liberale Philosophie vertreten, werden sie das Proletariat als Summe von Individuen betrachten, die sich selber helfen sollen. Aber das Proletariat hat den Anspruch auf mehr, es will Bildung, Arbeitsplätze und soziale Sicherheit für alle, und zwar unabhängig von tribalen, ethnischen oder nationalen Mitgliedschaften und Loyalitäten. In den überbevölkerten elenden Stadtteilen gibt es „unzählige Gelegenheiten und Notwendigkeiten für Mitleid, Freundlichkeit wie sie die besonderen tribalen, familiären und ethnisch-religiösen Zugehörigkeiten fordern; aber es gebe ebenso viele Gelegenheiten und Notwendigkeiten, diese Loyalitäten zu durchbrechen.“ (ebd., S. 11) Und dies findet ausgerechnet inmitten moderner Städte statt, die zuweilen ausschließlich Beispiele für den Triumph der Stärksten, die erfolgreiche Ausbeutung der Schwachen, und die damit einhergehende brutale Erbarmungslosigkeit versteckter Kriminalität darstellen. Diese beiden sozialen Beziehungs- und Verhaltensmuster lassen sich wie folgt beschreiben (ebd., S. 11-20):

- *Das partikularistische tribale oder Ingroup-Beziehungs- und Aktivitätsmuster und seine ethischen Prinzipien:* Es bezieht sich auf die Familie sowie die ethnisch oder nationale Gruppe, die sich mehrheitlich aufgrund des ethischen Prinzips der Unterstützung und Hilfe für die eigenen Leute stützt, die also zu „uns“ gehören und „wie wir“ sind. Das bedeutet zugleich, dass sie sich von «den Andern» abheben. Obwohl es in diesen Konstellationen viele Gruppenkonflikte gibt, konnte Addams feststellen, dass die Entwicklung von Mitgefühl und spontaner Hilfe zwischen Mitgliedern verschiedener Nationalitäten und Ethnien größer sei als die auseinandertreibende Macht von Konflikten. Dabei weiß man aufgrund von Forschung, dass man zuerst diese Sozialformen eines Familien-Clans oder des ethnisch homogen organisierten Lebens akzeptieren und unterstützen muss, bevor man einen Schritt weiter gehen kann. Diese starke Ingroup-Orientierung muss man als Reaktion auf unterschiedliche Bedrohungen von außen verstehen, die für das Überleben der Familie, des Clans oder

der ethnischen Gruppe notwendig war und unter Armutsbedingungen teilweise nach wie vor ist. Aber diese menschliche Fähigkeit, das heißt Empathie- und solidarische Unterstützungsfähigkeit, ist zugleich die empirische Basis und der erste Schritt für die Entwicklung von Mitgefühl und Sensibilität für die Bedürfnisse von Menschen, die nicht zur Ingroup gehören, also anders sind. Sie sind eine wichtige soziale Bedingung für die Entwicklung einer „kosmopolitischen Orientierung“.

- *Das universale Beziehungs- und Aktivitätsmuster und seine ethischen Prinzipien:* Trotz Konflikten, Ausbeutung und Gewalt im Slum gibt es vielfältigste Formen nicht nur spontaner, sondern verlässlicher Hilfsbereitschaft, Kooperation und Verständigungsbemühungen über ethnische und nationale Grenzen hinweg. So sind Menschen, die sich in den Herkunftsländern feindselig gegenüberstanden, am neuen Ort fähig, sich zu respektieren und mehrheitlich friedlich zusammen zu leben. Aber gerade dies wird durch die in den Köpfen bestehenden und tradierten Kriegsbilder und der in die sozialen Strukturen „eingebauten“ und kulturell gestützten sozialen Destruktivität immer wieder verhindert. Dennoch: aufgrund der vielen nationalen und ethnischen Minderheiten, die in solchen, überbevölkerten Stadtteilen leben müssen, ist diese in Ansätzen feststellbare kosmopolitisch-humanitäre Orientierung zugleich die empirische Basis und Chance für die Notwendigkeit, die „tribalen Bindungen“ zu überschreiten. Das universale Beziehungsmuster bezieht sich also auf Mitglieder unterschiedlicher sozio-ökonomischer Herkunft, religiöser, politischer, organisationeller Mitgliedschaft, aber auch auf informelle Beziehungen und soziale Zugehörigkeiten. Die Interaktionen folgen der Ethik einer verallgemeinerten Solidarität, welche die traditionellen Trennungs- und Konfliktlinien überschreitet. Das, was allen Menschen gemeinsam ist, sind Addams zufolge menschliche Bedürfnisse, insbesondere das Bedürfnis nach sozialer Gerechtigkeit und – als praktische Folge davon – soziale Reform bzw. sozialer Wandel. Wenn es nach ihr geht, sollte allein die Unterscheidung zwischen Männern, Frauen und Kindern und ihre besonderen Bedürfnisse Beachtung finden.

Um menschliche Bedürfniserfüllung zu gewährleisten, braucht es eine Organisationsform, die beide Orientierungen und die dazugehörigen Werte durch Gesetze schützt und zugleich einen universellen Zugang zum Recht.

In Kürze: Es ist das reale Vorhandensein dieser beiden Grundorientierungen, welche die Chance eröffnet, die *Kombination beider Beziehungs- und Verhaltensmuster* mit ihrer unterschiedlichen Ethik zu erlernen und einzuüben: *zum einen* das partikularistische Ingroup-Muster, das sich auf der Basis eines „Wir“ von „den Andern“ abgrenzt, im besten Fall sozialkulturelle Pluralität und Diversität respektiert; *zum andern* das universalistische Muster, das sich auf das bezieht, was allen Menschen gemeinsam ist und Solidarität

mit allen Menschen – auch mit den „Anderen“, den „Fremden“ – und eine universelle Ethik fordert.

3.3 *Welche langfristigen Ziele sind anzustreben?*

Das allgemeinste Ziel ist, diejenigen sozialen Mechanismen zu ermitteln, welche zu einem universellen System des Rechtsschutzes („international law-protection-system“) führen, das auch den schwächsten Bürger_innen und Menschen weltweit ihre Würde zusichert. Hier nimmt Addams die Grundidee der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte von 1948 vorweg. Um ihre Position breiter abzusichern, verweist sie auf den Historiker Hobhouse, der schreibt: „Ein universeller und dauernder Frieden dürfte eine Vision, sogar eine Illusion sein. Dennoch kann man heutzutage von der Möglichkeit eines konkreten historischen Prozesses ausgehen, der die Entwicklung internationalen Rechts und universeller Moral, sowie freiwilligen Verhandeln auf dieser Basis vorsieht“ (ebd., S. 6f.).

Konkretes Ziel muss also die Entwicklung von nationalen und transnationalen Institutionen sein, die beide Beziehungs- und Verhaltensmuster kombinieren und schützen. Dies fordert allerdings zugleich eine politische Ordnung und nationale Regierung, die beides garantiert: Freundlichkeit und soziale Gerechtigkeit. Dies ist deshalb notwendig, weil, wie man aus Erfahrung weiß, ein gescheiterter Kampf um soziale Gerechtigkeit und Freundlichkeit (Anerkennung) nicht zur persönlichen Stärkung des Individuums, Selbsthilfe und Autonomie führe, sondern vielmehr zu mehr Emotionen über Entbehrung, Diskriminierung, Unterdrückung und Hass. So finden wir bei jedem Menschen Träume und Hoffnungen für sie selber und ihre Kinder, welche die Notwendigkeit einer Regierung begründen, die Bildung, Wohlfahrt und Frieden fördert und zugleich dafür verantwortlich ist. Und solche Regierungen könnten zum Modell für die Qualität internationaler Beziehungen und die soziale Konstruktion transnationaler Institutionen werden. Deshalb ist es unvermeidlich, dass die Städte zu „Zentren für sozialen Radikalismus“ („center of social radicalism“) werden so wie sie bislang „Zentren der Freiheit/des Liberalismus“ („cradles of liberty“) waren» (ebd., S. 16)!

3.4 *Handlungsleitlinien*

Hier einige ihrer wichtigsten Folgerungen für Friedensaktivitäten, die ich in Form von Handlungsleitlinien formuliere:

- *Wähle* sehr sorgfältig diejenigen empirischen Kontexte und Akteur_innen aus, um Dir ein Bild von einer/ihrer Situation bzw. ihrer Probleme zu machen und die damit zusammenhängenden Hypothesen empirisch zu überprüfen!

- *Suche* nach funktionalen Äquivalenten, moralischen Substituten für die Kriegsbegeisterung der Bevölkerung! Dies gilt – unter Bezug auf William James – wenn es die Mitglieder einer Gesellschaft nicht schaffen, sich vom kriegerischen Helden- und Tapferkeitsideal in Politik, Regierung und Erziehung zu befreien. So könnte neues Heldentum beispielsweise darin bestehen, Armut, Krankheiten und Ausbeutung zu bekämpfen.
- *Lerne* von den Immigrant_innen! Sie ermöglichen uns, über unsere soziokulturellen Loyalitäten hinaus eine grundlegende soziale Beziehung zu entdecken, nämlich „diejenige des Individuums zur Menschheit“! Aber idealisiere weder die Immigrant_innen noch die einheimische Bevölkerung; alle Menschen sind beides, altruistisch und blind egoistisch, alle sind aber als menschliche Individuen fähig, sich nach besonderen Ingroup- und universellen Outgroup-Normen zu orientieren und auch so zu handeln (ebd., S. 19). Zudem kann man von Immigrant_innen lernen, wie sie die Blutrache mittels eines funktionalen Äquivalents – das Blutgeld – einzudämmen bzw. zu ersetzen vermögen. Das Problem, das sie damit zu lösen such(t)en, ist die Unterbrechung der endlosen Kette von kulturell vorgeschriebener Blutrache, eine Verkettung, die man auch im Zusammenhang mit der Geschichte und Abfolge von Kriegen feststellen kann. Mit dem Blutgeld gelang es, diese Kette mit einer weniger brutalen Ersatzhandlung zu unterbrechen oder gar zu unterbinden. Die Einführung des Blutgeldes hat überdies zur Einführung von Ansätzen gerichtlicher Verhandlungen geführt.
- *Versuche*, bei unvermeidlichen Dilemmata immer beides zu thematisieren: sowohl die Werte und Regeln der partikulären Ingroup-Orientierung als Konkretisierung von Pluralismus und Diversität, also das, was uns von anderen Menschen unterscheidet, als auch die Werte und Regeln der universellen, kosmopolitischen Outgroup-Orientierung als Konkretisierung dessen, was alle Menschen gemeinsam haben, nämlich Bedürfnisse, insbesondere das Bedürfnis nach sozialer Gerechtigkeit und damit verbundenem sozialen Wandel.
- *Fördere* die Einführung und Durchsetzung einer alternativen Kultur! Mit ganz besonderem Nachdruck fordert Addams die Beteiligung der Frauen und Immigrant_innen an der Regierung. Denn nur so hätten diese überhaupt eine Chance, die Bedeutung von Fürsorglichkeit (Care) und reziproker Gerechtigkeit als Gestaltungsprinzip einer Stadt zur Diskussion zu stellen. Und umgekehrt hätten die Stadtbehörden und Politiker nur dann die Gelegenheit, diese randständigen, von politischen Prozessen ausgeschlossenen Menschen zur Kenntnis zu nehmen und von ihnen zu lernen, was notwendige Bedingungen für ein relativ friedliches Zusammenleben zwischen ethnisch, national und religiös sehr unterschiedlichen Gruppierungen sind: „Demokratische Regierungen müssen sich schon allein des-

wegen mit den Erfolglosen abgeben, weil sie in der Mehrzahl sind!“ (ebd., S. xi, S. 62f.)

- *Verzichte* darauf, den Menschen zu ändern – es ist das Programm von Ideologen, Diktatoren und ihren Regimes! Begnüge dich damit, sofern sozial problematisch, das Verhalten von Menschen, ihre sozialen Regeln, ihr Denken zu ändern und dies mit Hilfe von sozialen Institutionen zu tun, die dies fördern, schützen und destruktives Verhalten aufgrund legitimer Mittel kontrollieren.

Dabei geht sie davon aus, dass Soziale Arbeit als Friedenspraxis dann einen wichtigen Beitrag an ein demokratisches Zusammenleben und die Friedenssicherung leisten kann, wenn sie sowohl auf der familiären und lokalen Gemeinwesenebene, als auch auf der nationalen und weltgesellschaftlichen Ebene versucht, den theoretisch und praktisch anspruchsvollen Umgang mit den Grundorientierungen Partikularität/Pluralität versus Universalität immer wieder neu zu thematisieren und die Bedingungen für dessen Einübung zu schaffen.

4 Die soziale Friedenspraxis von Jane Addams

Der erste Weltkrieg brach 1914, sieben Jahre nach Erscheinen ihres Buches aus. Nachdem sie von Immigranten mit Vorwürfen überschüttet wurde, im Land, in welchem sie Freiheit suchten, sich einbürgern liessen, zwangsrekrutiert zu werden, sah sie sich nicht mehr in der Lage, den Tagesgeschäften nachzugehen – dies umso mehr, als sie von Frauen aus der internationalen Friedensbewegung angeschrieben wurde, die ihr vorschlugen, einen internationalen Frauenfriedenskongress zu organisieren. Wie ein Briefwechsel zeigt, sträubte sie sich zuerst gegen diese Idee, weil sie verhindern wollte, dass damit die Sache des Friedens zur alleinigen Angelegenheit von Frauen werden könnte und der Krieg Männersache bleiben würde (Silver 1989). Aber die Frauen realisierten bald einmal, dass sie mit ihren Ideen, einen Krieg durch Verhandlungen zu beenden, in den von Männern beherrschten Friedensbewegungen, von denen etliche den Kriegseinsatz befürworteten, nicht mehr gehört wurden (zu den Befürwortern gehörten u. a. auch John Dewey und George Herbert Mead). Eine neue Einschätzung zum Eingreifen der USA in den Ersten Weltkrieg von Herfried Münkler (2013), Historiker an der Humboldt Universität zu Berlin, geht dahin, dass es keinen zwingenden Anlass dazu gab – dies allerdings im Unterschied zur Intervention im Zweiten Weltkrieg. Insofern wird die These von Addams der Militarisierung der Köpfe einer breiten amerikanischen Bevölkerung als geteilte Kultur dadurch indirekt bestätigt.

4.1 *Der Internationale Frauenkongress in Den Haag vom 28. April bis 1. Mai 1915*

Der Kongress wurde – auf Einladung der holländischen Pazifistin und Frauenrechtlerin Aletta Jacobs – von Anita Augspurg (1857–1943), erste deutsche Juristin, und Lida Gustava Heymann (1868–1943), ihre Lebenspartnerin, organisiert und von über 1200 Frauen aus den kriegführenden wie neutralen Ländern besucht. Die Kongressteilnehmerinnen akzeptierten eine von den *Women for Permanent Peace (WPP)* vorbereitete Plattform mit 10 Punkten und gründeten ein *International Committee of Women for Permanent Peace (ICWPP)* mit Jane Addams als dessen Präsidentin. Das 10 Punkte-Programm zur Wiederherstellung des Friedens enthielt u. a. folgende Forderungen:

- Anerkennung der Volksrechte;
- Schiedsgerichtliche Austragung und Vergleich zwischen den Kriegsparteien, das heißt Beendigung des Krieges durch Verhandlungen;
- Demokratische Kontrolle der Außenpolitik;
- Gleichberechtigung der Frauen;
- Internationales Zusammenwirken bei der Erziehung der Kinder, bei der Mitwirkung von Frauen beim Friedensschluss und bei der Durchführung der Beschlüsse.

Es folgen Vorschläge für die Organisation des Völkerbundes zur Friedenssicherung. Des Weiteren wurde beschlossen, eine Delegation von Frauen zu entsenden, welche die kriegführenden wie neutralen Staaten besuchen sollten, um den verantwortlichen Kriegs- und Außenministern die verabschiedeten Forderungen zu überbringen. Vor allem ging es aber um die Diskussion des Vorschlages, den Krieg durch Verhandlungen anstelle aufgrund der „Sieg- und Niederlage-Logik“ zu beenden. Aber man wollte sich nicht nur auf die Erfahrung und Sicht der Mächtigen, der Entscheidungsträger beschränken. Sie sollte durch die Begegnung mit der Bevölkerung und den Soldaten auf dem Kriegsschauplatz und in den Lazaretten ergänzt werden. Die Medienberichte über diesen Kongress hatten nur Hohn und Spott für die Frauen übrig. Zugleich fürchtete man, dass die medialen Kongressberichte die Kampfmoral der Soldaten schwächen werde.

Sowohl bezüglich des zentralen Verhandlungs- und Resolutionsgegenstandes als auch bezüglich der Wahl des unterschiedlichen, empirischen „Beobachtungsausschnittes“ zeigt sich die Handschrift von Addams. Es ging darum zu wissen, was in den Köpfen derjenigen vorging, die gut geschützt in Sicherheit in ihren Büros residierten und abstrakte, weitreichende Entscheidungen und Anordnungen über Leben und Tod trafen und was in den Köpfen der Bevölkerung und Soldaten an der Front vorging. Bei der „zurück an der Heimatfront“ geplanten, koordinierten Berichterstattung über die Ergebnisse ihrer Erkundungen und Gespräche sollten nicht nur die national-partikuläre

„Ingroup-Perspektive“, sondern auch die nationale Grenzen überschreitenden, verallgemeinerbaren Gemeinsamkeiten wiedergegeben werden. Jane Addams gehörte zur Gruppe, die England, Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich, Belgien und die Schweiz besuchen sollte.

4.2 *Die Stimme der Völker über den Krieg – der Bericht von Jane Addams in der voll besetzten Carnegie Hall, New York, vom 9. Juli 1915³*

Ihre Rede begann mit den Worten: „Es ist schwierig, seine Eindrücke wiederzugeben, wenn man mit solch ... glühendem Patriotismus in Berührung gekommen ist, wie ihn Europa jetzt zeigt. Man fürchtet sich davor, zu verallgemeinern. Die Lage ist so verworren, es werden so viele tolle und schaurige Dinge darüber gesagt, dass man ängstlich ist, auch nur ein Wort hinzuzufügen, das sich nicht auf eigene Eindrücke und sorgfältig geprüfte Erfahrung stützt. ... Man hat das Gefühl, dass vor allen Dingen ein zartes Verständnis notwendig wäre, ein menschliches Empfinden, in dieser überhitzten Lage, über die schon zu viele Worte verloren worden sind“ (in Ragatz 1915, S. 2)

Ausschnitte über die Unterredungen mit den Kriegs- bzw. Außenministern

Ein *erster Befund* betraf die Tatsache, dass alle Kriegsparteien die gleichen Ursachen für den Krieg anführten, nämlich: Zwang zur Selbstverteidigung, Erhaltung ihrer nationalen Eigenart und Ideale gegenüber jenen, die ins Land einbrechen und diese zerstören wollen. Nach den ersten Audienzen konnten sie deshalb voraussagen, was sie zu hören bekamen. *Zweitens*: Ebenso auffällig sei gewesen, dass alle Kriegs- und Außenminister davon sprachen, dass eine kriegführende Nation keine Verhandlungen vorschlagen und ebenso wenig diesbezügliche Vorschläge entgegennehmen könne, da der Feind dies sofort als Zeichen der Schwäche interpretieren würde. Dennoch *drittens*: „... in all diesen Ministerien sagten sie, dass wenn irgend eine andere Macht Vorschläge machen würde, wenn angesehene Neutrale, wenn ein kleiner Kreis sich der Mühe unterziehen wollte, die Lage ernsthaft zu studieren und Vorschläge zu machen – wenn auch diese immer wieder verworfen würden, bis endlich ein Boden gefunden würde, auf welchem Verhandlungen begonnen werden könnten – so gäbe es keine kriegführende Nation, die nicht mit

³ Abgedruckt in „The Survey“ (1915) und in deutscher Übersetzung von Clara Ragatz, ab 1919 Vizepräsidentin von WILPF, in „Neue Wege“ (1915, S. 2–12). Die Zeitschrift „Neue Wege“ ist die nunmehr 100jährige Zeitschrift der schweizerischen, religiös-sozialen Bewegung mit Leonard Ragatz als deren Begründer. Für einen sehr ausführlichen Bericht vgl. Addams/Balch/Hamilton (1915/1916): Women at the Hague, New York.

Freuden einen solchen Dienst annehmen würde. Das kam uns überall übereinstimmend entgegen.“ Anschließend räumt Addams allerdings ein, „dass ein Minister, der Frauen gegenüber sitzt, weniger gut sagen kann, dass man den Feind Zoll um Zoll aus dem Land hinauswerfen (oder vernichten) werde“. Mit dieser ausweichenden Antwort musste auch gerechnet werden, wenn man ihnen die Frage stellte, inwiefern sie sich berechtigt fühlen, „noch weiter die jungen Leute ihres Landes zu opfern, um durch Blutvergießen zu erreichen, was Sie durch Verhandlungen erreichen könnten? Einzig der österreichische Minister nannte den vorgebrachten Vorschlag die ersten vernünftigen Worte, die seit zehn Monaten in diesem Zimmer gesprochen worden sind. Bis jetzt habe man von ihm nur mehr Soldaten, Geld und Munition gefordert.“ (op.cit. 1915, S. 11) Aber anschließend gab er zu bedenken, dass er eben in seiner Funktion nicht frei entscheiden könne.

Ausschnitte aus Gesprächen mit der Bevölkerung und den Soldaten an der Front, in den Lazaretten sowie aus der Zeitungslektüre

Eine *weitere Gemeinsamkeit* bezog Addams auf die *Bevölkerung*: trotz proklamierter Einigkeit des Volkes, konnten in jedem Land zwei Geistesrichtungen, das heißt eine Spaltung in eine „Militärpartei“ und eine „Zivilpartei“ festgestellt werden. Aufgrund der Pressezensur könne man allerdings nicht wissen, wie viele ihnen angehören. Ebenso übereinstimmend war, dass in jedem Land gesagt wurde, dass „dieser Krieg der Krieg der Alten sei; dass die jungen Männer, die sterben ... nicht diejenigen seien, welche den Krieg gewollt hätten, und nicht diejenigen seien, die an den Krieg glaubten; dass in Kirche und Staat, in den hohen Gesellschaftskreisen sich die ältlichen Leute irgendwie eingenistet und sich eingeredet hätten, dass dieser Krieg ein gerechter sei Dies ist eine „furchtbare Anklage, und ich gebe zu, dass ich sie nicht beweisen kann.“ (ebd., S. 5)

Gewiss sei es so, dass Tausende von *jungen Männern* überzeugt seien, die höchste Pflicht zu erfüllen. Aber es gebe auch viele andere. So berichtete ein Soldat in einem Schweizer Lazarett, dass viele *Soldaten* ihr Gewehr nicht so abfeuern würden, dass sie dadurch einen Menschen damit treffen konnten. Man könne sie in den Schützengräben schicken, man könne ihnen bestimmte Bewegungen vorschreiben, aber der letzte Entscheid liege in ihrer Hand und ihrem persönlichen Gewissen. Ferner: Junge Deutsche begingen Selbstmord, als sie nach ihrer Genesung wieder in die Schützengräben hinauszugehen hatten, nicht weil sie fürchteten, getötet zu werden, sondern weil sie wieder in die Lage gekommen wären, andere zu töten. In allen Ländern hätten sie erfahren, dass „überraschend viele junge und alte Männer keinen tödlichen Schuss abgeben wollen, weil sie überzeugt sind, dass niemand ein Recht hat, ihnen das zu befehlen.“ (ebd., S. 6)

Bei den *Frauen*, mit denen sie ins Gespräch kamen, stellten sie fest, dass die meisten, wie die Männer, den Krieg für unvermeidlich und gerecht hiel-

ten; zugleich spüre man aber den Schmerz, ihre Söhne hergeben zu müssen – ja oft höre man eine gewisse Auflehnung, Klage über die Zustände (ebd., S. 8). In einer Zuschrift zum *Cambridge Magazin* konnte man lesen: „Das schlimmste an diesem Kriege ist, dass er bei den Alten alle Hemmungen aufgehoben und sie auf die Welt losgelassen hat. Die Herren Redaktoren, die Majore a. D., die Amazonen und last, aber, – ich fürchte, nicht least, die ehrwürdige Geistlichkeit haben nie so wenig Widerspruch erfahren“ (ebd., S. 6). „Es schien mir bisweilen, ... als ob die Älteren sich mehr in Abstraktionen verlieren, dass, wenn sie von Patriotismus reden, wenn sie gewisse theologische oder nationalistische Ausdrücke brauchen, dies für sie mehr Bedeutung habe, als für die Jungen; es schien mir als ob die Jungen dazu gekommen wären, das Leben mehr vom Gesichtspunkt der Erfahrung aus zu erfassen; ...“ (ebd., S. 7)

Es folgt nun im Weiteren eine differenzierte Beschreibung darüber, wie der ursprüngliche Anlass des Krieges aus den Augen geraten kann, so dass man nur noch auf das reagiere, was gerade an Schrecklichem geschehe, worauf sich eine nicht mehr aufzuhaltende Spirale der Gewalt ergebe: „Sie kämpfen weiter um der Dinge willen, die im Krieg getan werden. Das ist gewiss ein merkwürdiger Grund, einen Krieg fortzusetzen“ (ebd., S. 9f.). Und sie fährt fort: Das Nötigste wäre, „wenn das Menschliche im Menschen erlöst werden könnte, statt dass man die Gemüter stets auf dem Siedepunkt hält durch Aufzählen der Grausamkeiten, die hier und dort und überall begangen worden seien ...“. „Es sei ihr allerdings bewusst, dass sie auch nicht angeben könne, wie man dies zustande bringe ...“ (ebd., S. 10). Aber wenn man so herumkomme und überall dieselbe Sorge, dieselben Verluste an Menschenleben, denselben Zwiespalt wahrnehme, dieweil man äußerlich Tapferkeit vorspiele, dann komme man „zum Schluss, dass sich doch die menschliche Natur aufbäumen (müss(t)e)“. (ebd., S. 10) Eine *letzte Übereinstimmung* bestand darin, dass in allen Ländern vor einem Bajonettangriff Alkohol als Betäubungsmittel verteilt werden müsse. ... kurz, überall müssten die Soldaten in einen „Rausch“ versetzt werden, um den Bajonettangriff möglich zu machen: „Gibt das nicht zu denken?“ (ebd., S. 12). Dabei vermied der Bericht, einem Land die Schuld für den Kriegsausbruch zuzuschieben. Dafür sei die Lage viel zu komplex: „Niemand weiß, wer für den Krieg verantwortlich zu machen ist; alle kriegführenden Nationen sind verantwortlich und klagen einander an. Aber zuletzt muss die Menschlichkeit doch wieder zur Geltung kommen ... und dann könnte es sein, dass man den Neutralen Vorwürfe macht und sagt: „Was war mit Euch, dass ihr Euch still verhieltet, während diese entsetzlichen Dinge geschahen, und unsere Leute für einen Augenblick die Besinnung verloren hatten in diesem Fanatismus nationalen Empfindens? ... Und man hätte ein Recht zu sagen: ‚Ihr waret weit genug entfernt, um nicht hineingezogen zu werden, und doch habt ihr gezögert, bis wir die Blüte der europäischen Jugend verloren haben‘“ (ebd., S. 12).

5 Die Folgen der Rede für Jane Addams und die Frauen von Hull House

Addams' Biograph schreibt, dass Jane Addams mit der Randbemerkung, dass in allen Nationen Soldaten in einen Rausch versetzt werden müssten, um sie schießtauglich zu machen, unbeabsichtigt eine „Bombe“ („bombshell“) ins Auditorium geworfen hatte. Alle anderen Informationen in ihrer Rede gingen aufgrund dieser Bemerkung vollständig unter. Dies galt auch für die Idee, dass die neutralen Regierungen die Chance ergreifen könnten, einen Verhandlungsvorschlag auszuarbeiten und einzubringen (offenbar erhoffte sich Addams dies von den USA). (Davis 1973, S. 226) Auch die festgestellten Gemeinsamkeiten zwischen den verfeindeten Nationen waren kein Thema. Das einzige, was von den Medien von links bis rechts auf der Frontseite in großen Lettern verbreitet wurde, war die Aussage über die Verabreichung von Alkoholika an die Soldaten und dass es eine unbekannte Anzahl von ihnen gebe, die sich weigerten, auf andere zu schießen. Jane Addams wurde quasi über Nacht von einer Slumheiligen zur „Roten Hexe“ und „gefährlichsten Frau Amerikas“ (alle folgenden Zitate aus Davis 1973, S. 227–229): Richard Harding Davis, ein bekannter Novelist und Kriegskorrespondent schrieb in der *New York Times*: „Miss Addams verweigert dem Soldaten, der Selbstmord beging, die Würde und Belohnung für sein Opfer. Sie entzieht ihm Ehre und Mut. Sie sagt seinen Kindern, ‚Dein Vater starb nicht für Frankreich, England oder für Dich; er starb, weil er betrunken war‘. Gemäß meiner Meinung gibt es seit Kriegsbeginn keine Aussage, die so unwürdig, unwahr und lächerlich ist. Die Verachtung, die sie für das Andenken an die Toten bezeugt, ist erschreckend; die Rohheit und Unwissenheit, die sie zeigt, ist unglaublich.“ Im sozialistischen *New Call* konnte man lesen: „Wenn Miss Addams recht hätte, dann könnte man darauf hoffen, dass der Krieg durch die Unterbindung des Trinkens ... beendet werden könnte. ... Dann wäre das Gebot, ‚Du sollst nicht töten‘ ... sinnlos und müsste durch das Gebot, ‚Du sollst Dich nicht betrinken!‘ ersetzt werden.“ Ein weiterer Journalist beschrieb sie als „dumme, eingebildete, vorlaute, alte Maid, die möglicherweise sinnvolle Barmherzigkeit in Hull House ausübte. Aber Chicago habe sich nun mit Dingen zu befassen, die weit über ihre geistigen Kapazitäten hinausgehen würden.“ Ein anderer Journalist: „Es gab eine Zeit, wo Jane Addams von Hull House einen warmen Platz im Herzen der Amerikaner hatte, doch verliert sie dieses Ansehen nun sehr schnell ...“ Oder: „Jemand hat Jane Addams verführt ... Miss Addams zeigt eine außerordentliche Unwissenheit über die Elemente der menschlichen Natur. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes offensichtlich ohne jede Bildung. ... Wenn Frauen, die von ihren Schwestern als die Fähigsten betrachtet werden, so schnell hinters Licht geführt werden können und so wenig informiert sind, dann müssen Männer sich fragen, wel-

chen Grad an Intelligenz dazukäme, wenn die Frauen das Stimmrecht hätten.“

Hull House wurde vom FBI durchsucht, viele seiner Besucher_innen und Unterstützer_innen distanzieren sich und stoppten auch dessen finanzielle Unterstützung. Auf Initiative des Rechtsanwalts Archibald Stevenson sorgte das FBI für die Durchsetzung eines absoluten Rede- und Publikationsverbotes für Addams. Etliche Mitglieder von Hull House und der Friedensbewegung wurden auf einer Liste von Persönlichkeiten eingetragen, die Verbindungen zu Organisationen hatten, die als „sozialistisch“, „anarchistisch“ oder „antiamerikanisch“ eingestuft und in der Folge observiert wurden. Obwohl Nordamerika nach Kriegsende zu „business as usual“ zurückkehrte, blieb Jane Addams – zusammen mit den Frauen, die ihr die Treue gehalten hatten, wie Emily Balch, Florence Kelley, Judith Abbott, Mary McDowell – für die nächsten 10 Jahre Symbol für radikale, un-amerikanische, sozialistisch-bolschewistische Umtriebe und eine Bedrohung der nationalen Sicherheit.

In der Rückschau schreibt Addams: „Obwohl wir – hätte man uns das erlaubt – historische wie wissenschaftliche Beweise für unsere als *Doktrin* bezeichnete Friedentheorie hätten anführen können, war jegliche empirische Beweisführung in dieser Hinsicht unmöglich.“ (Addams 1930, S. 150, Herv. StB) Dennoch bewirkte sie mit ihrem Bericht, dass der auch in den USA herrschende nationale Mythos der Segnungen des Krieges sowie der feurigen Patrio_innen, mutigen Helden und der dazu notwendigen „einzigsten absoluten Tugend im Dienste des Allgemeininteresses: die Tapferkeit“ (Hegel) hinterfragt und debattiert werden musste. Sie hatte ein Dogma, ein ideologisches Konstrukt ins Wanken gebracht, dessen Falsifikation sich eine Nation nicht leisten kann, wenn die Machthaber überzeugt sind, eine Mission zu haben und mit hundertprozentig loyalen Soldaten im Namen eines unhinterfragbaren, apriorischen höheren Wertes, ja im Namen Gottes einen gerechten Krieg zu führen, um alle weiteren Kriege zu beenden.

Ein zweiter Internationaler Frauenkongress in Zürich, 12.–17. Mai 1919, während den Verhandlungen in Versailles

Die Kongressteilnehmerinnen erhielten den Vertragsentwurf per Telegraph zugestellt, bezeichneten ihn als Beispiel für Siegerjustiz und sandten ihn mit vielen Kommentaren, Änderungsvorschlägen sowie Forderungen zurück.⁴ Die Kongressresolution, die sie am Eingang von Versailles abgeben mussten, hatte folgenden Wortlaut: „Der Internationale Frauenkongress ist der Überzeugung, dass der friedliche Fortschritt der Welt nur gesichert werden kann, wenn die gemeinsamen Interessen der Menschheit anerkannt sein werden durch die Errichtung eines Völkerbundes, welcher den Völkerwillen zum

3 Von beiden Kongressen gibt es ausführliche Wort-Protokolle der Verhandlungen und der erstellten Dokumente in englischer, deutscher und französischer Sprache.

Ausdruck bringt und die internationale Zusammenarbeit fördert. Dieser Kongress stellt deshalb mit Genugtuung fest, dass der Gedanke eines Völkerbundes ... in den Waffenstillstandsvertrag, sowohl von den alliierten und assoziierten Mächten, als auch von Deutschland aufgenommen wurde; während noch im Jahre 1915, zur Zeit des Internationalen Frauenkongresses in Den Haag, die Mehrheit der Menschen ihn für undurchführbar hielt. ... Anschließend heisst es: Der Internationale Frauenkongress spricht sein tiefes Bedauern darüber aus, dass die in Versailles vorgeschlagenen Friedensbedingungen die Grundsätze so schwer verletzen, die allein einen gerechten und dauernden Frieden sichern können und die bereits von den Demokratien der Welt anerkannt worden waren. Dadurch, dass die Friedensbedingungen die Früchte der Geheimverträge den Siegern sichern, wird die Geheimdiplomatie stillschweigend gutgeheißt, das Prinzip der Selbstbestimmung verleugnet, das Recht des Siegers auf die Kriegsbeute anerkannt und über ganz Europa Missstimmung und Feindseligkeit verbreitet, *die nur zu weiteren Kriegen führen können.* (Herv. StB) Die Forderung der Abrüstung lediglich einer Partei der kriegführenden Nationen (Deutschland) bedeutet die Verletzung des Rechtes und die Fortsetzung der Gewaltherrschaft. Durch die finanziellen und wirtschaftlichen Bedingungen wird eine Generation von hundert Millionen Menschen im Herzen Europas zu Elend, Krankheit und Verzweiflung verdammt, was in Hass und Anarchie ausarten muss. In tiefem Gefühl der Verantwortlichkeit fordert der Kongress die alliierten und assoziierten Regierungen dringend auf, Verbesserungsanträge in die Friedensbedingungen aufzunehmen, um sie in Einklang zu bringen mit den von Präsident Wilson zuerst aufgestellten Grundsätzen, an deren redliche Durchführung die Ehre der verbündeten Mächte gebunden ist.“

6 Friedensnobelpreis für Jane Addams 1931

Ende der 1920er Jahre begann die Geschichte der Kritik und Prognose der Frauen an den Versailler Verträgen und der problematischen sozialen Konstruktion des Völkerbundes in trauriger Weise recht zu geben. So gab es Kreise, die sich offenbar an die theoretischen Konzepte und Friedenaktivitäten von Jane Addams erinnerten und sie für den Friedensnobelpreis vorschlugen. Die Tischreden überboten sich im Preise der Gefeierten und wieder entdecktem nationalen Stolz: Oswald Garrison Villard, Herausgeber der „*Nation*“ war sich offensichtlich keiner Geschmacklosigkeit bewusst, als er feierlich erklärte: „Wir sind nicht so sehr hergekommen, um Jane Addams' Lob zu singen, als um uns glücklich zu preisen, dass sie eine der unsern ist und dass unser Land sie der Welt geschenkt hat.“ Darauf erhob sich die Gefeierte und sagte: „Die Person, die heute Abend hier geschildert worden ist,

kenne ich nicht!“, worauf sie darum bat, anstatt von dieser „fremden Berühmtheit“ vom Frieden und den konkreten Bedingungen seiner Verwirklichung zu reden: Im Unterschied zu den herrschenden Utopien wollen Pazifisten nicht die Menschennatur, sondern das menschliche Verhalten verändern. Denn das Schlimmste am Krieg ist das Gift, das er in den Menschengestalt legt (in: Rotten 1936, S. 29f.)!

Am 3. Mai 1935, 18 Tage vor ihrem Tod, schreibt Addams: „Die Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit gliedert sich in eine lange Tradition derjenigen, welche seit Hunderten von Jahren versuchen, Krieg durch Gesetze, nackte brutale Gewalt durch politische Prozesse zu ersetzen. Wir sind dankbar für unsere Freundinnen und Freunde in allen Teilen der Welt, die zumindest unsere Ehrlichkeit in diesem Bestreben anerkennen.“ Am 21. Mai stirbt sie nach einem kurzen Spitalaufenthalt: Vor ihrer Bestattung legten Arbeiterinnen, die zu Tausenden ihr auf dem Weg zur Fabrik vor Hull House den letzten Gruß erwiesen, die Essensträger beiseite und knieten betend nieder Einer von ihnen, ein Grieche, als er hörte, dass sie nicht, wie er gemeint hat, „von Staatswegen“ nach den Riten einer bestimmten Kirche begraben werde, nickte beifällig: „Sie nicht ein Volk allein, sie nicht nur eine Religion“, sagte er in seinem gebrochenen Englisch: „Sie alle Völker, sie alle Religionen.“ (ebd., S. 15) Dies war gewiss die angemessenere Nobelpreisrede!

Literatur

- Addams, Jane (1902): *Democracy and Social Ethics*. Macmillan, New York.
- Addams, Jane (1907): *Newer Ideals of Peace*. Macmillan, New York.
- Addams, Jane (1915): Die Stimme der Völker über den Krieg, Schweizerische Zeitschrift „Neue Wege“, Zeitschrift für Religion und Sozialismus, Sonderdruck, S. 1-12.
- Addams, Jane/Balch, Emily G./Hamilton, Alice (1916): *Women at the Hague – The International Congress of Women and its Results*. Macmillan, New York.
- Addams, Jane (1930): *The Second Twenty Years at Hull House, With a Record of a Growing World Consciousness*. Macmillan, New York.
- Davis, Allen F. (1973): *American Heroine. The Life and Legend of Jane Addams*, Oxford University Press, Oxford/New York.
- Deegan, Mary Jo (1990): *Jane Addams and the Men of the Chicago School, 1892-1918*. Transaction Books, Brunswick/USA.
- Deegan, Mary Jo (2008): *Self, War and Society – George Herbert Mead’s Macrosociology*. Transaction Publishers, New Brunswick/USA.
- Joas, Hans/Steiner Helmut (Hrsg.) (1989): *Machtpolitischer Realismus und pazifistische Utopie: Krieg und Frieden in der Geschichte der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Kurtz, Lester R. (1984): *Evaluating Chicago Sociology. A Guide to Literature with an Annotated Bibliography.* Chicago/London.
- Mori, Massimo (1989): *Krieg und Frieden in der klassischen deutschen Philosophie.* In: Joas/Steiner (Hrsg.): S. 49-91
- Münkler, Herfried (2013): *Der große Krieg. Die Welt 1914–1918.* Reinbek/Berlin: Rowohlt.
- Rotten, Elisabeth (1936): *Jane Addams 1865-1936, Internationale Frauenliga für Frieden und Freiheit.* Schweizer Zweig, Zürich.
- Silver, Gene (1989): *Jane Addams: Women's Separate Spheres Against War,* Typoscript, Int. Conference on Women and Peace. University of Illinois, Chicago
- Stanford Encyclopedia of Philosophy (2014). Edward N. Zalta (Ed.), Stanford University, Stanford/CA.

Peter Sommerfeld, Lea Hollenstein und Raphael Calzaferri

Integration und Lebensführung – Forschungsbasierte Theoriebildung zum Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit

1 Einleitung

Integration und Lebensführung reflektiert als Begriffspaar die dynamische Einheit von Sozialität und Individualität der menschlichen Lebensform. Dieses Begriffspaar reflektiert damit zusammenhängend zugleich die Herausforderung, vor der die Theoriebildung der Sozialen Arbeit aufgrund der Verortung ihres Gegenstandes (Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft) inmitten des Mikro-Makro-Links grundsätzlich steht, nämlich die soziale, letztlich gesellschaftliche Strukturierung individuellen Handelns so präzise fassen zu können, dass darauf bezogen professionelles sozialarbeiterisches/ sozialpädagogisches Handeln gedacht, kritisiert, konzipiert und erforscht werden kann. Das Begriffspaar reflektiert daher in spezifischer Weise auch die eher sozialstrukturellen und die eher handlungstheoretischen Theorietraditionen der Sozialwissenschaften und versucht diese systemtheoretisch zu verbinden. Der vorliegende Beitrag soll einen kondensierten Einblick in den theoretischen Entwurf bieten, der im Kern auf der Arbeit mit dem gleichnamigen Titel beruht (Sommerfeld, Hollenstein u. Calzaferri 2011)¹, mittlerweile aber diverse weitere Ausarbeitungen umfasst, die ebenfalls alle mit Forschungs- und Entwicklungsarbeiten unterlegt sind (Baumgartner u. Sommerfeld 2015; Sommerfeld et al. 2016; Sommerfeld/Hollenstein 2011; Hollenstein 2013) und der mit weiteren, insbesondere wissenschaftstheoretischen Arbeiten zusammenhängt (Sommerfeld 2011a; Sommerfeld 2011b).²

1 Da dieser Beitrag ein Kondensat des Buches „Integration und Lebensführung“ darstellt und wir des Öfteren auf dieses Werk verweisen werden, verwenden wir dafür das Kürzel „SHC 2011“.

2 Einer ganzen Reihe von Kolleginnen und Kollegen, die an der Entwicklung beteiligt waren oder diese unterstützt haben, gebührt unser Dank: Edgar Baumgartner, Roland Baur, Regula Dällenbach, Joel Gautschi, Matthias Hüttemann, Marcel Krebs, Cornelia Rügger, Holger Schmid und Luzia Truniger.

2 Annäherung an Fokus, Begrifflichkeiten und Gegenstand

Integration ist ein ambivalenter Begriff in der Sozialen Arbeit. Einerseits ist er aufgrund seiner (vorschnellen) Gleichsetzung mit Anpassung an gesellschaftliche Normen geradezu geächtet, so dass immer wieder, oftmals ungeachtet theoretischer Implikationen, auf unverdächtigere Begriffe zurückgegriffen wird (ehemals „Partizipation“, aktuell „Inklusion“). Andererseits ist Integration ein Begriff, der für die Soziale Arbeit schon deshalb nicht bedeutungslos ist – und insofern auch nicht ohne Schaden geächtet werden kann –, weil er de facto sozialpolitisch einen wichtigen Bezugspunkt für die Soziale Arbeit bildet. Die Bezugnahme auf den Integrationsbegriff ist aber aus unserer Perspektive vor allem von Bedeutung, weil damit die soziale Einbettung der individuellen Lebensführung theoretisch präzise gefasst und die Funktion der Sozialen Arbeit im Hinblick auf das Integrationsproblem moderner, funktional differenzierter, kapitalistischer, demokratisch verfasster Gesellschaften bestimmt und die Entstehung der Sozialen Arbeit darauf bezogen erklärt werden kann. Deshalb gleich hier vorweg: Unser Integrationsbegriff orientiert sich an dessen ursprünglicher Bedeutung, nämlich „Herstellung eines Ganzen“ (Saner 2002) (durch in Beziehung Setzen von Elementen). Damit ist der systemtheoretische Bezug bereits in Ansätzen erkennbar: Integrationsprozesse sind in unserer Perspektive Ordnungsbildungsprozesse auf der sozialen (System-)Ebene: „Integration *des* sozialen Systems“ (SHC 2011, S. 274ff.). Damit kommt zugleich die andere Seite des Begriffspaars ins Spiel. Denn dieses in Beziehung setzen der Elemente (die „Integration *in* das System“) ist weder ein statischer noch deterministischer Vorgang, wie mit der Bedeutungszuschreibung von Anpassung suggeriert wird, sondern es sind die Individuen, die sich in Beziehung zueinander setzen, indem sie ihr Leben in den sozialen Verhältnissen führen, die sie vorfinden und mit gestalten, reproduzieren und verändern. Damit wird deutlich, dass sich beide Seiten, die individuelle Lebensführung im Zuge der Integration in soziale Systeme und die Strukturbildung/ -reproduktion im Zuge der Integration der Systeme, gegenseitig bedingen und in einem rekursiven Verhältnis zueinander stehen. Es bot sich daher an, ihr Verhältnis mit dem systemtheoretischen, ebenfalls forschungsbasierten Zugang der Synergetik zu fassen, der es über die Konzepte der Selbstorganisation und der zirkulären Kausalität erlaubt, mehrniveaunale Prozesse der Ordnungsbildung und des Wandels in komplexen dynamischen Systemen zu beschreiben, ohne von einem deterministischen Verhältnis zwischen den zwei Ebenen auszugehen. Während wir soziale Systeme als „konkrete Handlungssysteme“ (Crozier u. Friedberg 1993) verstehen, die über unterschiedliche gesellschaftliche Integrationsebenen hinweg ineinander verschachtelt die Gesellschaft bilden (Elias 1970), ist Lebensführung ein philosophisch-anthropologisch unterlegter Begriff, mit dem u. a. zum Aus-

druck gebracht wird, dass Menschen ein Verhältnis zu ihrer materiellen (natürlichen und gesellschaftlich geformten) „Umwelt“, zu ihrer sozialen „Mitwelt“ und zu ihrer eigenen „Innenwelt“ *herstellen müssen*, und insofern eben ihr Leben führen (müssen) (Plessner 1975, 2003). Mit dem Begriff des „Lebensführungssystems“ (SHC 2011, S. 63f.; 286ff.), auf den wir in einem Beitrag von Bourgett und Brülle (2000) gestoßen sind, tragen wir zudem dem Umstand Rechnung, dass die Soziale Arbeit Sozialität vom Individuum aus operationalisieren können muss und sich primär für diejenigen Ausschnitte von Gesellschaft interessiert, die für die Lebensführung ihrer Adressat_innen relevant sind.

Dieses bis hierher sehr abstrakt eingeführte Zusammenspiel von Integration in soziale Systeme einerseits und individueller Lebensführung andererseits kann mit der Entstehungsgeschichte unseres Theorieentwurfs selbst ansatzweise illustriert werden: Im Rahmen der Europäisierung der Bildungssysteme beschließt die Schweiz u. a. die Gründung von Fachhochschulen. Es entsteht ein fortschrittliches Fachhochschulgesetz, das den Fachhochschulen einen vierfachen Leistungsauftrag gibt: Ausbildung, Weiterbildung, Dienstleistungen für Dritte, Forschung & Entwicklung. Aus den höheren Fachschulen in Sozialer Arbeit werden Hochschulen, die gesetzlich gehalten sind, Forschung praktisch aus dem Nichts aufzubauen. Sie tun dies, indem sie größtenteils junge Forschende aus der Sozialen Arbeit und nach kurzer Anlaufzeit auch aus den Sozialwissenschaften insgesamt integrieren. Die Integrationsbedingungen (z. B. Anteil der Selbstfinanzierung) unterscheiden sich je nach Hochschule. Zusammen mit weiteren Umweltbedingungen entsteht eine dynamische Ordnung, die „Integration des Systems“, das die darin integrierten Akteure u. a. antreibt, Drittmittel zu akquirieren und Reputation im Hinblick auf die Forschungsförderung und damit auf die Erfolgchancen für zukünftige Anträge aufzubauen (Sommerfeld/Kundert 2000). Es wird ein Nationales Forschungsprogramm zum Thema „Integration und Ausschluss“ ausgeschrieben (Grunder 2009). Das Thema ist wie gemacht für die Soziale Arbeit. Ein Antrag zum Thema: „Die Dynamiken von Integration und Ausschluss“ wird entwickelt, der sich im Wettbewerb durchsetzen kann. Projektmitarbeitende werden in das System integriert, es entsteht ein neues integriertes Subsystem, mit dem das Projekt durchgeführt wird. Die Ergebnisse sind herausfordernd und treiben die Akteure weit über das für das Projekt unmittelbar Notwendige hinaus. Es müssen unter den bestehenden Integrationsbedingungen Wege gefunden werden, wie die Arbeit ohne weitere Drittmittel weitergeführt werden kann, wobei zugleich weitere Projekte akquiriert und durchgeführt werden müssen, was zu Belastungen führt, die von den Akteuren auf eine spezifische Weise bewältigt werden, was einerseits auf die Ordnungsbildung, also die Integration des Systems FH, andererseits auf die anderen Bereiche der Lebensführungssysteme der beteiligten Akteure zurückwirkt. Mit dieser kurzen Schilderung kann vielleicht nachvollzogen wer-

den, wie dynamisch das Zusammenspiel von sozialen Systemen mit ihrer strukturierenden Kraft und den Aktivitäten der Akteure im Rahmen ihrer Lebensführung ist. Und dass dies mit einem Verständnis von Integration als Anpassung nicht wirklich gefasst werden kann.

Wir sind nun nicht zu Fällen der Sozialen Arbeit geworden. Wären wir ein Fall der Sozialen Arbeit geworden, bspw. weil unsere Integration ins Arbeitssystem gefährdet gewesen wäre, dann wäre diese hier nur sehr ausschnitthaft skizzierte Dynamik der *Gegenstand der Intervention*. Jedenfalls in unserem Verständnis von *Sozialer Arbeit*, die meist mit Individuen, aber auch Gruppen und Gemeinwesen an ihrem Integrationsarrangement arbeitet. Lebensführung unter der systematischen Bedingung der Integration in soziale Systeme schafft „Verwirklichungschancen“, die in psycho-sozialen Dynamiken einen konkreten Ausdruck finden und sowohl die Form der Integration in soziale Systeme schafft (u. a. in der Form von „functionings“³), als auch die sozialen Systeme in einer konkreten Form reproduziert. Die Integration in soziale Systeme schafft wie mit unserem Beispiel gezeigt also Möglichkeiten der individuellen Lebensführung, die förderlich oder hinderlich sein können. Die Integration in soziale Systeme schafft Voraussetzungen, aber auch Belastungen, und die spezifische Form der Integration kann die Lebensführung daher auch massiv begrenzen oder behindern, was den Normalfall für Menschen darstellt, deren Lebensführung zum Fall der Sozialen Arbeit wird. Die realisierte Form der Integration und der Lebensführung hängt auf der anderen Seite auch von den Akteuren, von ihren Fähigkeiten und den in ihrer Reichweite liegenden Befähigungen ab. Exklusion auf der Ebene von konkreten sozialen Systemen (Gruppen, Organisationen) ist in dieser Perspektive daher eine spezielle Form der (gesellschaftlichen) Integration, die tendenziell eine Einschränkung oder Behinderung der Lebensmöglichkeiten darstellt, sofern dieser Ausschluss relevant für die Lebensführung ist⁴, weil er wichtige Verwirklichungschancen vorenthält.

3 Besonderheiten der Theorie

Wenn es richtig ist, dass die Soziale Arbeit an der „Schnittstelle von Individuum und Gesellschaft“ ansetzt (Heiner 2007; Hamburger 2005; Staub-

3 Diese Begriffe, die auf die Arbeiten von Sen (1985) und Nussbaum (1999) abstellen, bilden einen Teil des Theorientwurfs und werden später noch aufgegriffen. Für alle Anspielungen und Nennungen von Begrifflichkeiten, die hier aus Platzgründen nicht eingeführt werden können, wird aber ausdrücklich auf die ausführlichen Darstellungen in unseren genannten Publikationen, hier insbesondere Sommerfeld, Dällenbach, Rügger u. Hollenstein (2016) verwiesen.

4 Wir sind alle von allen Familien ausgeschlossen, außer unserer eigenen; nur der Ausschluss aus unserer Familie wäre aber relevant.

Bernasconi 2007), dann ist das professionelle Handeln der Sozialen Arbeit, wie soeben dargelegt und am Beispiel der kleinen Entstehungsgeschichte unserer Theorie illustriert, mit der Komplexität konfrontiert, die damit einhergeht. Das heißt für die Theoriebildung, dass sie die psycho-sozialen Dynamiken der Lebensführung ihrer Adressat_innen und deren gesellschaftliche Strukturierung in einer der realen Komplexität angemessenen Form beschreiben können muss, so dass sie in einem professionellen Sinn praktisch bearbeitet werden können. Eine Besonderheit unseres Theorieentwurfs besteht darin, dass er seinen Anfang genau in diesen psycho-sozialen Dynamiken hat, genauer gesagt in der Erforschung der Komplexität von Re-Integrationsprozessen nach längeren Aufenthalten im Gefängnis, in der Psychiatrie oder in einem Frauenhaus. Es ist ein Novum in der Bildung einer allgemeinen Theorie der Sozialen Arbeit (mindestens im deutschsprachigen Raum), dass der Theorieentwurf unmittelbar aus empirischer Forschung hervorgegangen ist, und zwar aus Forschung zu „Fällen“ der Sozialen Arbeit, also zu Lebensverläufen von Adressat_innen der Sozialen Arbeit. Die Theorie von Integration und Lebensführung ist eine „Grounded Theory“ im Strausschen Sinne (Strauss/Corbin 1996), wenngleich nicht in allen ihren Teilen gleichermaßen „empirisch gesättigt“ (SHC 2011, S. 266f.), und sie wurde auch mit dieser Methodologie erarbeitet (SHC 2011, S. 65-96).

Das zweite Charakteristikum hängt mit dieser Entstehung des Theorieentwurfs aus der adressaten- und verlaufsbezogenen Forschung zusammen, wenngleich es dann über die durch Forschung gesättigten Anteile hinausgeht. Der Einblick in die komplexe Dynamik der „Lebensführungssysteme“ unserer Interviewpartner_innen, die wir in der Forschung gewonnen haben, hat uns immer wieder mehr oder weniger unmittelbar die Handlungsrelevanz dieser Einblicke vor Augen geführt – zusammen mit der Erkenntnis, dass diese Komplexität von den in den Fällen involvierten Praxen fast immer nicht erfasst und daher auch nicht bearbeitet wurde (Sommerfeld/Calzaferri/Hollenstein 2008; Sommerfeld/Hollenstein 2011). Es zeichnete sich auf dieser Grundlage jedenfalls ab, dass unsere Begrifflichkeiten geeignet erschienen, praktisches Handeln zu orientieren. Damit wird ein weiterer Vorteil des Zugangs zur Theoriebildung über empirische Forschung sichtbar: die Begriffe sind operationalisiert und im Falle der rekonstruktiven Sozialforschung aus dem Material, also aus den Fällen gewonnen, und daher realitätshaltig und in diesem Sinn „gesättigt“. Im Hinblick auf die Praxis reihen wir uns daher in die Tradition des „Fallverstehens“ ein (Jakob u. Wensierski 1997). Wenn die Rekonstruktionen die Lebensrealitäten der „Fälle“ treffen, dann sind sie realistisch in einem für das professionelle Handeln interessanten Sinn, denn sie sind zugleich sowohl Bestandteil einer Theorie der Sozialen Arbeit, als auch geeignet, den „Gegenstand“, also das, worauf das Handeln abstellt, in einer der realen Komplexität angemessenen Weise zu beschreiben und zu erfassen. Zusammen mit den oben bereits erwähnten wissenschaftstheoretischen Ar-

beiten hat dies dazu geführt, den Theorieentwurf konsequent im Hinblick auf die Soziale Arbeit als angewandte Wissenschaft bzw. als Handlungswissenschaft zu denken.

Gemäß Mario Bunge sind Handlungswissenschaften dadurch gekennzeichnet, dass sie alle drei wissenschaftlichen Wissenstypen, nämlich „Faktenwissen“ (Empirie), „nomologisches Wissen“ (Theorien über gesetzmäßige Zusammenhänge) und „technologisches Wissen“ (Theorien über Zweck-Mittel-Relationen) erzeugen und bearbeiten (ausführlich: Sommerfeld 2013b; Bunge 1985). Im Kern ist „Integration und Lebensführung“ eine Arbeit, die durch die Erforschung des sozialarbeiterischen Handlungsgegenstands (psychosoziale Dynamiken) Grundlagen (Gesetzmäßigkeiten/ Modelle/ Theorien mittlerer Reichweite) ausgearbeitet hat, mit denen eben dieser Handlungsgegenstand in seiner Komplexität so präzise und realitätshaltig wie möglich beschrieben werden kann, so dass daran Aussagen über Interventionen, also über Zweck-Mittel-Relationen angeschlossen werden können. Wir nehmen für unseren Theorieentwurf in Anspruch, dass auf diese Weise eine „höhere Auflösung“ des Gegenstandes der praktischen Sozialen Arbeit erreicht werden kann, mit dem die Anforderungen, die an eine Handlungswissenschaft gestellt sind (alle drei Wissenstypen erzeugen und bearbeiten zu können), besser bewältigt werden können, wenn es das Ziel ist, die professionelle Praxis wissenschaftlich zu unterlegen.

Neben dieser wissenschaftstheoretischen Positionierung ist ein weiterer Bezugspunkt kurz zu benennen. Das Einzugsgebiet in den Sozialwissenschaften im weiteren Sinn wurde mit dem Verweis auf die eher strukturtheoretischen und die eher handlungstheoretischen Ansätze bereits charakterisiert. Eines der größeren Probleme der Theoriebildung der Sozialen Arbeit besteht darin, dass ihr Gegenstand (die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft) inmitten des so genannten Mikro-Makro-Links angesiedelt ist, der überwiegend in der Geschichte der Sozialwissenschaften auf der einen oder anderen Seite und daher unbefriedigend aufgelöst wurde. Mit der bereits kurz erwähnten Synergetik, der Lehre des Zusammenwirkens, haben wir eine systemtheoretische Variante aufgegriffen, die auf die Beschreibung von Selbstorganisationsprozessen, das heißt auf Prozesse spontaner Ordnungsbildung und Wandels, hin entwickelt wurde, und die als State of the Art der Theorie nicht-linearer komplexer dynamischer Systeme bezeichnet werden kann (Haken/Schiepek 2010). Dieser meta-theoretische Bezug hat es ermöglicht, das Zusammenspiel von individuellem Handeln und sozialen Systemen, einerseits empirisch zu operationalisieren und andererseits das Begriffspaar Integration und Lebensführung ins Zentrum der Theoriebildung zu stellen, mit dem der „Gegenstand“ Sozialer Arbeit auf der Ebene des Falles präzise gefasst werden kann, so dass die oben so genannte „höhere Auflösung“ nicht nur empirisch, sondern auch theoretisch erreicht werden kann.

4 Zentrale Elemente (Modelle) der Theorie

Wie eingangs ausgeführt, sind die Adressat_innen bzw. die Erforschung ihrer Integrationsprozesse der Ausgangspunkt unserer Theoriebildung. Dabei handelt es sich nicht um Lebenslagenforschung, sondern um Lebensverlaufsfor­schung, die ihren Fokus auf dem Verlauf einzelner Fälle inklusive deren Nutzung (sozialer) Hilfen hat. Damit bleibt das handelnde Individuum (der Akteur) systemtheoretisch im Fokus. Der Akteur wird dabei konsequent im Hinblick auf Sozialität gedacht. Die Forschungsmethoden zielen daher auf die Erforschung des Zusammenspiels von individueller Aktivität und sozial strukturierten Prozessen, also auf psychosoziale Dynamik. Das Ziel war, besser zu verstehen, wie dieses für die Soziale Arbeit zentrale „Gemenge“ von individueller Lebensführung in sozialen Verhältnissen funktioniert. Fall­übergreifend lassen sich auf der Grundlage unserer Forschung diverse theoretische Modelle unterschiedlicher Reichweite bilden, mit denen dieses Zu­sammspiel, das den Handlungsgegenstand der Sozialen Arbeit darstellt, begrifflich gefasst und ausgeleuchtet werden kann. Die wichtigsten dieser Modelle werden nun kurz vorgestellt. Sie sind alle empirisch hinreichend „gesättigt“.

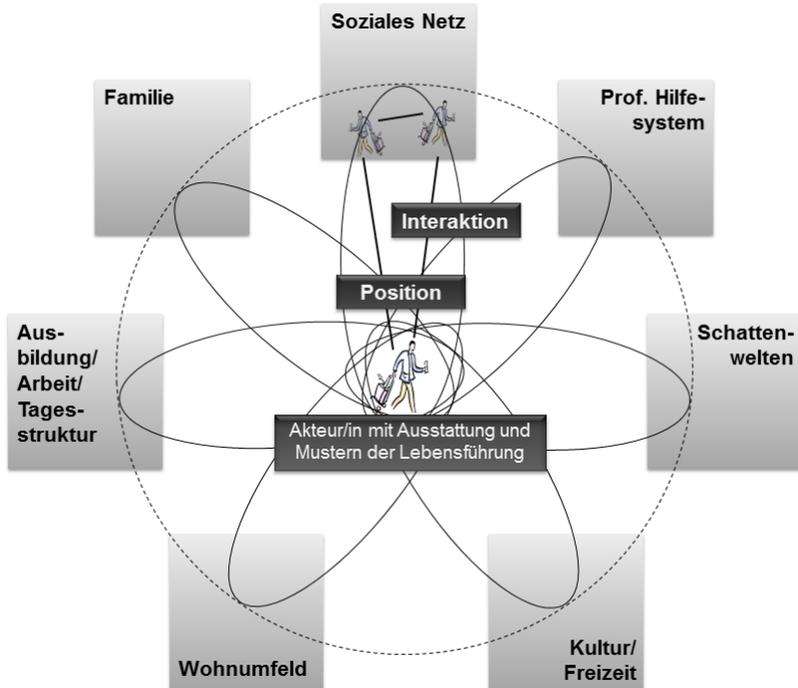
4.1 *Modell des Lebensführungssystems*

Das zentrale Modell ist das bereits erwähnte Lebensführungssystem, mit dem die Integrationsverhältnisse eines Individuums und die sich darin ereignende psycho-soziale Dynamik der Lebensführung analysiert und beschrieben werden können (ausführlicher: SHC 2011, S. 286ff.).

In Anlehnung an die Synergetik verstehen wir das Lebensführungssystem als ein sich selbst organisierendes System, das sich aus dem im Fokus stehenden Menschen mit seiner Ausstattung und seinen Mustern der Lebensführung auf der einen, seiner Form der Integration in soziale Handlungssysteme auf der anderen Seite zusammensetzt. Der entscheidende Punkt dabei ist, dass mit dem Lebensführungssystem sowohl die relevanten und zugänglichen oder nicht zugänglichen sozialen Systeme, als auch die darin realisierten Positions- und Interaktionsmuster, als auch die maßgeblichen Kognitions-Emotions-Verhaltensmuster des Akteurs in eine Form der Darstellung gebracht werden können, die es erlaubt, die Systemdynamik, die ein Akteur mit seinem Lebensführungssystem realisiert und die es insofern kennzeichnet, zu verstehen (zu rekonstruieren). Eine gute, also angemessene und zutreffende Rekonstruktion vorausgesetzt, bietet dies unmittelbar Anknüpfungspunkte sowohl für die Intervention in diese komplexe Dynamik, als auch für sozialpolitische Reflexionen. Es werden auf diese Weise sowohl die förderlichen, ressourcenbetonten Anteile der Dynamik, als auch die hinderlichen und schä-

digenden Anteile sichtbar. Man kommt auf diese Weise von einem unterkomplexen Schaltermodell von Integration weg (Dringen/Draußen, vgl. Kronauer 2002), ebenso wie von der Vorstellung, dass Integration um jeden Preis gut wäre. Im Gegenteil kann empirisch gezeigt werden, dass die Integrationsarrangements der Adressat_innen der Sozialen Arbeit in der Regel große behindernde Anteile haben, die insofern bearbeitungsbedürftig sind.

Abb. 1: Das Lebensführungssystem

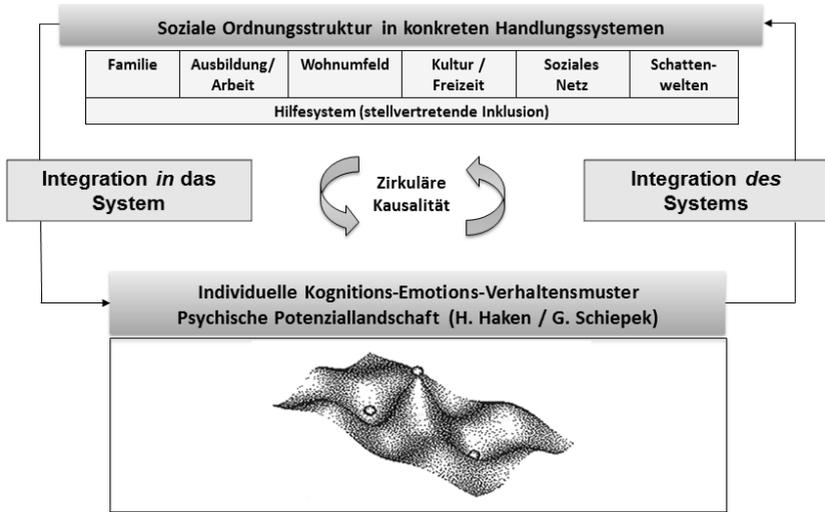


4.2 *Integrationsmodell*

Mit dem Integrationsmodell wird die Beschaffenheit eines Lebensführungssystems auf der Basis der Synergetik genauer beschreibbar. Dabei gehen wir von deren Grundkonstruktion aus, dass Ordnung in sich selbst organisierenden Systemen durch kreiskausale Strukturbildung und die Koppelung jeweils

zueinander relativer Mikro- und Makroebenen entsteht (vgl. SHC 2011, S. 274ff.).

Abb. 2: Das Integrationsmodell



Wie in der kurzen Charakterisierung des Modells des Lebensführungssystems bereits angedeutet, sind mindestens zwei solcher strukturell gekoppelter Systemebenen miteinander in Beziehung zu setzen, respektive in ihrer gegenseitigen Bedingtheit theoretisch zu denken und empirisch zu rekonstruieren: die soziale Ebene (die konkreten sozialen Systeme) mit den auf dieser Ebene wirksamen Ordnungsparametern (dominante Positions-Interaktionsmuster/ Integrationsbedingungen) sowie die individuelle Ebene mit den auf dieser Ebene in Auseinandersetzung mit den konkret vorgefundenen sozialen Verhältnissen entstandenen und sich entwickelnden, das heißt auf Lebensführung in dieser sozialen Struktur hin angelegten Kognitions-Emotions-Verhaltensmustern. Mit dem Begriff der „psychischen Potenziellandschaft“ (Beirle/Schiepek 2002, S. 221; Flatten 2003, S. 413f.), unter dem wir die Gesamtheit der einem Akteur in einem bestimmten Moment potenziell zur Verfügung stehenden Kognitions-Emotions-Verhaltensmuster verstehen, wird zunächst der empirisch beobachteten Erkenntnis Rechnung getragen, dass Menschen nicht nur über ein dominantes Muster verfügen, sondern eine relativ große Bandbreite an Verhalten situativ abrufen können. Das ändert

zugleich nichts an der Tatsache, dass diese potentiell verfügbare Variabilität in Mustern organisiert ist, die in ihrer Zahl begrenzt sind und ein relatives Beharrungsvermögen aufweisen. Das heißt, dass die Musterveränderung bzw. die Entwicklung neuer Muster und Potenziale zwar während des gesamten Lebensverlaufs möglich, aber zugleich ein eher unwahrscheinliches und voraussetzungsreiches Ereignis ist, das nur unter bestimmten und daher durch die sozialarbeiterische Forschung zu bestimmenden Entwicklungsbedingungen erfolgt.

Zwei weitere Ebenen können mit diesem Modell mitgedacht werden: Einerseits die Ebene der Ordnungsbildung im Gehirn, also der neuronalen Prozesse, die erklären hilft, wie die Genese der strukturellen Koppelung sozialer und psychischer Prozesse physiologisch bzw. neuro-biologisch funktioniert. Das ist eine für die (Sozial-)Pädagogik immens interessante Perspektive, denn es geht letztlich um Lernprozesse als Prozesse eines komplexen, sich selbst organisierenden Systems, das das Gehirn zweifellos ist (Schiepek 2011). Auf der anderen Seite die Ebene der Gesellschaft und der Kultur(en), in die die konkreten sozialen Systeme der Lebensführungssysteme eingebettet oder – mit Elias gesprochen – mit denen sie „verschachtelt“ sind. Mit dem einleitenden Beispiel unseres Projekts kann diese Verschachtelung noch einmal leicht vor Augen geführt werden. In sozialen Systemen, die relativ weit von dem konkreten Handlungssystem des Forschungsinstituts weg liegen, werden Strukturen geschaffen, die für die Genese und die Reproduktion eben dieses Systems leitend sind. Es besteht kein unmittelbarer Zugriff auf diese Strukturierungen, aber mit der jeweiligen Ausgestaltung der Handlungssysteme durch die individuelle Lebensführung der in sie integrierten Individuen reproduziert sich diese Struktur einerseits und sie transformiert sich zugleich auch in konkrete Lebensverhältnisse, die aufgrund der Nicht-Determiniertheit dieser Zusammenhänge zugleich den sozialen Wandel immer schon in sich mitlaufen haben. Für die Soziale Arbeit stellt sich hier die Frage, welche Spielräume in der Strukturierung der konkreten Handlungssysteme für einen „gelingenderen Alltag“, um es mit Thiersch zu sagen, das heißt für eine Veränderung des Lebensführungssystems genutzt werden können. Das ist konkrete Soziale Arbeit an den konkreten sozialen Integrationsarrangements ihrer Adressat_innen. Damit verbunden ist einerseits die Frage, ob und wie sie die Strukturierung auf der gesellschaftlichen Ebene beeinflussen kann (und soll), also inwieweit Soziale Arbeit politisch ist und handelt. Auf der anderen Seite ist zu klären, ob und wie die Soziale Arbeit mit den individuellen Kognitions-Emotions-Verhaltensmustern ihrer Adressat_innen arbeiten kann (und soll). Also hier ist die personenverändernde Dimension, letztlich Sozialpädagogik im engeren Sinne angesprochen. In unserer Perspektive kann und muss Soziale Arbeit als die Bearbeitung der strukturellen Kopplung der Systemebenen, also der psychosozialen Dynamiken gedacht

werden. Und hier liegt der hauptsächliche Wert von „Integration und Lebensführung“.

Strukturelle Koppelung ist ein zentraler Begriff in diesem Zusammenhang. Kurz definiert ist damit gemeint, dass die eine Seite der Koppelung *Voraussetzung* für die andere ist.⁵ Damit ist das Prinzip der zirkulären Kausalität begrifflich noch einmal anders, nämlich in der Luhmannschen Diktion, gefasst. Wir haben mit unserer Forschung auf der Basis der Synergetik und dem dafür entwickelten innovativen Forschungsdesign die *unmittelbare* Koppelung psychischer mit sozialen Prozessen zeigen können, was für sich genommen übrigens ein äußerst interessantes Ergebnis ist, das zudem mit dem Erkenntnisstand der sozialen Neurowissenschaften übereinstimmt (Cozolino 2007).

Das Modell des Lebensführungssystems und die Transformation des Modells zirkulärer Kausalität in das Integrationsmodell bilden also den theoretischen Kern von „Integration und Lebensführung“, mit dem der Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit (die ominöse Schnittstelle zwischen Gesellschaft und Individuum) theoretisch und begrifflich gefasst wird. Zwei miteinander zusammenhängende Modelle mittlerer Reichweite werden nun noch kurz vorgestellt, um damit einen groben Einblick in die Bereiche der Theorie zu bieten, die im Hinblick auf die Interventionen der Sozialen Arbeit relevante Bezugsmodelle darstellen.

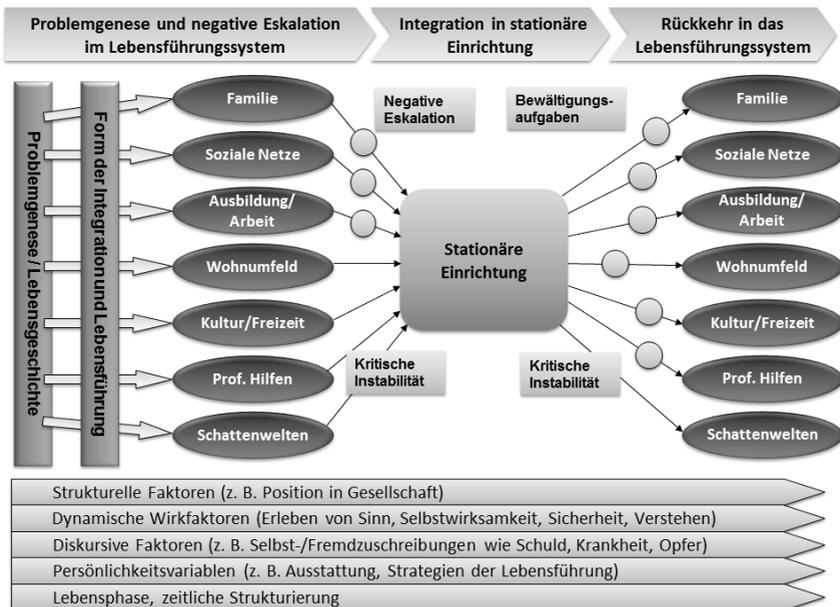
4.3 *Verlaufskurvenmodell*

Wir haben die Verläufe der Fälle in unserem Sample im so genannten „Verlaufskurvenmodell“ fallübergreifend zusammengeführt (zum Begriff Verlaufskurve vgl. Strauss, Fagerhaugh, Suczek u. Wiener 1997). Sehr gerafft kann dieses Modell wie folgt beschrieben werden (vgl. SHC 2011, 309ff.): Im Zentrum des Modells steht das Forschungsergebnis, dass in allen unseren Fällen eine Phase „kritischer Instabilität“ nach dem Verlassen der stationären Einrichtungen festzustellen ist. Kritische Instabilitäten zeigen gemäß der Synergetik Phasen an, in denen die Ordnung eines Systems nicht stabil reproduziert werden kann. Dies kann heißen, dass eine Problematik in einem

5 Der Begriff „strukturelle Koppelung“ und die hier gegebene Kurzdefinition geht auf Luhmann zurück (z. B. Luhmann 1995). Die Begriffsverwendung unterscheidet sich allerdings maximal von derjenigen Luhmanns. Während er den Begriff zwar in derselben zentralen Bedeutung verwendet, verabschiedet er zugleich mit seiner Theoriearchitektur die Möglichkeit, diese strukturelle Koppelung genauer anzuschauen und vernebelt diese zentrale Schnittstelle mit dem Durkheimischen Begriff der „Interpenetration“, die eine Art black box darstellt. Wir hingegen stellen diesen zentralen Begriff tatsächlich ins Zentrum der Theoriebildung, das heißt wir richten die Forschung darauf aus und wir haben mit der Synergetik eine systemtheoretische Meta-Theorie zur Verfügung, die genau dieses Zusammenwirken strukturell gekoppelter Systemebenen ihrerseits im Zentrum ihrer Theoriebildung hat.

Lebensführungssystem besteht, die andauernd Spannungen und wiederkehrende Krisen erzeugt. Dies kann auch bedeuten, dass die Stabilisierung des Systems, die im stationären Setting erreicht wurde, durch die Re-Integration in den Alltag, durch die realen Integrationsarrangements und die darauf bezogenen Muster der Lebensführung herausgefordert wird. Insofern wir verlässlich rekonstruieren konnten, dass massive kritische Instabilitäten, die wir mit dem Begriff „negative Eskalation“ bezeichnet haben, auch in der Phase vor dem Eintritt in das stationäre Setting aufgetreten sind, beschreibt das Verlaufskurvenmodell Lebensführungssysteme, die aufgrund ungünstiger Konstellationen bzw. kritischer Ereignisse (z. B. dem Tod des Partners) derart ins Ungleichgewicht kommen, dass die Akteure die daraus resultierende Krise nicht mehr aus eigener Kraft bewältigen können oder eine chronisch krisenhafte Dynamik entwickelt haben. Beide Varianten werden aufgrund der krisenhaften Dynamik zu einem Fall der Intervention unterschiedlicher Hilfs- und Sanktionssysteme.

Abb. 3: Das Modell der Verlaufskurve



Ohne hier auf die Einzelheiten, z. B. auch auf die mitmodellierten Faktoren eingehen zu können, die allesamt von praktischer Relevanz sind, ist der Befund herauszuheben, dass das regelmäßige Auftreten kritischer Fluktuationen nach der Entlassung aus den spezialisierten stationären Einrichtungen auf zwei Dinge hindeutet: Erstens darauf, dass die problemauslösenden psychosozialen Dynamiken nicht verschwunden sind, nur weil jemand a) eine Zeit lang aus seinem alltäglichen Lebensführungssystem ausgestiegen ist oder herausgenommen wurde, b) im Kontext der stationären Einrichtungen durch therapeutisch oder sonst wie induzierte Veränderungen auf der Ebene des Individuums stattfinden. Im Gegenteil werden diese Veränderungen auf der Ebene des Individuums in den sozialen Systemen zunächst dementiert. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich daraufhin die alte Ordnung wieder herstellt, ist sehr groß. Zweitens deutet dieses regelmäßige Auftreten von kritischen Instabilitäten darauf hin, dass nach einem kritischen Verlauf und der stationären Behandlung eine Menge von Bewältigungsaufgaben in verschiedenen Handlungssystemen simultan zu bearbeiten sind. Auch darin liegt ein gesteigertes Risiko, dass sich die alte Problemdynamik wieder einstellt und eine erneute negative Eskalation sich vollzieht.

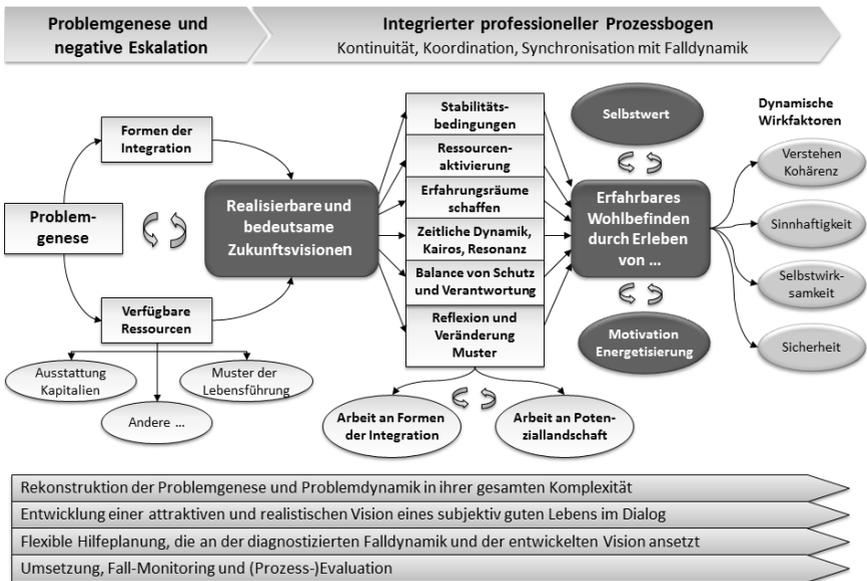
Was heißt das für die Soziale Arbeit auf der Ebene der Intervention? *Ers- tens* lässt sich damit begründen, dass der Sozialen Arbeit eine bedeutende Rolle für nachhaltige Problemlösungen zukommt, weil sie die psychosozialen Dynamiken bearbeitet, die sich als negative Eskalationen beschreiben lassen und sich als bedeutsame, Intervention benötigende Krisen manifestieren. Es braucht eine der fallspezifischen psychosozialen Dynamik angemessene und mit der Arbeit an individuellen Mustern synchronisierte Arbeit an den Integrationsbedingungen in den sozialen Systemen des Lebensführungssystems. *Zweitens* kann damit die Bedeutung der Nachsorge nach stationären Maßnahmen deutlich gemacht werden, die im engeren Sinn als erfolgskritisch zu betrachten ist, und für die die Soziale Arbeit ihre Zuständigkeit begründen kann. *Drittens* weisen die Ergebnisse darauf hin, dass diese Phasen kritischer Instabilität in einem relativ kurzen Zeitraum nach Austritt auftreten, das heißt, dass intensive Formen der Begleitung in diesem Zeitraum erfolgversprechender sind als auf Jahre angelegte, dafür aber sporadische Formen der Begleitung wie sie z. B. in der Bewährungshilfe üblich sind. Das Ganze wird *viertens* dadurch abgerundet, dass Phasen kritischer Instabilität diejenigen Phasen sind, in denen sich selbst organisierende Systeme verändern können. Das heißt in diesen Phasen ist die Wahrscheinlichkeit mit den Interventionen problemlösende Wirkungen zu erzielen besonders hoch, weil die Instabilität auf Stabilisierung drängt, die entweder in den alten (problematischen) Mustern gefunden wird, oder aber in neuen, tendenziell problemlösenden. Wenn

wir all dies wissen⁶, dann müssten die Hilfen dementsprechend organisiert werden. Über diese unmittelbaren Schlüsse hinaus kann auf dieser Grundlage die zu diesen Erkenntnissen passende idealtypische Intervention modelliert werden. Dies haben wir mit dem Modell des „integrierten Prozessbogens“ gemacht.

4.4 Modell des integrierten Prozessbogens

Der Begriff Prozessbogen soll zum Ausdruck bringen, dass die professionelle Intervention, die auf die Veränderung eines Lebensführungssystems abstellt, einen längerfristigen Prozess im Blick haben und begleiten können sollte. Das Modell des integrierten Prozessbogens baut unmittelbar auf dem Modell der Verlaufskurve auf. Es fasst die wichtigsten Bedingungen für eine gelingende Entwicklung bzw. Problemlösung im Kontext von Re-Integrationsprozessen zusammen (vgl. SHC 2011, S. 334ff.).

Abb. 4: Integrierter Prozessbogen



6 Dabei ist zu berücksichtigen, dass es in Bezug auf die Regelmäßigkeit des Auftretens kritischer Fluktuationen weiterer, hypothesentestender Forschung bedürfte. Aber im Moment ist dies der Forschungsstand.

Aufbauend auf einer Rekonstruktion der Problemgenese, inklusive der realisierten (und nicht-realisierten) Formen der Integration und der verfügbaren (und fehlenden) Ressourcen wird in einem dialogischen Prozess mit der Nutzerin, dem Nutzer eine Vorstellung davon entwickelt, wie das Lebensführungssystem aussehen sollte und wie darauf bezogen die Arbeit an der psychosozialen Dynamik des Lebensführungssystems gestaltet werden kann. Aus Sicht der Synergetik sind Attraktoren, wie z. B. eine Vision des subjektiv guten Lebens, wesentlich für Ordnungswandel. Daran schließen die wichtigsten Bedingungen für eine gelingende Entwicklung im Sinne eines Ordnungswandels an, die sich mit dem Forschungsstand der Synergetik insbesondere in der Psychologie decken (Haken/Schiepek 2010), die aber Ergebnisse aus unserer eigenen Forschung in den Vordergrund rücken und die Relevanz der Intervention in soziale Systeme stärker gewichten. Im Wesentlichen geht es darum, einen Prozess zu planen, zu organisieren und zu begleiten, der an den unmittelbaren Bewältigungsaufgaben ansetzt und im Sinne der Vision des subjektiv guten Lebens zugleich über sie hinausweist, der auf die konkreten Integrationsbedingungen ebenso wie auf die Person und ihre Potenziallandschaft gerichtet ist, der auf dem Weg genügend positive Erfahrungen beinhaltet, um die Energie bzw. die Motivation für den Prozess aufrechtzuerhalten. Dabei spielen die von uns so genannten dynamischen Faktoren am rechten Rand der Grafik eine wichtige Rolle. Diese Ergebnisse decken sich weitgehend mit dem Forschungsstand zu Resilienz und Recovery (Fröhlich-Gildhoff/Rönnau 2009; Onken et al. 2002; Ramon/Healy/Renouf 2007; Amering/Schmolke 2013) und können durch diese noch weiter ausgebaut werden.⁷ Unsere Ergebnisse zeigen allerdings deutlicher, dass für eine Entwicklung in dem hier gezeichneten Sinn im Lebensführungssystem Erfahrungsräume geschaffen werden müssen, in welchen die neuen Muster ausprobiert und gefestigt werden können. Wie erwähnt handelt es sich um eine idealtypische Modellierung der Grundform der Intervention der Sozialen Arbeit im Kontext von Re-Integration. Sie stellt aber eine verdichtete Form des Wissensstands über die Bedingungen und Voraussetzungen der Intervention in komplexe dynamische Systeme im Allgemeinen dar, mit denen es die Soziale Arbeit definitiv zu tun hat. Dieses Modell ist daher von hoher Praxisrelevanz und kann als unmittelbare Reflexionsfolie für konkret realisierte Interventionen genutzt werden.

⁷ Der Stand der Ausarbeitung ist in der Zwischenzeit weit über diese Modellierung fortgeschritten. Wir können wichtige Einflussfaktoren und bedeutsame erklärende Modelle daran anschließen, die als Grundstein für eine Konsolidierung des professionellen Wissenskorpuses angesehen werden können. Vgl. dazu Sommerfeld et al. 2016.

5 Gegenstand und Funktionsbestimmung

Bei der Ausarbeitung der handlungstheoretischen Überlegungen ist der Capabilities-Ansatz immer bedeutsamer geworden (vgl. dessen Rezeption in der Sozialen Arbeit durch z. B. Röh 2011; Otto/Ziegler 2010). Mit der andeutungsweisen Verwendung der beiden möglichen Übersetzungen von Capabilities oben, nämlich „Verwirklichungschancen“ und „Befähigungen“, kommt die doppelseitige Bedeutung dieses Begriffs zum Ausdruck, der auf seine spezifische Weise die soziale und die individuelle Seite und die Koppelung zwischen diesen beiden Seiten fasst. Die Schwierigkeit der Übersetzung ist u. a. der Schwierigkeit geschuldet, diese Koppelung präzise zu fassen. Denn auch der englische Begriff ist ein changierender Begriff, der je nach Verwendungskontext und Perspektive, eher die soziale (Verwirklichungschancen) oder die individuelle Seite (Befähigungen) stärker ausleuchtet (vgl. Dabrock 2010). Auf der handlungstheoretischen Ebene ist die Kombination mit Integration und Lebensführung jedenfalls vielversprechend. Wir haben oben bereits die allgemeine Zieldefinition aus dem Capabilities-Ansatz verwendet, nämlich ein „subjektiv gutes Leben“ (Nussbaum 1999). Wenn die Arbeit an Lebensführungssystemen und ihrer krisenhaften psycho-sozialen Dynamik der Gegenstand sozialarbeiterischer/sozialpädagogischer Intervention ist, dann ist mit dem Begriff der Befähigungen, der explizit die Möglichkeit der sozialen Realisierung individueller Fähigkeiten ansteuert, eine hundertprozentige Deckung im Hinblick auf die Ausrichtung der Praxis der Sozialen Arbeit zunächst einmal festzuhalten. Soziale Arbeit kann auf dieser Ebene also als eine Instanz gedacht und theoretisch ausgewiesen werden, die auf die praktische Umsetzung des gerechtigkeits-theoretischen und somit sozialpolitisch relevanten „Human Development Approaches“, wie Nussbaum ihren Ansatz selber lieber bezeichnet, im Hinblick auf die Bekämpfung von Armut und Benachteiligung ausgerichtet werden kann (vgl. auch Röh 2013).

Mit diesem Bezug zu den Arbeiten von Sen und Nussbaum auf der handlungstheoretischen Ebene kommt über den gerechtigkeits-theoretischen Bezug zugleich die gesellschaftliche Ebene in den Blick. Der Gegenstand der Sozialen Arbeit lässt sich nicht unabhängig von der Gesellschaft, in der sie stattfindet, sinnvoll beschreiben. Die Frage für diesen abschließenden Abschnitt, die für die Ausarbeitung des Theorieentwurfs von Integration und Lebensführung ebenfalls zu bearbeiten war, lautet also: Welche Funktion erfüllt die Soziale Arbeit in dieser Gesellschaft? Und in Bezug darauf: Wie kommt es eigentlich zur Emergenz der Sozialen Arbeit? Wie kann man erklären, dass es so etwas Unwahrscheinliches wie die Soziale Arbeit überhaupt gibt, das in der Form nie zuvor in der Menschheitsgeschichte zu beobachten war?

Auch hier kann nur in grober Verkürzung die erarbeitete Position kurz umrissen werden (vgl. ausführlicher SHC 2011; Sommerfeld 2013a). Der

Ausgangspunkt ist mit der philosophischen Anthropologie und dem Begriff der Lebensführung gelegt. Menschen müssen ihr Leben führen, d.h. sie müssen schauen, wie sie mit den gegebenen Verhältnissen, in die sie geboren werden, zurechtkommen. Und sie entwickeln sich selbst in aktiver Auseinandersetzung, indem sie sich die vorgefundene Welt aneignen (Piaget 2003; Leontjev 1973). Die gesellschaftliche Ordnung und die Position des Einzelnen darin standen in den zivilisierten und auf Arbeitsteilung beruhenden Gesellschaften über die Epochen hinweg nie zur Disposition. Sie waren Gott gegeben, Schicksal oder Karma bedingt. Die jeweilige durch Geburt gegebene soziale Position enthielt eine Reihe von sozialstrukturell vorgespurten, in Traditionen verankerte Verhaltensoptionen, deren Übertretung in der Regel schwerwiegende Sanktionen zur Folge gehabt hätte. Mit der Aufklärung und der anbrechenden Moderne verändert sich diese Grundhaltung gegenüber der Gesellschaft als unveränderbare Ordnung. Die frühen Demokratiebewegungen sind treibende Kräfte in diesem Transformationsprozess und ihre leitenden Werte (Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit) sind Kampfbegriffe, die sowohl die herrschende feudale Ordnung in Frage stellen, als auch die Alternative für die neue gesellschaftliche Ordnung (Sozialstruktur) bereits skizzieren. Zu diesen, auf die Umsetzung der demokratischen Idee zielenden Transformationen der Gesellschaft tritt eine weitere Kraft hinzu. Die Form des Wirtschaftens verändert sich ebenso grundlegend in eine kapitalistische Ökonomie. Für unseren Zweck hier sei nur auf eine damit einhergehende weitreichende Veränderung hingewiesen. Eine Voraussetzung für die kapitalistische Produktionsweise ist die so genannte „Freisetzung“ breiter Bevölkerungsanteile. „Zur Verwandlung von Geld in Kapital muss der Geldbesitzer also den freien Arbeiter (...) vorfinden, frei in dem Doppelsinn, dass er als freie Person über seine Arbeitskraft (...) verfügt, dass er andererseits andere Waren nicht zu verkaufen hat, los und ledig, frei ist von allen zur Verwirklichung seiner Arbeitskraft nötigen Sachen“ (Marx 1962, S. 183).

Ohne hier weiter vertiefen zu können, ist festzuhalten, dass sich mit diesen Veränderungen *die Form der Vergesellschaftung* der Individuen radikal von einer relativ statischen zu einer hochgradig dynamischen und komplexen verändert. Während zuvor die gesellschaftliche Position des Individuums durch Geburt festgelegt war (Bauer blieb Bauer, Adliger blieb Adliger), und damit auch eine vollständige Integration des Individuums gegeben war, ist der Ausgangspunkt in der modernen, tendenziell demokratisch gedachten, kapitalistischen und funktional differenzierten Gesellschaft Freiheit. Frei geboren zu werden heißt, dass die gesellschaftliche Position nicht gegeben ist, sondern erworben werden muss. Das heißt wiederum, dass die Integration eines Individuums durch seine Lebensführung in allen Bereichen seines Lebensführungssystems aktiv hergestellt werden muss. Das heißt, dass die anthropologische Grundform, nämlich dass Menschen ihr Leben führen müssen, indem sie ein Verhältnis zur Welt herstellen, durch diese Gesellschaftsform

maximal gesteigert und erheblich dynamisiert wird. Soziale Vulnerabilität und Prekarität gehen mit dieser Form der Strukturierung über Freiheit systematisch einher (vgl. z. B. Castel/Dörre 2009). Scheitern und Leiden an diesen hoch voraussetzungsreichen sozialen Verhältnissen wird zu einem massenhaften Phänomen. Viele Formen der Integration und damit zusammenhängende Formen der Lebensführung werden problematisch, und können z. B. mit Begriffen wie Deprivation (Armut), Desintegration und Devianz bezeichnet werden, die traditionell Bezugspunkte der Sozialen Arbeit sind (vgl. Sidler 2004).

Wie kann sich nun daran die Soziale Arbeit als ein Funktionssystem dieser Gesellschaft bilden? Armut und bestimmte Formen von Devianz hat es schon immer gegeben. Die Erklärung liegt in der Idee der Demokratie, deren Grundwerte als Ausdruck der humanistischen Aufklärung verstanden werden können. Neben Freiheit, sind hier gleichrangig Gleichheit und Brüderlichkeit mitzudenken. Sie bilden zusammen die grundlegende demokratische Semantik. Diese gipfelt in dem, was Habermas das „Universalprinzip der Demokratie“ nennt, nämlich die „Teilhabe aller“ (Habermas 1996). Anders formuliert: die Idee der Demokratie beinhaltet den Anspruch, ein „gutes Leben“ für das Volk zu ermöglichen, also für alle. Die modernen Gesellschaften haben nun nicht nur eine sehr dynamische, komplexe und daher störungsanfällige Form der Vergesellschaftung (der Integration) der Individuen hervorgebracht, sondern sie produzieren als kapitalistische Gesellschaften enorme materielle und soziale Ungleichheiten, die benachteiligende Wirkungen haben. Das heißt, dass dieser Gesellschaftsform ein strukturelles Integrationsproblem inhärent ist, das ein Spannungsfeld im Hinblick auf ihre eigene Wertebasis, insbesondere auf die Leitidee des guten Lebens für alle konstituiert. Die Soziale Arbeit entwickelt sich aus diesem Spannungsfeld der modernen Gesellschaft und differenziert sich als „sekundäres Funktionssystem“ (Fuchs/Schneider 1995; Sommerfeld 2000) an dem durch die primäre Differenzierung und die Umstellung auf diese neue Gesellschaftsordnung entstehenden Folgeproblem bezüglich der Integration und Lebensführung der Individuen. Die gesellschaftliche Funktion der Sozialen Arbeit besteht entsprechend darin, das gesellschaftsstrukturell induzierte Integrationsproblem zu bearbeiten, das sich in gesellschaftlich randständigen, psycho-sozial problembeladenen, im Sinne von eingeschränkter Teilhabe und Ressourcenausstattung unterprivilegierten Lebenslagen und Formen der Lebensführung zeigt. Auf eine kurze, an den demokratischen Grundwerten orientierte Formel gebracht: Die Soziale Arbeit ist die gesellschaftliche Institution, die für die Bearbeitung der Folgen sozialer Ungleichheit vor dem normativen Hintergrund der Gleichheit, also vor dem Hintergrund aktueller Konzepte sozialer Gerechtigkeit und sozialen Ausgleichs im Hinblick auf den Zielhorizont des „guten Lebens“ oder der „Teilhabe aller“ und der freiheitlichen Idee der Autonomie der Lebenspraxis, also in einem emanzipatorischen Sinne, zuständig ist. In einer präventiven

Wahrnehmung dieser Funktion nimmt sie sich auch problematischen Formen der Lebensführung an, die auf Dauer zu einem Abstieg in die Randbezirke der Gesellschaft führen würden.

Von da aus wird deutlich, dass die Bezugnahme auf Theorien sozialer Gerechtigkeit für die Theoriebildung der Sozialen Arbeit ein notwendiger Baustein ist. Mit dem Capabilities Approach wird das Thema der sozialen Gerechtigkeit für die Soziale Arbeit auf eine Art und Weise aufbereitet, die aufgrund der besonderen Betonung von Freiheit („substantial freedoms“, Sen 1985) zusammen mit der gleichzeitigen Betonung der sozialen und individuellen Voraussetzungen sowohl in Bezug auf die notwendig mehrniveaunale denkende Komplexität (bio-psycho-sozial) im Grundsatz übereinstimmt, als auch mit der emanzipatorischen Tradition und den Werten der Sozialen Arbeit. Die Zieldimension der Sozialen Arbeit, wie sie mit Integration und Lebensführung bestimmt wurde, nämlich die Realisierung der Vision eines subjektiv guten Lebens, ist in vollständigem Einklang mit diesem Ansatz. Wie weiter oben bereits ausgeführt bietet unser Theorieentwurf aufgrund der hohen analytischen Auflösung der Komplexität und Dynamik realer Lebensführungssysteme eine besonders geeignete Grundlage für die handlungstheoretische und letztlich technologische Ausarbeitung und somit für die Umsetzung. Die Herstellung einer minimal gerechten Gesellschaft im Sinne Nussbaums durch die Arbeit mit den Benachteiligten dieser Gesellschaft ist die Funktion der Sozialen Arbeit. Das Minimum in einer demokratischen Gesellschaft ist die Teilhabe aller. Weil dies eine äußerst anspruchsvolle Aufgabenstellung ist, braucht die Soziale Arbeit Theorien, mit denen die vagen Vorstellungen dessen, was die basalen Capabilities und die Bedingungen ihrer Realisierung sein könnten, empirisch aufgeschlossen und dem praktischen Handeln unterlegt werden können. Das ist ein Programm, das im Hinblick auf die klinische Soziale Arbeit mittlerweile weiter präzisiert und ausgebaut wurde (Sommerfeld et al. 2016), das aber noch erheblicher disziplinärer und professioneller Anstrengungen bedarf. Es ist aber ein Programm, das ein weitreichendes Potenzial für die Professionalisierung der Sozialen Arbeit ebenso wie für die Forschung der Sozialen Arbeit hat, auch wenn es unter den gegebenen politischen Bedingungen utopisch anmuten mag.

Literatur

- Amering, Michaela/Schmolke, Margrit (2013): Recovery – Das Ende der Unheilbarkeit. Bonn: Psychiatrieverlag.
- Baumgartner, Edgar/Sommerfeld, Peter (2015): Betriebliche Soziale Arbeit. Empirische Analyse und theoretische Verortung. Wiesbaden: Springer VS, im Druck.
- Beirle, Gundolf/Schiepek, Günter (2002): Psychotherapie als Veränderung von Übergangsmustern zwischen „States of Mind“. Einzelfallanalyse einer

- systemisch-ressourcenorientierten Kurzzeittherapie. In: Psychotherapie, Psychosomatik, Medizinische Psychologie 52 (2), S. 214-225.
- Bourgett, Jörg/Brülle, Heinz (2000): Überlebenssysteme in Konkurrenz. Start zu einer notwendigen Debatte. In: Müller, Siegfried/ Sünker, Heinz/Olk, Thomas/Böllert, Karin (Hrsg.): Soziale Arbeit. Gesellschaftliche Bedingungen und professionelle Perspektiven. Neuwied: Luchterhand, S. 253-277,
- Bunge, Mario (1985): Philosophy of Science and Technology. Treatise on Basic Philosophy (Vol. 7, Part II). Dordrecht: Reidel.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (Hrsg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Cozolino, Louis (2007): Die Neurobiologie menschlicher Beziehungen. Kirchzarten bei Freiburg: VAK.
- Crozier, Michel/Friedberg, Erhard (1993): Die Zwänge kollektiven Handelns. Über Macht und Organisation. Frankfurt: Hain.
- Dabrock, Peter (2010): Befähigungsgerechtigkeit als Ermöglichung gesellschaftlicher Inklusion. In: Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger (Hrsg.): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag, S. 17-53.
- Elias, Norbert (1970): Was ist Soziologie? München: Juventa.
- Flatten, Guido (2003): Posttraumatische Belastungsreaktionen aus neurobiologischer und synergetischer Perspektive. In: Günter Schiepek (Hrsg.): Neurobiologie der Psychotherapie. Stuttgart: Schattauer, S. 404-422.
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus/Rönnau, Maïke (2009): Resilienz. Stuttgart: UTB.
- Fuchs, Peter/Schneider, Dietrich (1995): Das Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom. Überlegungen zur Zukunft funktionaler Differenzierung. In: Soziale Systeme, 1(2), S. 203-224.
- Grunder, Hans-Ulrich (Hrsg.) (2009): Dynamiken von Integration und Ausschluss in der Schweiz. Dynamiques de l'intégration et de l'exclusion en Suisse. Zürich: Seismo.
- Habermas, Jürgen (1996). Die Einbeziehung des Anderen. Studien zur politischen Theorie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Haken, Hermann/Schiepek, Günter (2010): Synergetik in der Psychologie. Selbstorganisation verstehen und gestalten (2., korr. Aufl.). Göttingen: Hogrefe.
- Hamburger, Franz (2005): Forschung und Praxis. In: Schweppe, Cornelia/ Thole, Werner (Hrsg.): Sozialpädagogik als forschende Disziplin. Weinheim und München: Juventa, S. 35-48.
- Heiner, Maja (2007): Soziale Arbeit als Beruf. Fälle – Felder – Fähigkeiten. München: Reinhardt.
- Hollenstein, Lea (2013): Nachhaltige Problemlösung oder Krisenintervention? Forschungsbasierte Überlegungen zur Sozialen Arbeit mit von Gewalt betroffenen Frauen. In: Stiftung Frauenhaus Aargau-Solothurn (Hrsg.): Ein Haus verändert das Leben. Geschichten und Visionen, S. 146-160.
- Jakob, Gisela u. Wensierski, Hans-Jürgen von (Hrsg.) (1997): Rekonstruktive Sozialpädagogik. Weinheim: Juventa.
- Kronauer, Martin (2002): Exklusion. Die Gefährdung des Sozialen im hoch entwickelten Kapitalismus. Frankfurt a.M.: Campus Verlag.
- Leontjev, Aleksej Nikolaevic (1973). Probleme der Entwicklung des Psychischen. Frankfurt a. M.: Athenäum Fischer Taschenbuch.

- Luhmann, Niklas (1995). Inklusion und Exklusion. In: Luhmann, Niklas (Hrsg.), Soziologische Aufklärung. Die Soziologie und der Mensch, Vol. 6. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 237-264.
- Marx, Karl (1962): Das Kapital. Berlin: Dietz.
- Nussbaum, Martha C. (1999): Gerechtigkeit oder Das gute Leben. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Onken, Steven J./Dumont, Jeanne M./Ridgway, Priscilla/Dorman, Douglas H./Ralph, Ruth O. (2002): Mental Health Recovery: What Helps and What Hinders. New York: Columbia University.
- Otto, Hans-Uwe/Ziegler, Holger (2010): Der Capabilities-Ansatz als neue Orientierung in der Erziehungswissenschaft. In: Dies. (Hrsg.): Capabilities – Handlungsbefähigung und Verwirklichungschancen in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag, S. 9-13.
- Piaget, Jean (2003): Meine Theorie der geistigen Entwicklung. Weinheim: Beltz.
- Plessner, Helmuth (1975): Die Sphäre des Menschen. Ges. Werke Bd. IV. Berlin.
- Plessner, Helmuth (2003): *Conditio Humana*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ramon, Shulamit/Healy, Bill/Renouf, Noel (2007): Recovery from Mental Illness as an Emergent Concept and Practice in Australia and the UK. *International Journal of Social Psychiatry*, 53(2), S. 108-122.
- Röh, Dieter (2011): „... was Menschen zu tun und zu sein in der Lage sind.“ Befähigung und Gerechtigkeit in der Sozialen Arbeit: Der capability approach als integrativer Theorierahmen?! In: Mührel, Eric/ Birgmeier, Bernd (Hrsg.): Theoriebildung in der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag, S. 103-122.
- Röh, Dieter (2013): Soziale Arbeit, Gerechtigkeit und das gute Leben. Eine Handlungstheorie zur daseinsmächtigen Lebensführung. Wiesbaden: Springer VS.
- Saner, Hans (2002): Zum Begriff der sozialen Integration. Eine kritische Annäherung. In: Ders. (Hrsg.): Nicht-optimale Strategien. Essays zur Politik. Basel: Lenos, S. 71-93.
- Schiepek, Günter (Hrsg.) (2011): Neurobiologie der Psychotherapie (2., vollst. neu bearb. u. erw. Aufl.). Stuttgart: Schattauer.
- Sen, Amartya K. (1985). Well-being, Agency and Freedom: the Dewey Lectures 1984. In: *Journal of Philosophy*, 82(4), S. 169-221.
- Sidler, Nikolaus (2004): Sinn und Nutzen einer Sozialarbeitswissenschaft. Eine Streitschrift. Freiburg i.Br.: Lambertus.
- Sommerfeld, Peter (2000): Soziale Arbeit als sekundäres Primärsystem und der „very strange loop“ sozialarbeiterischer Profis. In: Merten, Roland (Hrsg.): Systemtheorie Sozialer Arbeit. Neue Ansätze und veränderte Perspektiven. Opladen: Leske + Budrich, S. 115-136.
- Sommerfeld, Peter (2011a): Sozialpädagogische Forschung. In: Otto, Hans-Uwe/Thiersch, Hans (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. München: Reinhardt, S. 1462-1475.
- Sommerfeld, Peter (2011b): Von der Notwendigkeit einer Handlungswissenschaft. In: Neue Praxis, Sonderheft 10, Hans Thiersch/Rainer Treptow (Hrsg.): Zur Identität der Sozialen Arbeit. Positionen und Differenzen in Theorie und Praxis. 41, S. 43-45.

- Sommerfeld, Peter (2013a): Demokratie und Soziale Arbeit – Auf dem Weg zu einer selbstbewussten Profession? In: Geisen, Thomas/Kessler, Fabian/Olk, Thomas/Schnurr, Stefan (Hrsg.): Soziale Arbeit und Demokratie. Wiesbaden: Springer VS, S. 167-185.
- Sommerfeld, Peter (2013b): Die Etablierung der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft – ein notwendiger und überfälliger Schritt für die Wissenschafts- und Professionsentwicklung. In: Birgmeier, Bernd/Mührel, Eric (Hrsg.): Handlung in Theorie und Wissenschaft. Wiesbaden: Springer VS, S. 155-172.
- Sommerfeld, Peter/Calzaferri, Raphael/Hollenstein, Lea (2008): Die Dynamiken von Integration und Ausschluss. Zur Erfassung und Bearbeitung von Komplexität in der Sozialen Arbeit. In: Conrad, Christoph/von Mandach, Laura (Hrsg.): Auf der Kippe. Integration und Ausschluss in Sozialhilfe und Sozialpolitik. Zürich: Seismo, S. 67-80.
- Sommerfeld, Peter/Dällenbach, Regula/Rüegger, Cornelia/Hollenstein, Lea (2016): Klinische Soziale Arbeit und Psychiatrie. Entwicklungslinien einer handlungstheoretischen Wissensbasis. Wiesbaden: Springer VS, im Druck.
- Sommerfeld, Peter/Hollenstein, Lea (2011): Searching for Appropriate Ways to Face the Challenges of Complexity and Dynamics. In: British Journal of Social Work, 41(4), S. 668-688.
- Sommerfeld, Peter/Hollenstein, Lea/Calzaferri, Raphael (2011): Integration und Lebensführung. Ein forschungsgestützter Beitrag zur Theoriebildung der Sozialen Arbeit. Wiesbaden: VS Verlag.
- Sommerfeld, Peter/Kundert, Sonja (2000): Wissensgesellschaft als Herausforderung an die Fachhochschulen. Zum Verhältnis von Wissensproduktion, Wissensverwendung und Wissensverwertung in der Sozialen Arbeit (Vol. FER 189/2000). Bern: Schweizerischer Wissenschaftsrat.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007). Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Systemtheoretische Grundlagen und professionelle Praxis – Ein Lehrbuch. Bern: Haupt UTB.
- Strauss, Anselm L./Corbin, Juliet (1996): Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Weinheim: Beltz.
- Strauss, Anselm L./Fagerhaugh, Shizuko/Suczek, Barbara/Wiener, Carolyn (1997): Social Organization of Medical Work. New Brunswick: Transaction Publishers.

Sabine Pankofer

Hype, Hybris oder ertragreiche Dauerbaustelle? Das Empowermentkonzept auf dem wissenschaftlichen Prüfstand

Das Empowermentkonzept hat es offensichtlich geschafft: Das „Projekt Empowerment“, wie es Herriger 1997 in seinem Buch „Empowerment in der Sozialen Arbeit. Eine Einführung“ nannte, wird mittlerweile als eine „Leitorientierung des Professionsverständnisses“ (Lambers 2013, S. 317) in der Sozialen Arbeit bezeichnet. Empowerment ist einer der zentralen Begriffe der 2014 neu formulierten global definition der International Federation of Social Workers (IFSW), die auch vom deutschen Berufsverband der Sozialarbeiter_innen (DBSH) als Leitlinie übernommen wurde:

„Social work is a practice-based profession and an academic discipline that promotes social change and development, social cohesion, and the *empowerment* (H. d. V.) and liberation of people“ (IFSW 2014).

Damit wurde aus dem ehemaligen Schlagwort (afro)amerikanischer und feministischer Bürgerrechts- und Emanzipationsbewegungen der 1950er und 1960er Jahre („Power to the people!“) erst in den USA und seit den 1990er Jahren auch in Deutschland ein vielbeachtetes sozialwissenschaftliches Konzept, das ich selbst vor 15 Jahren optimistisch als „ein besonders zukunftsweisendes Modell in der Bewältigung der komplexen Aufgaben Sozialer Arbeit im Kontext gesellschaftlicher Veränderungsprozesse“ bezeichnet habe (Pankofer 2000, S. 7).

Empowerment ist also ‚in‘ - nicht nur in der Sozialen Arbeit, aber vor allem dort. An vielen und verschiedenen Stellen der Theorie- und Professionsentwicklung Sozialer Arbeit wird explizit darauf verwiesen und diskutiert. Eine kleine Auswahl: Herriger mit seinem Klassiker (Empowerment in der Sozialen Arbeit, in verschiedenen Auflagen 1997-2010⁵) und Böhnisch (Empowerment als Leitprinzip sozialpädagogischer Praxis in der Sozialpädagogik der Lebensalter, in verschiedenen Auflagen 1997-2012⁶) adaptierten als Erste in Deutschland den Ansatz für die Soziale Arbeit. Im Hinblick auf die psychosoziale Praxis etwas breiter angelegt sind die gemeindepsychologisch ausgerichteten Empowermentdarstellungen von z. B. Rappaport (1985), Stark (1996) und Keupp (1996). Mit der schwierigen Fragen nach konkreten Umsetzungsmöglichkeiten des Empowermentkonzeptes in der Sozialarbeitspraxis setzen sich beispielsweise Miller/Pankofer (2000), Thompson (2007), Cattaneo/Chapman (2010), Cattaneo/Brodsky (2013) und Walke (2014) aus-

einander. Im Hinblick auf wissenschaftstheoretische Aspekte machen u. a. Staub-Bernasconi (2007) und Lambers (2013) kritische Anmerkungen sowie Quindel/Pankofer (2000), Staub-Bernasconi (2007) und Sagebiel/Pankofer (2015) im Hinblick auf Fragen der Macht.

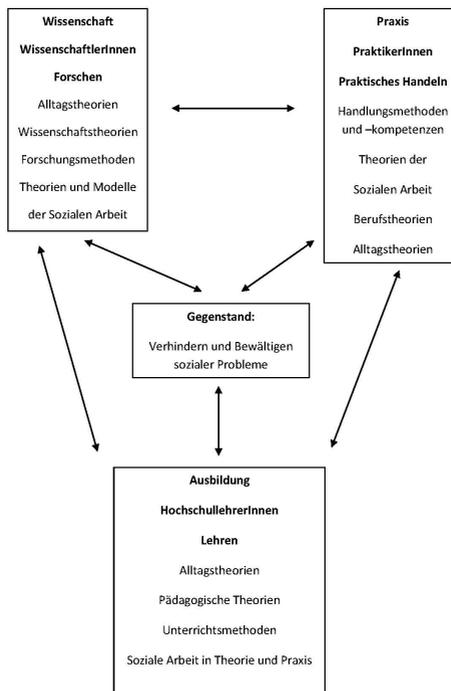
Ohne Zweifel ist das Empowermentkonzept damit eine der aktuellen praxisbegleitenden Grundlagen der Sozialen Arbeit und eine Erfolgsgeschichte – allerdings aus meiner Sicht mit ein paar Haken. In den letzten Jahren und in den verschiedenen Kontexten, in denen mir das Empowermentkonzept in vielen Varianten begegnete, entwickelte ich einen immer kritischeren Blick, nicht unbedingt nur auf die Entwicklungen des Empowermentkonzepts an sich, sondern vor allem darauf, wie es dargestellt, angewandt und für was es benutzt wird. Plakativ zusammengefasst: Nicht überall, wo Empowerment drauf steht, ist auch wirklich Empowerment drin. Das liegt u. a. am schwer zu fassenden Begriff Empowerment: Was ‚es‘ genau ist, lässt sich bis heute nicht genau definieren, vor allem im deutschen Sprachraum, denn der Begriff lässt sich nicht wirklich gut ins Deutsche übersetzen: Die wörtliche Übersetzung ‚Selbstermächtigung‘ ist nur begrenzt aussagekräftig (vgl. Pankofer 2000, S. 8ff.; Sagebiel/Pankofer 2015, S. 133ff.). Doch auch im englischsprachigen Raum herrscht Uneindeutigkeit. Rappaport, Swift und Hess fassen dieses Problem bereits 1984 ganz plastisch zusammen: „We do not know what empowerment is, but like obscenity, we know it when we see it“ (zit. in Walke 2014, S. 3).

Mittlerweile wird allerdings jede Hilfe, die irgendwie modern oder professionell klingen soll, Empowerment genannt – ganz in der kryptonormativen Art, von der Krieger (im vorliegenden Band, S. 122) spricht. Der Begriff und das damit verbundene Konzept wird inflationär benutzt, ist zur Worthülse degradiert oder so unterkomplex dargestellt, dass zentrale Faktoren einfach verschwinden, wie z. B. – aus meiner Sicht nicht zufällig – die an sich zentrale politische Dimension. Wenn damit nur noch direkte, besonders gut gemeinte Hilfe für die Klient_innen beschrieben werden soll, ist das aus meiner Sicht – wenn überhaupt – höchstens ‚Empowerment light‘. Mit dieser kritischen Position stehe ich nicht alleine: Thompson (2007) stellt fest, dass Empowerment ein „buzzword“ geworden ist, also ein Begriff, der in unterschiedlichen Anwendungsgebieten oft inkonsistent benutzt wird: „In the last decade or so, empowerment has become a buzzword, with all that this entails. Buzzwords often creep in our vocabulary without necessarily having the opportunity to sit down and examine what they mean, whether they are important, how should they be used, and so on“ (Thompson, 2007, S. 21). Auch Cattaneo und Goodman (2014, S. 4) betonen, dass die häufige und inkonsistente Benutzung des Begriffes Empowerment das Konstrukt unklar werden lässt und damit fast jede absichtsvolle Handlung, einem anderen Menschen oder einer Community zu helfen, irrtümlicherweise als Empowerment verstanden wird. Cattaneo, Calton und Brodsky kommen daher zum ernüchtern-

den Schluss: „Empowerment has been a victim of its own popularity“ (2014, S. 3, zit. in Walke 2014, S. 3).

Ist der Hype somit eine Hybris? Oder bleibt trotz allem ein Kern, die für Theorie und Praxis Soziale Arbeit einen wichtigen Beitrag leistet? Das Ziel meines Betrages ist, das Empowermentkonzept dahingehend kritisch zu hinterfragen, inwiefern und in welcher Form es eine theoriebildende Grundlage Sozialer Arbeit und damit ein wichtiges Konzept der Wissenschaft der Sozialen Arbeit ist. Dafür ist es hilfreich, sich den Stand der Theorieentwicklung und der Methodenentwicklung genauer anzuschauen, denn dies sind die Grundpfeiler eines handlungswissenschaftlich relevanten Konzeptes. In meiner Analyse orientiere ich mich am klassischen Professionsmodell der Sozialen Arbeit (vgl. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009, S. 229ff.).

Abb. 1: Ein Interdependenzmodell der Profession Soziale Arbeit



Quelle: Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009, S. 229

Soziale Arbeit ist demnach eine Profession, die aus den drei Bereichen Wissenschaft (Theorie, Forschung), Praxis (Anwendung) und Lehre (Ausbildung) besteht, die durch den Gegenstand der Sozialen Arbeit – das Verhindern und Bewältigen sozialer Probleme – verbunden sind. Eine kritische Bestandsaufnahme des Empowermentkonzeptes braucht demnach eine Analyse aller drei Bereiche.

1 Wissenschaft

Soziale Arbeit als Wissenschaft erforscht mit wissenschaftlichen Erkenntnis- und Forschungsmethoden soziale Probleme und deren Bewältigung (vgl. Engelke/Spatscheck/Borrmann 2009, S. 233ff.). Mittels Alltags- und Wissenschaftstheorien werden relevante Themen im Gegenstandsbereich identifiziert und darauf aufbauend wissenschaftliche (Handlungs-) Theorien und Modelle entwickelt.

Was bedeutet das im Hinblick auf das Empowermentkonzept? Nicht zufällig wird nicht von einer Empowermenttheorie, sondern meist von einem Ansatz oder Konzept gesprochen. Lambers stellt daher auch berechtigt fest, dass Uneinigkeit darin besteht, „wie Empowerment in der Theoriebildung einzuordnen ist“ (Lambers 2013, S. 321). Trotz aller berechtigter Kritik stelle ich die Hypothese auf, dass das Empowermentkonzept wissenschaftstheoretisch bereits als ‚echte‘ Theorie einzuordnen ist, denn es weist alle konstituierenden Faktoren einer wissenschaftlichen Theorie auf. Es lassen sich nur noch kleine spezifische wissenschaftstheoretische Probleme und Lücken erkennen. Zu fragen ist, ob diese nicht schließbar oder einfach noch nicht geschlossen worden sind.

1.1 *Stand der Theorieentwicklung*

Damit ein Gedankenmodell als (sozial-) wissenschaftliche Theorie bezeichnet werden kann, braucht es nach Astleitner (2011) folgende wissenschaftstheoretische Grundlegungen: Grundlage jeder Theorie sind Grundannahmen. Darunter werden Aussagen über die Grundstruktur der Realität verstanden und darüber, wie man sie untersuchen sollte. Sie liegen allen Kernaussagen zugrunde. Jede Theorie verfügt über Grundbegriffe als ihre zentralen Bausteine. Diese müssen möglichst eindeutig definiert sein.

Wie oben beschrieben, ist der Begriff des Empowerment breit angelegt und wird sehr unterschiedlich benutzt. Neben dieser Schwierigkeit kommt als weiteres wissenschaftstheoretisches Problem der Eklektizismus in der Grundlegung hinzu. Es lassen sich Ideen aus unterschiedlichen Theorieansätzen

finden: „Elemente der Lebensweltorientierung (Thiersch), der ökosozialen Unterstützung (Wendt), der Biografisierung und Milieubildung (Böhnisch), der Systemtheorie Luhmanns und der Modernisierungstheorie Becks (Risikogesellschaft)“ (Lambers 2013, S. 319).

Trotz allem lassen sich in der internationalen und auch deutschen wissenschaftlichen Literatur zum Empowerment eindeutige Grundannahmen erkennen. Lambers fasst diese folgendermaßen zusammen: „Im Kern soll es im Empowerment darum gehen, Menschen in individualisierten und anonymisierten Lebenswelten dazu zu befähigen, Zugänge zu den politischen Entscheidungsprozessen zu finden, die als Ursache ihrer Benachteiligung gelten können. Der Mensch wird (...) nicht als hilfebedürftiges Mängelwesen, sondern als kompetenter Akteur seiner eigenen Lebensgestaltung gesehen. Den Strukturen sozialer Ungleichheit steht also potenziell eine Selbststeuerungsmacht der Individuen entgegen“ (ebd., S. 319).

Empowerment auf der individuellen Ebene zielt – so verstanden und vor allem mit einem Blick auf Klient_innen Sozialer Arbeit – „auf die (Wieder-) Herstellung von Selbstbestimmung über die Umstände des eigenen Alltags“ (Herriger 2007, S. 20). Dazu versammelt sich unter diesem Begriff „die ganze Bandbreite selbstreferenzieller Hilfemodelle: von der radikalen Selbstorganisation bis hin zur Unterstützung von Selbstwirksamkeit“ (Lambers 2013, S. 321).

Genau in diesem Gegenstand, der sehr breit angelegt und damit relativ unpräzise ist – ja, fast sein *muss* –, liegt die Ursache für viele Irritationen. Doch das ist kein originäres Problem des Empowermentkonzeptes. Wissenschaftstheoretisch handelt es sich hier um eine sog. konnotative Theorie, die reflexiv und autopoietisch angelegt und deren Gegenstand die „*humane* Realität“ ist (vgl. Schüle/Reitze 2005, S. 204, H. d. A.). Solche autopoietischen Realitäten sind nach Schüle und Reitze das Ergebnis der Zusammenspiele vieler verschiedener Faktoren, die nicht immer gleich sind, sondern variieren, wie z. B. Gesellschaft, Erfolg, Schicksale u.v.m. (ebd., S. 203f.). Diese Theorien werden immer dann entwickelt, wenn sich nicht alle relevanten Faktoren eng beschreiben lassen und eine „*methodologische Fixierung* des Gegenstandes nur *begrenzt* möglich ist“ (ebd., S. 205, H. d. A.). Im Hinblick auf Theorieentwicklung bedeutet das folgendes: „Angesichts der Fülle von Faktoren und Beziehungsmöglichkeiten besteht immer die Möglichkeit, Unterschiedliches hervorzuheben bzw. das Gleiche unterschiedlich zueinander in Beziehung zu setzen und zu gewichten“ (ebd., S. 205). Das hat auch Auswirkungen auf die praktische bzw. Anwendungsebene: In Bezug auf autopoietische Realitäten, wie ich sie oben beschrieben habe, kann es „keine eindeutigen methodologischen Verfahren geben (...), sondern immer nur „Rezepte“ für den Umgang mit empirischer Komplexität, die unterschiedlich aussehen kann“ (ebd., S. 205).

All das trifft für das Empowermentkonzept zu. Aufgrund der Komplexität des Empowermentbegriffs lassen sich kaum alle Aspekte gleichzeitig erfassen, insofern sind Auslassungen unvermeidbar. Aus meiner Sicht steht die relativ junge Theorie Empowerment damit in einer Tradition abstrakter Theorien, die ebenfalls nur mit einer Theorienbandbreite (mit z. T. widersprüchlichen Theorien) beschreibbar sind und über die es sich deswegen auch trefflich endlos debattieren und streiten lässt, wie z. B. die Theorien über Politik, Management, Familie, Macht etc.. Schülein und Reitze weisen genau darauf hin: Konnotative Theorien sind „unabschließbar: Da es immer Unzulänglichkeiten und Möglichkeiten der Kritik gibt, da immer Faktoren noch anders gewichtet, Zusammenhänge noch anders gesehen werden können und da es immer wieder etwas Neues und Unerwartetes zu verarbeiten gibt, bleiben Theorien chronisch unabgeschlossen, bleiben sozusagen eine „Dauerbaustelle“ (ebd., S. 205f.).

Dieser ‚work in progress‘ lässt sich in der theoretischen Entwicklung des Empowermentbegriffes und seiner Naturwüchsigkeit gut erkennen: Empowerment war ein politischer Begriff aus der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Diese brauchte eine möglichst aktivierende Parole. An solche werden natürlich keine wissenschaftstheoretischen Ansprüche gestellt. Erst aus dem Versuch heraus, aus einer Bewegung zu lernen und daraus professionelle Handlungskonzepte zu entwickeln, die die gleiche Energie wie eine soziale Bewegung haben bei gleichzeitiger Strukturierung, Systematisierung und damit auch Möglichkeiten der Reproduktion (z. B. indem es gelehrt und damit erlernt werden kann, siehe Punkt 3: Ausbildung), entstand überhaupt erst der Anspruch, Erfahrungen in einem Begriff zu operationalisieren. Erst in einer Konzeptualisierung in der Tradition westlicher Wissenschaftstheorien entstehen Ansprüche an einen Begriff oder ein Konzept.

Das war natürlich ein längerer Prozess. Barbara B. Solomons Verdienst liegt darin, mit ihrem 1976 erschienenen Buch „Black Empowerment: Social work in oppressed communities“ verschiedene Stränge sozialarbeiterischer Professionalität unter dem definitorischen Dach des Empowerment zusammengefasst zu haben (vgl. Pankofer 2000, S. 10).

Die junge Theorie des Empowerments ist damit ein sehr schönes Beispiel dafür, wie Theoriebildungsprozesse (nicht nur in der Sozialen Arbeit) funktionieren: Von einer Parole zum komplexen Begriff, der erst de-kontextuiert und dann definiert wurde; von der Entwicklung einer Alltagstheorie zur verschriftlichten Systematisierung und wissenschaftlicher Reflexionen; von der Leitidee einzelner Gruppen zum Fachbegriff von Professionellen der Sozialen Arbeit; von einer begeisternden Idee zu einem Konzept oder Theorie, die dann gelehrt und gelernt werden kann... und dies mit all den wissenschaftstheoretischen Herausforderungen, die dann auftreten, wenn aus einer guten Idee eine Theorie wird. Ab dem Moment der Konzeptualisierung gelten die Regeln der Wissenschaftstheorie (d. h. ab wann und warum ist was eine The-

orie). Diese Regeln sind zwar ebenfalls nur eine systematisierte Übereinkunft (=Theorie) und damit in ihrer Entstehung abhängig von gültigen Denktraditionen (wie z. B. dem Rationalismus), aber dann eine allgemeingültige Übereinkunft, was in unserem westlichen Kontext unter einer Theorie verstanden wird. Insofern kann keine Theorie absolut und fertig sein. Das gilt insbesondere für konnotative Theorien, die sich mit komplexen gesellschaftlichen Prozessen beschäftigen.

Was bedeutet das nun im Hinblick auf den theoretischen Gehalt des Empowermentkonzeptes? Es handelt sich nach den oben genannten Kriterien um eine relativ weit entwickelte konnotative Theorie, denn sie verfügt über Grundannahmen und Kernaussagen. Es besteht allerdings eine Notwendigkeit der Weiterentwicklung in Richtung von Subtheorien, die auf verschiedene Praxen und Handlungszusammenhänge ausgerichtet sind. Wissenschaftstheoretisch steht dafür die Möglichkeit zur Verfügung, mehrere Sub-Theorien dazu zu entwickeln. Ansatzpunkte wären z. B. Empowerment als Haltung oder Empowerment als Strategie politischen Handelns in der professionellen Sozialen Arbeit.

In der Theorieentwicklung ist nach Schülein und Reitze wissenschaftstheoretisch eine gewisse Pointierung zu beachten: „Wenn sie (konnotative Theorien, A. d. V.) alle Unwägbarkeiten und Unbestimmtheiten ständig präsent halten, werden sie unfähig, überhaupt Aussagen treffen zu können. Daher müssen sie ihr Thema künstlich stärker festlegen als es real ist und ihre Interpretationen in ihrer Leistungsfähigkeit kontrafaktisch so behandeln, als wären sie besser als sie es sein können. Sonst kommen sie mit einem heterogenen, sich ständig bewegenden und verändernden Gegenstand ebenso wenig zurecht wie mit den konkurrierenden Theorien, da nur der Ansatz eine Überlebenschance hat, dem es gelingt, als leistungsfähiger als andere zu *gelten*. Konnotative Theorien müssen also ihre Schwächen kompensieren, aber sie dürfen sie nicht verleugnen, weil sie sonst rigide und damit unproduktiv werden. Dies ist ein ständiger Drahtseilakt“ (ebd., S. 206, H. d. A.).

Genau darin liegt die aktuelle Problematik der alltagstheoretisch ausweiteten Anwendung bis zur Verwässerung des Empowermentbegriffes bis zur Unkenntlichkeit der Grundannahmen. Dieses Problem wäre aus meiner Sicht durchaus zu lösen. Ich schlage dafür eine explizite Unterscheidung zwischen einer alltagstheoretischen Beschreibung und einem wissenschaftlichen Definition von Empowerment vor, ähnlich wie bei psychologischen Begriffen wie Depression oder Angst, die einen ähnlichen Problemhintergrund haben: Sie existieren als Alltagsbegriff *und* als klinische Definition – und unterscheiden sich beträchtlich. In einer Auseinandersetzung muss (müsste) daher immer klar gelegt werden, welche Bedeutungsdimension gerade im Fokus steht. Dies könnte auch für den Empowermentbegriff ein hilfreicher Zugang sein, durch den die Entstehungsgeschichte als nichttheoretischer Begriff und seine Weiterentwicklung wertgeschätzt und gemeinsam

nebeneinander stehen können, als auch wissenschaftstheoretische Probleme lösen. Empowerment hat als autopoietische, konnotative Theorie einen eigenen „Thematisierungskorridor, der unscharfe Grenzen hat“ und damit „strukturell unscharf“ bleiben muss (vgl. ebd., S. 207). Das lädt ein zur wissenschaftlichen Auseinandersetzung und dem Ringen um strukturell-offene und gleichzeitig präzise Aussagen sowie zur Entwicklung von Subtheorien. Doch auch diese Diskussionen sollten nicht als Schwächung des Empowermentansatz im Hinblick auf die Frage sein, ob es sich ‚wirklich‘ um eine Theorie handelt – was es tut. Ganz in der Tradition klassischer konnotativer Theorien bewegt sich die Empowermenttheorie, wie ich sie ab jetzt nennen werde, unter „dauerhaftem Legitimationsdruck“ und damit im „*Dauerstress der Selbstbegründung und -behauptung*, weshalb sie ständig über den „richtigen“ Weg streiten“ (Schülein/Reitze 2005, S. 209, H. d. A.).

Ähnlich wie die internationale Definition der Sozialen Arbeit könnten diese in einem offenen, interaktiven Prozess weiterentwickelt werden, z. B. online auf offenen Plattformen.

Mit einem solchen Zugang ist es weniger leicht möglich, Empowerment als bessere Hilfe rein auf der individuellen Ebene zu definieren (eine häufige Verkürzung, wie z. B. bei Böhnisch (2012)), sondern die organisationale/institutionelle Ebene und vor allem die strukturell-politische Ebene wird nicht ausgeklammert, sondern kann in den Mittelpunkt rücken. Damit ist der Kern dessen, was Empowerment im Ursprung war, nämlich ein politischer Ansatz, auch in der Theoriebildung sichtbar. Nur dadurch bleibt der politische Kern des Empowerment erhalten und Empowerment ist nicht nur ein Modebegriff, sondern ein Synonym für hilfreiche, politisierende und aktivierende Hilfe in der Sozialen Arbeit. Dies zeigen Beispiele aus der (Gesundheits-) Selbsthilfe (vgl. Stark 1996 oder auch Empowermentkonzepte der Gesundheitsförderung (vgl. Gesundheitliche Chancengleichheit)). Die Notwendigkeit besteht auch wissenschaftstheoretisch: Im Hinblick auf das Verhältnis von Theorie und Praxis stellen Schülein und Reitze fest, dass konnotative Theorien immer politische Auswirkungen haben: „Praktische Konsequenzen aus konnotativen Theorien sind immer politisch. Immer, wenn es Alternativen gibt, müssen Entscheidungen darüber getroffen werden, welches Ziel wie erreicht werden soll. – Das ist Politik. (...) Konnotative Theorien *verändern* die Wirklichkeit, weil sie das Reflexionspotenzial der Akteure verändern, aber ihre Wirkungen sind *nicht kontrollierbar*“ (Schülein/Reitze, 2005, S. 209, H. d. A.). Trotzdem gibt es für diesen komplexen Austausch zwischen Theorie und Realität gewisse erfahrungsgestützte Daumenregeln (ebd., S. 212), die sich nicht zuletzt durch systematisch erfasste Praxis, d. h. Forschung, erkennen und bündeln lassen. Grundlagen für konzeptionelle Präzisierungen sind also möglich und existieren auch, was aktuelle Forschungsarbeiten, wie z. B. von Cattaneo und Chatman (2010), sowie

Brodsky und Cattaneo (2013) zeigen. Diese werden im Folgenden kurz vorgestellt.

1.2 *Forschung zu Empowerment*

Aktuell und im westlichen Wissenschaftsverständnis gehört zu einer (sozial-)wissenschaftlichen Theorie (vgl. Astleitner 2011), dass ein klassischer Theoriekern aus beschreibenden und erklärenden Aussagen existiert, die auch als Hypothesen bezeichnet werden. Darüber hinaus können prognostische und empfehlende Aussagen Teil einer Theorie sein. Jede Theorie bzw. die ihr zugrundeliegenden Hypothesen müssen empirisch, d. h. in operationalisierter Form mit geeigneten Forschungsmethoden und Designs überprüft werden. Dazu können auch Beobachtungen gehören.

Im Hinblick auf Empowerment ist festzustellen, dass bisher (zu) wenig Forschungsarbeiten die in der Empowermenttheorie aufgestellten Hypothesen überprüfen und zur Weiterführung der Konzeptualisierung beitragen. Eine beachtenswerte Ausnahme stellen die Studien von Cattaneo und Chapman (2010; 2014) und das daraus entwickelte und empirisch überprüfte Empowerment Process Model (EPM) dar, das von Brodsky und Cattaneo weiterentwickelt wurde (Brodsky/Cattaneo 2013).

Dort beschreiben die Autor_innen sogenannte prozessbeeinflussende Wirkannahmen des Empowerments, die dieses anregen. Cattaneo und Chapman definieren „empowerment as an iterative process in which a person who lacks power sets a personally meaningful goal oriented toward increasing power, takes action toward that goal, and observes and reflects on the impact of this action, drawing on his or her evolving self-efficacy, knowledge, and competence related to the goal“ (2010, S. 647). Mit dieser Definition fokussieren sie als zentrale Faktoren von Empowerment die Prozesshaftigkeit, als auch den Machtzuwachs auf der individuellen und auf der sozialen Ebene.

Walke fasst die Kernaussagen dieser Konzeptualisierung folgendermaßen zusammen: „In ihrem Modell integrieren Cattaneo und Chapman (2010) individuelle und soziale Aspekte des Empowerments und stellen Empowerment als einen sich wiederholenden Prozess dar. Der Prozess besteht aus den Komponenten Ziele, Wissen, Kompetenz, Selbstwirksamkeit, Handlungen, Einfluss und sozialer Kontext. In einer neueren Fassung des EPM von 2013 ersetzen Brodsky und Cattaneo die Komponente Kompetenz durch Fähigkeiten. Außerdem wird das Empowerment Process Model (EPM) durch die Komponente Ressourcen der Community erweitert. Beim Empowermentprozess gibt es keine Komponente, die den Prozessbeginn markiert. Empowerment beginnt mit Wunsch nach Veränderung und der Bereitschaft, sich auf diesen durch Empowerment angeregten Veränderungsprozess einzulassen. Dieser Wunsch und die Bereitschaft für Empowerment dienen als Initialzünd-

„dung für den Empowermentprozess“ (Walke 2014, S. 8f.).

Das EPM kann als ein gut geeignetes Rahmenmodell für die theoretische Entwicklung und die praktische Gestaltung von Empowermentinterventionen gesehen werden. Es bietet die Rahmung für anwendungsorientierte Praxisforschung in der psychosozialen Arbeit. Walke ließ sich davon motivieren und entwickelte auf der Basis dieses Modells in seiner Bachelorarbeit ein „Interventionskonzept Empowerment im Kontext stationärer Kinder- und Jugendhilfe“ (2014). Dort erarbeitet er zwei praxisorientierte Interventionskonzepte für die stationäre Jugendhilfe. Er zeigt darin auf, wie empowermentorientierte Interventionen zunächst zwar einen Kostenfaktor darstellen, diesen Kosten jedoch ein Mehrwert gegenübersteht, der durch eine gelingende Hilfeplanung in der Heimerziehung entsteht. Eine gelingende Hilfeplanung wirkt sich positiv auf das Verhalten der jungen Menschen aus. Dies wiederum hat indirekt eine positive Auswirkung auf das psychosoziale Wohlbefinden von Heimmitarbeiter_innen. Empowerment entsteht also auf der individuellen, sozialen auch institutionellen Ebene (Walke 2014, S. 1f.). Dies ist ein passendes Beispiel dafür, dass hier Empowerment nicht nur individuell, sondern auch organisational und damit auch strukturell-politisch gedacht wird. Aus meiner Sicht ist nur dann von Empowerment zu sprechen, wenn alle drei Ebenen in den Blick genommen werden. Es ist eine beispielhafte Forschungsarbeit mit konzeptioneller Weiterentwicklung: Walke entwickelte einen Empowerment-Trainingskurs für Jugendliche.

1.3 Zusammenfassung

Was bedeutet das alles nun für die Frage nach dem wissenschaftlichen Stand der Empowermenttheorie? Es zeigen sich im Hinblick auf Theorieentwicklung und Forschung aktuell interessante Ansätze, die es zu verfolgen gilt – nicht nur, um weiter an der präzisen Theoretisierung des Empowerments zu arbeiten, was aus meiner Sicht durch mehr Forschung und daraus abgeleiteten Konzeptualisierungen sehr gut möglich wäre und der Empowermenttheorie gut tun würde. Mir scheint, dass das Konzept vor allem mit seiner ethischen Rahmung und dem Blick auf das gesamte System – d. h. nicht nur auf die Klient_innen, sondern auch auf die Mitarbeiter_innen und die Organisationen Sozialer Arbeit – tatsächlich viel Potenzial in sich trägt, das aber durch weitere Forschung freigelegt werden müsste. Bisher existieren viele Beschreibungen, aber wenig explizite Forschung dazu in der (deutschen) Praxis der Sozialen Arbeit. Diese ist in Deutschland im Vergleich zu vielen anderen Ländern (noch) ein Stiefkind, sie gilt als Luxus und ihr wird bisher wenig Wert (und damit Ressourcen) zugeschrieben (vgl. Sagebiel/Pankofer 2015, S. 225ff.). Das Beispiel von Walke macht Mut und zeigt, dass Praxisforschung ganz ‚handfeste‘ Ergebnisse bringen kann, die sich nach einem gewissen

Investment auf mehreren Ebenen lohnen kann – auch finanziell. Auch im Hinblick auf die ‚Dauerbaustelle Theorieentwicklung‘ und die Festigung der Empowermenttheorie wäre weitere Forschung unbedingt hilfreich.

2 Praxis

2.1 Theoretische Grundlagen des Handelns

Vielleicht überrascht der Einstieg in das Thema Praxis mit einem kurzen Blick auf Theorien. Engelke et al. weisen explizit darauf hin, dass zu den Grundlagen praktischen Handelns immer auch Theorien der Sozialen Arbeit gehören, da das Handeln immer von den Grundannahmen geleitet wird und darauf basiert (2009, S. 229). In der Praxis Sozialer Arbeit handeln Praktikerrinnen und Praktiker dabei zum einen auf der Basis von eigenen (bewussten und unbewussten) Alltags- und Berufstheorien, sowie auf der Grundlage wissenschaftlichen Wissens (z. B. auf der Basis der Ergebnisse von Praxisforschung) mit professionellen Handlungsmethoden, damit soziale Probleme im Alltag konkret bewältigt werden können. Im Wissenstransfer müssen sich die Wissensbestände in der Handlung als relevant erweisen. Erkenntnisse aus Handlungen (erfasst durch Beobachtung, Reflexion, Supervision, aber auch Forschung) führen im optimalen Fall zum Weiterentwickeln von Interventionen und Methoden. Es braucht also unbedingt Handlungstheorien zur Lösung spezieller praktischer Probleme (vgl. Staub-Bernasconi 2007, S. 158), wie z. B. die Empowermenttheorie. Teile von Handlungstheorien sind Methoden der Sozialen Arbeit auf den Ebenen der Einzelfallhilfe, der Gruppenarbeit und der Gemeinwesenarbeit.

2.2 Handlungsmethoden und -kompetenzen

Grundsätzlich soll es im Empowerment darum gehen, Menschen „dazu zu befähigen, Zugänge zu den politischen Entscheidungsprozessen zu finden, die als Ursache ihrer Benachteiligung gelten können“ (vgl. Lambers 2013, S. 319). Das klingt gut und erst einmal einfach, allerdings steckt aus meiner Sicht die Tücke im harmlosen Wort ‚befähigen‘: Wie geht denn ‚befähigen‘? Was bedeutet das methodisch und im Hinblick auf soziale Praktiken? Und wer befähigt wen und durch was? Ist es überhaupt möglich, jemanden anderen zu befähigen oder ist die Befähigung nicht vielmehr das Ergebnis eines Lernprozesses? Hierin steckt eine ähnliche Problematik, wie sie sich im Kontext der Fragen um Motivation zeigt. Ergebnisse der Motivationspsychologie zeigen, dass Motivation ein komplexer intrinsischer Prozess ist, der nur sehr

bedingt von außen gesteuert werden kann (anschaulich dargestellt bei Kopp-Wichmann 2011). Natürlich gibt es motivierende Faktoren, doch Motivation ist das Ergebnis vieler innerpsychischer und interaktiver Prozesse. Trotz bester Methodik und Strategien, die z. B. Profis anwenden, ist es nicht immer so, dass Motivation von einer anderen Person entwickelt wird.

Ähnlich ist die Problematik im Hinblick auf Ermächtigung, da diese noch viel stärker an soziale und interaktive Bedingungen gekoppelt ist: Selbstermächtigung ohne Spiegelung im Sozialen ist kaum möglich. Wie kann ich alleine (selbst)mächtig sein? Gar nicht. Genauso kann keine Person von einer anderen ermächtigt werden, wenn diese das nicht will oder dafür keine Ressourcen hat. Darauf weist Keupp in Anlehnung an Rappaport treffend hin: „Rechte ohne Ressourcen zu besitzen ist ein grausamer Scherz“ (Keupp 1998, S. 89 zit. in Pankofer 2000, S. 20). Um Empowerment möglich zu machen, braucht es vielfältige Ressourcen. Haltung ist nur eine davon, aber eine wichtige. Doch das erzeugt wieder Diffusion. In der Empowermenttheorie wird zwar ein universeller Praxisanspruch verfolgt, allerdings „scheint nicht klar zu sein, ob es sich beim Empowerment um eine Professionshaltung oder eine Methode Sozialer Arbeit handelt. Handelt es sich um eine Professionshaltung, müssen wir fragen, ob Empowerment dann nicht darauf angewiesen ist, an Bedingungen anzuknüpfen, die den zu Ermächtigenden auch zur Verfügung stehen müssen, was aber nicht generalistisch vorausgesetzt werden kann. Handelt es sich hingegen um eine Methode, knüpft sich hieran die Frage, ob Empowerment überhaupt Auskunft über die Ursachen, die die Auslösebedingungen für Empowerment sind, thematisiert“ (Lambers 2013, S. 320). Genau diesen Anspruch formuliert Staub-Bernasconi, wenn sie die praktische Seite des Empowerment folgendermaßen beschreibt: „Empowerment als professionelle Handlungstheorie verfolgt nach der Überprüfung der Legitimität des Anspruchs zwei Optionen: die Erschließung von Machtquellen zur Erzwingung der Einlösung des Anspruchs oder der Einsatz von Machtquellen zur erzwungenen Veränderung bestimmter sozialer Regeln der Machtstrukturierung. Sie ist auf der individuellen, familiären, organisationalen wie Gemeinwesenebene einsetzbar“ (Staub-Bernasconi 2007, S. 12f.). Sie versteht hier Empowerment also als Handlungstheorie und nicht als Methode.

Was ist der Unterschied? Eine Handlungstheorie ist ein wissenschaftsbasiertes Konzept des Handelns, in dem Ziele definiert und Wege aufgezeigt werden. Methoden sind Teile von Handlungskonzepten. Professionelles Handeln erfolgt mittels Methoden. Darunter wird das „planmäßige Vorgehen zur Erreichung eines Zieles“ (Galuske 2011, S. 27) verstanden. Umgangssprachlich wird das Wort Methode zur Erklärung bestimmter Handlungsmuster genutzt, das „mit planvollem Handeln“ zusammenhängt und „standardisiert ist“ (ebd., S. 26).

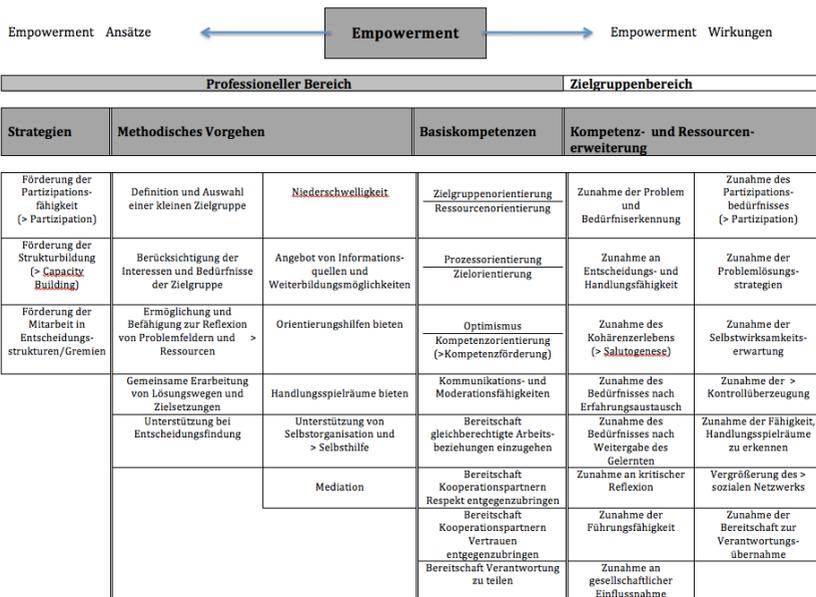
Welche Handlungsstrategien und Methoden werden in den Empowermenttheorien nun explizit ausgewiesen? Es zeigt sich, dass es keine spezifi-

schen Methoden des Empowerment gibt, sondern sich dort eine Sammlung hinreichend erprobter Methoden aus dem Gesamtrepertoire der Sozialen Arbeit finden lässt. Allgemein formuliert gehören dazu alle „Strategien und Maßnahmen, die geeignet sind, den Grad an Autonomie und Selbstbestimmung im Leben von Menschen oder Gemeinschaften zu erhöhen und es ihnen ermöglichen, ihre Interessen (wieder) eigenmächtig, selbstverantwortlich und selbst bestimmt zu vertreten und zu gestalten. Empowerment bezeichnet dabei sowohl den Prozess der Selbstbemächtigung als auch die professionelle Unterstützung der Menschen, ihre Gestaltungsspielräume und Ressourcen wahrzunehmen und zu nutzen. Im Vordergrund dieses Ansatzes steht die Stärkung (noch) vorhandener Potenziale und die Ermutigung zum Ausbau dieser Möglichkeiten“ (Seite 2012, S. 60).

Um Empowerment möglich werden zu lassen, braucht es also gezielte Strategien, Methoden, sowie auf der Ebene der Zielgruppen ebenfalls spezifische Fähigkeiten, aber auch Resonanz und Ressourcen.

Das folgende Schaubild von Brandes und Reker (2009) bietet einen sehr guten Überblick darüber, wie der Zusammenhang von Empowerment-Ansätzen, Strategien und Wirkungen aussieht:

Abb. 2: Empowerment-Operationalisierungen von Brandes/Reker 2015



In diesem Schaubild lassen sich die klassischen Bausteine der Methoden der Sozialen Arbeit – Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit – gut erkennen, sowie die Bedeutung der Haltung in den Empowermenthandlungen:

- *Psychologisches Empowerment auf der individuellen Ebene (Einzelfallhilfe)*: Darunter werden fachliche Handlungen verstanden, die bei Klient_innen (und im besten Fall auch bei den Professionellen) Selbstwirksamkeitserfahrungen hervorrufen, z. B. durch Erschließung von Machtquellen, Vermittlung von Hilfen, Partizipation, Akzeptieren von Eigensinn etc. Zentrale Methode ist hierbei Gesprächsführung, gepaart mit einer Haltung des Respektes. Lambers nennt dafür die Methoden „Ressourcendiagnostik, Unterstützungsmanagement, Selbstnarration, Biografiearbeit“ (Lambers 2013, S. 320). Fetterman entwickelte dafür bereits in den 1990er Jahren die sog. Empowerment Evaluation als Methode auf der individuellen Ebene (Fetterman 2010). Im Erleben können die Menschen lernen, ihre eigene Lebenssituations-Evaluation durchzuführen mit Auswirkungen auf die Organisation: „This approach desensitizes and demystifies evaluation and ideally helps organizations internalize evaluation principles and practices, making evaluation an integral part of program planning“ (Fetterman 2010, S. 7).

Anfangs werden die Klient_innen von einem „kritischen Freund“ oder Freundin (ebd., S. 6) unterstützt, der auch ein/e Sozialarbeiter_in sein kann. Diese Person übernimmt die Rolle der/des BegleiterIn im Prozess der Selbstevaluation und tritt dabei weniger als Expert_in, sondern als „facilitator“ (ebd., S. 2) auf, die einen sich (ach öfters) wiederholenden Prozess von Reflexion und Selbstevaluation anregt und die Menschen (Klient_innen) dazu anregt, diesen Prozess in Zukunft eigenverantwortlich zu gestalten.

Zusammenfassend umfasst Empowerment-Evaluation folgende Schritte: Zuerst wird von den Klient_innen der Ist-Zustand beurteilt. Dazu werden von ihnen selbst die bisher unternommen Aktivitäten auf einer Skala von eins bis zehn hinsichtlich ihrer Zieldienlichkeit eingeschätzt. Anschließend wird der zukünftige Lösungszustand in einem gemeinsamen Aushandlungsprozess festgelegt, um sich dann darauf zu einigen, welche weiteren, vielleicht anderen Aktivitäten dafür unternommen werden müssen. Die sich entwickelnden Ziele und Aktivitäten müssen unbedingt realistisch sein und miteinander in Verbindung stehen. Wichtig ist, dass unterschiedliche Motivationslagen, die Ressourcenverteilung und die Dynamik innerhalb der Intervention berücksichtigt werden.

Damit Empowerment-Evaluation gelingt, müssen die daran beteiligten Menschen bereit für Veränderungen sein und Verantwortung für die von ihnen durchgeführten Aktivitäten übernehmen. Fetterman weist darauf hin, dass diese nur begrenzt steuerbar sind, was eine Chance, aber auch

manchmal ein Dilemma ist: „Anyone who has had to roll up her sleeves and get her hands dirty in program evaluation or policy arenas is aware that evaluation, like any other dimension of life, is political, social, cultural, and economic. It rarely produces a single truth or conclusion“ (Fetterman, 2010, S. 13). Durch die Selbstevaluation ist allerdings sichergestellt, dass die an ihr beteiligten Menschen ihre eigenen Ideen entwickeln und die Aktivitäten zur Optimierung der Intervention auch tatsächlich umsetzen (wollen). Fetterman bietet hiermit eine pragmatische Methode an, die genau die spezifische Haltung gegenüber den Klient_innen verlangt, wie sie in der Definition des Empowerment formuliert ist und die im Handeln entstehen kann. Zentral ist dabei neben der Methodenkenntnis die Haltung, eine gemeinsame Realität zu erzeugen und damit Macht zu teilen und dabei den Eigensinn der Klient_innen zu respektieren.

- *Empowerment auf der Ebene von Gruppen und Organisationen (Gruppen-/Gemeinwesenarbeit)*: Darauf wurde vorher bereits hingewiesen: Die Trennung dieser Ebenen ist nur theoretisch möglich, aber sehr wichtig, denn Empowerment ist nur dann Empowerment, wenn Handlungen auf allen Ebenen erfolgen. Zur Entfaltung von Kräften in der Arbeit mit Familien, Gruppen oder Organisationen, um Selbstbewusstsein zu entwickeln und die eigenen Stärken wahrzunehmen und zu nutzen, sind partizipative Entscheidungsstrukturen hilfreich. Ansatzpunkte sind, „durch aktive Mitarbeit in der Gruppe neue Fähigkeiten herauszubilden, soziale Beziehungen innerhalb der Organisation zu pflegen oder eine soziale Struktur zu implementieren, die die Weitergabe eigener Kompetenzen an andere stimuliert. Wesentliche strukturelle Merkmale sind eine gemeinsame Entscheidungsfindung, eine offene Leitungsstruktur und die Durchführung gemeinschaftlicher Projekte und Aktivitäten, um ein optimales Zusammenwirken der Motive des Einzelnen und der Organisation im Sinne eines ‚person-environment-fit‘ zu ermöglichen, wozu die Entwicklung von gemeinsamen Zielen und dadurch gemeinsame Motivation beiträgt“ (Pankofer 2000, S. 14). Methoden sind Netzwerkberatung, Netzwerkförderung, Öffnung von Organisationen für die Selbstorganisation von Gruppen und Förderung zivilen Engagements im Hinblick auf Freiwilligenarbeit, Ehrenamtlichkeit, Selbsthilfe (vgl. Lambers 2013, S. 320).
- *Empowerment auf der strukturellen und politischen Ebene (Gemeinwesen-/Politische Arbeit)*: Dies ist aus meiner Sicht die wichtigste, allerdings auch die am wenigsten beachtete Ebene in den Empowermenttheorien. Um erfolgreiche Empowermentprozesse auf der strukturellen und politischen Ebene zu ermöglichen, braucht es ein erfolgreiches Zusammenspiel von Individuen, organisatorischen Zusammenschlüssen und strukturellen Rahmenbedingungen unter einer fördernden Atmosphäre, die große Auswirkungen auf den gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang haben. Bürgeraktivierung und Beteiligung an gesellschaftlichen und

politischen Prozessen entsteht durch Förderung von „Selbstorganisation und Partizipation, die Vernetzung der Akteure im Feld Soziales, Bildung, Gesundheit und Kultur“ (Lambers 2013, S. 320). Dazu gehört, dass sich die Selbsthilfegruppen, Ehrenamtlichen und Freiwilligen in die lokale und auch überregionale Politik einmischen und sie mitgestalten. Professionelle der Sozialen Arbeit bieten dafür als Gemeinwesengestalter_innen oder Quartiersmanager_innen Orte und Vernetzungsmöglichkeiten an. Genau so sind auch die sechs Empowerment-Rollen für Mitarbeiter_innen im psychosozialen Feld zu verstehen, die Herriger entwickelt hat (Pankofer 2000, S. 16f.): 1. Lebenswelt-AnalytikerIn, 2. Kritische/r LebensinterpretIn, 3. NetzwerkerIn und RessourcenmobilisiererIn, 4. Intermediäre/r Brückenbauer_in, 5. Normalisierungsarbeiter_in und 6. Organisations- und Systementwickler_in.

Auch die sehr konkrete „Checkliste Empowerment“ des Kooperationsverbundes Gesundheitliche Chancengleichheit zeigt, dass Empowerment nur dann entstehen kann, wenn Empowermentinterventionen auf allen Ebenen gemacht werden:

- „Durch welche Strategien soll das Maß an Selbstbestimmung und Autonomie bei der Zielgruppe erhöht werden?“
- Über welche Ressourcen verfügt die Zielgruppe und wie können diese durch Maßnahmen gefördert werden?
- Bestehen Strategien zur Entstigmatisierung sozial benachteiligter Zielgruppen, zur Förderung ihrer Interessenvertretung und ihres sozialen Zusammenhalts?
- werden die Nutzer_innen und Nutzer durch das Projekt konkret in die Lage versetzt, ihre Belange eigenmächtig, selbstverantwortlich und selbstbestimmt zu vertreten?
- In welcher Form werden den Nutzer_innen und Nutzern Wissen und Kompetenzen zur Verfügung gestellt, damit sie zu größerer Mündigkeit und Selbstbestimmung gelangen können?
- Welche instrumentellen Hilfen, z. B. Finanzen, Räume, können zur Erhöhung der Handlungsfähigkeit zur Verfügung gestellt werden?
- Wodurch wird der Zielgruppe die Möglichkeit gegeben, gestaltend in der Gemeinschaft im Projekt mitzuwirken?
- Sind diese Möglichkeiten strukturell abgesichert und damit nicht mehr vom Goodwill der Projektträger abhängig?
- Wird die Zielgruppe in die Projektplanung und Evaluation aktiv einbezogen?“ (Gesundheitliche Chancengleichheit)

2.3 Zusammenfassung

In den verschiedenen Ansätzen des Empowerments lassen sich unerwartet genau trotzdem offen beschriebene, zielführende methodische Hinweise für Professionelle auf den drei Ebenen Individuum, Familie/Gruppe/Institution/-Organisation und der gesellschaftliche, strukturelle und politische Ebene erkennen. ‚Echtes‘ Empowerment entsteht nur dann, wenn die Interventionen auf allen Ebenen angelegt sind und wirken. Eine reine Fokussierung auf die individuelle Ebene ist kein Empowerment, sondern im besten Fall gelungene Einzelfallhilfe oder Gruppenarbeit.

3 Ausbildung

Im Kontext der Sozialarbeitsausbildung, d.h. dem Studium bilden Hochschul-lehrer_innen generalistisch für eine Praxis, Forschung und Wissensproduktion der Sozialen Arbeit aus. Soziale Arbeit als Ausbildung lehrt das reflexive und tätige Antworten auf soziale Probleme (vgl. Engelke/Spatscheck-/Borrmann 2009, S. 17). Inhalte sind demnach wissenschaftliche Erkenntnisse, Theorien und Modelle Sozialer Arbeit, praktisches Wissen und Fertigkeiten bzw. Kompetenzen für die Forschung, Praxis und Lehre. Dies gilt ebenso für die Empowermenttheorie. Es stellt sich dabei die Frage: Kann man Empowerment lehren und lernen? Und wenn ja, wie? Diese Fragen beschäftigen viele Hochschullehrer_innen und Studierende der Sozialen Arbeit, aus unterschiedlichen Perspektiven. Angesiedelt ist sie im berühmten Theorie-Praxistransfer und ist damit existentieller Bestandteil der Wissenschaft der Sozialen Arbeit im Hinblick auf Vermittlung von Theorien, aber auch Methoden und Interventionsstrategien (vgl. Engelke 2004, S. 229f.).

Zu fragen ist, ob und wie Empowerment an Hochschulen gelehrt wird bzw. der Transfer in die Praxis erfolgt. Dazu kann ich leider keine empirischen Daten liefern, sondern eher einen Eindruck aus meiner Hochschulerfahrung schildern.

Die Empowermenttheorie hat es in diverse Theoriebücher geschafft (als prominente Beispiele Böhnisch 2012; Staub-Bernasconi 2007; Lambers 2013) und kann somit als Ansatz gelehrt werden. Dazu kommen diverse Praxisseminare, in denen die Prinzipien des Empowerment implizit und explizit vertreten werden. Die Beschreibungen von Methoden sind vorhanden (vor allem online, vgl. die hier zitierten Onlinequellen) und damit einüb- und anwendbar. Meiner Erfahrung nach bleibt die Empowermenttheorie allerdings oft auf der theoretischen Ebene hängen, bzw. das Wort Empowerment wird als Buzzword gerne dann benutzt, wenn gute Hilfe modern dargestellt

werden soll. Das erlebe ich in vielen Lehrveranstaltungen, wie auch mit Praktiker_innen. Nur drei Nachfragen in Richtung „Wie geht Empowerment konkret? Was machen Sie wann, wie und warum? Was ist das in der Empowermenttheorie verankert? Was ist das Politische an Ihrem Handeln?“ führen meist dazu, viel Unsicherheit und wenig präzise Antworten zu erzeugen. Aus meiner Sicht gibt es hier noch viel zu tun, Empowerment gut und vertieft, d. h. theoretisch und praktisch, zu lehren bzw. miteinander auch in der Hochschule zu erleben.

Das könnte aus meiner Sicht relativ einfach passieren: Die lehrende Person kann sich in der Arbeit mit Studierenden an der Checkliste orientieren und dabei einfach die Wörter ‚Nutzer_innen‘ oder ‚Zielgruppe‘ mit ‚Studierenden‘ ersetzen. Schnell merkt man, dass dann eine andere Form des Lehrens und eine spezifische Haltung notwendig ist, was im engen Korsett von Modulstruktur und Credit Points unter den Bedingungen, Leistungsbewertungen abgeben zu müssen, nicht immer einfach ist – genauso wenig wie für Sozialarbeiter_innen mit ihren Klient_innen in der Struktur eines Wohlfahrtsstaates und einem Tripelmandat (Staub-Bernasconi 2007).

Zentral scheint neben eingehender Kenntnis der Empowermenttheorie die Haltung in der Lehre zu sein. Empowerment kann nur dann gelehrt und damit auch gelernt werden, wenn die lehrende Person Empowerment in der Lehrinteraktion anwendet und die dafür notwendige Haltung entwickelt. Die für Empowerment notwendigen Basiskompetenzen (vgl. Schaubild 3) sind quasi 1:1 übertragbar auf die Lehrsituation: Zielgruppen-, Ressourcen- und Prozessorientierung, die Bereitschaft, Studierenden Vertrauen und Respekt entgegenzubringen und mit ihnen Verantwortung zu teilen oder ‚ganz einfach‘ optimistisch zu sein, sind für jeden Lehrkontext ziemlich gute Ansätze. Lehrende müssen sich als Vertreter_innen von Ansätzen begeister- und im besten Sinne angreifbar, aber auch kritisch zeigen. Dies gilt insbesondere für die Empowermenttheorie.

Aus meiner Sicht ist das ein wichtiger und oft nichtbeachteter Aspekt, den Sagebiel und Domes im vorliegenden Band erfreulicherweise genauer ausführen.

4 Resümee

Ausgangspunkt war die Frage, wie die Empowermenttheorie im Kontext der Theorie- und Praxisentwicklung der Sozialen Arbeit einzuordnen ist, ob der Hype gerechtfertigt ist, ob das Konzept einfach viel mehr verspricht als es hält oder ob es einfach nicht präzise rezipiert wird. Dazu betrachtete ich anhand des klassischen Professionsmodells der Sozialen Arbeit (vgl. Engleke/Spatscheck/Borrmann 2009, S. 228) den Stand der Theorie- und Metho-

denentwicklung, sowie den Forschungsstand. Im Hinblick auf Ausbildung entwickelte ich Hypothesen aus meiner langjährigen Praxis als Hochschullehrerin. Knapp zusammenfassend lässt sich folgendes feststellen:

- Auf der theoretischen Ebene ist das Empowerment ‚groß geworden‘, d. h. man kann von einer Empowermenttheorie sprechen, wenn auch mit Entwicklungspotenzialen.
- Es braucht viel mehr (Praxis-) Forschung im Hinblick auf Empowermenteffekte, deren Ergebnisse dann wieder in die Theoriebildung zurückfließen können.
- Methodisch betrachtet existiert ein grundlegender Kanon an Methoden, wenngleich nicht in Form simpler Handlungsanweisungen. Diese Methoden verlangen hohe Kompetenzen vor allem im Hinblick darauf, dass sie immer im Wissen angewandt werden, dass diese immer auf die Individuen, Gruppen und Organisationen, aber vor allem auch politische Strukturen wirken. Wenn das nicht im Blick ist, kann man nicht von Empowerment sprechen.
- Im Hinblick auf die Ausbildung junger Fachkräfte ist von den Lehrpersonen neben exzellenter Kenntnis der Empowermenttheorie vor allem eine Empowerment-Haltung auch in der Lehre gefordert, denn ansonsten lässt sich Empowerment weder lehren, noch lernen. Das beinhaltet auch eine intensive Auseinandersetzung mit Fragen nach Macht (vgl. Sagebiel/Pankofer 2015).

Daher mein Resümee: Die Auseinandersetzung mit der Empowermenttheorie ist eine ertragreiche Arbeit auf einer höchst interessanten Dauerbaustelle, deren Ende nicht abzusehen ist, solange es keine neuen, darauf aufbauenden Ansatz in der Sozialen Arbeit gibt.

Literatur

- Astleitner, Hermann (2011): Theorieentwicklung für Sozialwissenschaftler_innen. Wien, Köln, Weimar: UTB / Böhlau.
- Brandes, Sven/Reker, Natascha (2015): Empowerment. <http://www.leitbegriffe.-bzga.de/pix.php?id=6061d45f02967a87332f80d49dfc8242> [Zugriff: 27.7.2015].
- Böhnisch, Lothar (2012⁶) Sozialpädagogik der Lebensalter: Eine Einführung. Weinheim: Juventa.
- Brodsky, Anne E./Cattaneo Lauren Bennett (2013): http://www.researchgate.net/publication/256931276_A_Transconceptual_Modelof_Empowerment_and_Resilience_Divergence_Convergence_and_Interactions_in_Kindred_Community_Concepts [Zugriff: 29.7.2015].
- Cattaneo, Lauren Bennett/Chapman, Aliya R. (2010): The Process of Empowerment: A Model for Use in Research and Practice. *American Psychologist*, 65; Jg. Oct,

7, S. 646–659.

- Cattaneo, Lauren Bennett/Goodman, Lisa A. (2014): What Is Empowerment Anyway? A Model for Domestic Violence Practice, Research, and Evaluation. Psychology, Public Policy and Law.
- Engelke, Ernst/Borrmann, Stefan/Spatscheck, Christian (2009⁵): Theorien der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Freiburg i. Br.: Lambertus.
- Fetterman, David (2010): Empowerment Evaluation: Collaboration, Action Research, and a Case Example. <http://preval.org/files/Fetterman.pdf> [Zugriff: 28.7.2015].
- Galuske, Michael (2011): Methoden der Sozialen Arbeit-Eine Einführung, Weinheim und München: Juventa Verlag.
- Gesundheitliche Chancengleichheit: Empowerment in der Gesundheitsförderung. <https://www.gesundheitliche-chancengleichheit.de/gesundheitsfoerderung-im-quartier/aktiv-werden-fuer-gesundheit-arbeitshilfen/teil-1-gesunde-lebenswelten-schaffen/empowerment-in-der-gesundheitsfoerderung/> [Zugriff: 28.7.2015].
- Herriger, Norbert (2014⁵): Empowerment in der Sozialen Arbeit. Stuttgart: Kohlhammer.
- IFSW (2014): Global Definition of Social Work. <http://www.ifsw.org/f38000-138.html> [Zugriff: 20.7.2015].
- Keupp, Heiner (1993): Aufrecht gehen lernen. In einer Welt riskanter werdender Chancen: Eine Empowermentperspektive für die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen. In: Blätter der Wohlfahrtspflege – Deutsche Zeitschrift für Sozialarbeit, Nr. 2, 140. Jg., S. 52-54.
- Kopp-Wichmann, Roland (2011): Warum man Menschen nicht motivieren kann. <https://www.youtube.com/watch?v=HpsH15bIPZA> [Zugriff: 28.7.2015].
- Lambers, Helmut (2013): Theorien der Sozialen Arbeit: Ein Kompendium und Vergleich. Leverkusen: UTB/Budrich.
- Miller, Tilly/Pankofer, Sabine (2000): Empowerment konkret! Handlungsentwürfe und Reflexionen aus der sozialen Praxis. Stuttgart: Lucius.
- Pankofer Sabine (2000): Empowerment – eine Einführung. In: Miller, Tilly/Pankofer, Sabine (2000): Empowerment konkret! Handlungsentwürfe und Reflexionen aus der sozialen Praxis. Stuttgart: Lucius, S. 7-22.
- Quindel, Ralf/Pankofer, Sabine (2000): Chancen, Risiken und Nebenwirkungen von Empowerment – Die Frage nach der Macht. In: Miller, Tilly/Pankofer, Sabine: Empowerment konkret! Handlungsentwürfe und Reflexionen aus der sozialen Praxis. Stuttgart: Lucius, S. 33-44.
- Rappaport, Julian (1985): Ein Plädoyer für die Widersprüchlichkeit: Ein sozialpolitisches Konzept des "Empowerment" anstelle präventiver Ansätze. In: Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, 2, S. 257ff.
- Sagebiel, Juliane/Pankofer, Sabine (2015): Soziale Arbeit und Machttheorien. Reflexionen und Handlungsansätze. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Seithe, Mechthild (2012): Schwarzbuch Soziale Arbeit. Wiesbaden: Verlag für Sozialwiss.
- Staub-Bernasconi, Silvia (2007): Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft. Bern: UTB/Haupt.
- Stark, Wolfgang (1996): Empowerment. Neue Handlungskompetenzen in der psychosozialen Praxis. Freiburg: Lambertus.
- Thompson, Neil (2007): Power and Empowerment. Theory into Practice. South Carolina: Russell House.

Walke, Thomas (2014): Interventionskonzept Empowerment im Kontext stationärer Kinder- und Jugendhilfe. Unveröffentlichte Bachelorarbeit an der Hagen Fakultät für Kultur und Sozialwissenschaften / Institut für Psychologie.

Die Herausgeber_innen und Autor_innen

Ralph-Christian Amthor, Prof. Dr. phil., Jg. 1963, ist Professor für Grundlagen der Sozialen Arbeit an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind wissenschaftliche Fundierung Sozialer Arbeit, historische, theoretische und ethische Begründung Sozialer Arbeit, wissenschaftlich fundierte Handlungskonzepte Sozialer Arbeit, Professionalisierung von Sozialpädagog_innen/Sozialarbeiter_innen, Social Work im angloamerikanischen Sprachraum, insbesondere USA, Kanada, England und Australien sowie Jugend- und Erwachsenenbildung.

Kontakt: ralph.amthor@fhsw.de

Bernhard Babic, Dipl.-Päd., ist Universitätsassistent an der Paris-Lodron-Universität Salzburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Fragen der Anwendbarkeit des Capability-Ansatzes und der Sozialraumorientierung in verschiedenen Handlungsfeldern Sozialer Arbeit sowie die Kinder- und Jugendhilfeforschung unter besonderer Berücksichtigung partizipativer Aspekte.

Kontakt: bernhard.babic@sbg.ac.at

Johannes Boettner, Prof. Dr. soc.pol., Jg. 1951, ist Professor für Soziologie im Fachbereich Soziale Arbeit, Bildung und Erziehung der Hochschule Neuland Brandenburg. Arbeitsschwerpunkte: Mikrosoziologie, Theorie und Analyse der Beobachtungs- und Kommunikationsverhältnisse Sozialer Arbeit sowie Sozialraumorientierung, Stadtteil- und Gemeinwesenarbeit.

Kontakt: boettner@hs-nb.de

Stefan Borrmann, Prof. Dr. phil., Jg. 1974, ist Professor für internationale Sozialarbeitsforschung und Dekan der Fakultät Soziale Arbeit an der Hochschule für angewandte Wissenschaften Landshut. Er ist Mitglied des Vorstands der DGSA. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in Theorien Sozialer Arbeit, der Wissenschaft Sozialer Arbeit, Internationaler Aspekte Sozialer Arbeit sowie Jugend und Jugendarbeit.

Kontakt: stefan.borrmann@haw-landshut.de

Raphael Calzaferri, lic. phil. I, dipl. Sozialarbeiter, Jg. 1966, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter Senior an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit, Institut „Professionsforschung und kooperative Wissensbildung“. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Profession und Professionalisierung Sozialer Arbeit, Soziale Arbeit in Straf- und Maßnahmenvollzug, Bewährungshilfe und in der Psychiatrie, Synergetik und Real-Time Monitoring, Soziale Diagnostik.

Kontakt: raphael.calzaferri@fhnw.ch

Michael Domes, Dipl.-Sozialpäd. (FH), Jg. 1977, ist Dozent an der SRH Hochschule Heidelberg und Dozent/erweiterte Schulleitung an der SRH Fachschule für Sozialwesen, Schwerpunkt Jugend- und Heimerziehung in Heidelberg. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in Theorien Sozialer Arbeit, Ethik Sozialer Arbeit, Sozialpsychiatrie, Recovery.

Kontakt: info@michaeldomes.de

Gudrun Ehlert, Jg. 1958, Prof. Dr. phil., Einzelhandelskauffrau, Dipl.-Sozialarbeiterin/Sozialpädagogin (FH), Dipl.-Sozialwissenschaftlerin ist Professorin für Sozialarbeitswissenschaft und Dekanin der Fakultät Soziale Arbeit der Hochschule Mittweida. Arbeitsschwerpunkte: Professionsforschung, Geschlechterforschung und Soziale Arbeit, Soziale Ungleichheit und Intersektionalität.

Kontakt: ehlert@hs-mittweida.de

Lea Hollenstein, lic. phil. I, dipl. Sozialarbeiterin, Jg. 1968, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin Senior an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit Institut „Professionsforschung und kooperative Wissensbildung“. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind professionelles Handeln im Kontext von Organisation und Gesellschaft, soziale Diagnostik und Prozessgestaltung, Synergetik und Real-Time Monitoring, forschungsbasierte Praxisentwicklung, Soziale Arbeit mit gewaltbetroffenen Frauen, Soziale Arbeit in der Psychiatrie.

Kontakt: lea.hollenstein@fhnw.ch

Ortrud Leßmann, Dr. rer. pol., Dipl. Volksw., forscht am Internationalen Forschungszentrum für soziale und ethische Fragen – ifz in Salzburg. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind sozialpolitische Themen und Fragen der Nachhaltigkeit. Ihr Zugang ist interdisziplinärer Natur und liegt im Schnittbereich von Volkswirtschaftslehre, Philosophie, Soziologie und Erziehungswissenschaften. Insbesondere beschäftigt sie sich mit dem Capability- und dem Lebenslagen-Ansatz.

Kontakt: olessmann@ifz-salzburg.at

Heiko Kleve, Prof. Dr. phil., Jg. 1969, ist Professor für soziologische und sozialpsychologische Grundlagen sowie Fachwissenschaft Sozialer Arbeit an der Fachhochschule Potsdam. Arbeitsschwerpunkte: Theorien und Methoden Sozialer Arbeit, insbesondere aus systemtheoretischer, systemisch-konstruktivistischer und postmoderner Perspektive.

Kontakt: kleve@fh-potsdam.de

Björn Kraus, Prof. Dr. phil., Diplom-Sozialpädagoge (FH), Bildungsmanagement (M.A.), Jg. 1969, ist Professor für Wissenschaft Soziale Arbeit am Fachbereich Soziale Arbeit der EH Freiburg. Schwerpunkte: Wissenschaft Soziale Arbeit, Erkenntnistheorie, Kommunikation und Macht, systemische Anthropologie und Methodik.

Kontakt: bkraus@eh-freiburg.de

Wolfgang Krieger, Prof. Dr. phil., Jg. 1955, ist Professor für Erziehungswissenschaften an der Hochschule Ludwigshafen am Rhein. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Ästhetische Bildung, Soziale Arbeit in den ehemaligen Sowjetstaaten, Systemische Ansätze und Methoden in der Sozialen Arbeit, Wissenschaftstheorie und Systemische Forschung.

Kontakt: wolfgang.krieger@hs-lu.de

Brigitta Michel-Schwartze, Prof. em. Dr. phil., Jg. 1947, Hochschule Neubrandenburg. Schwerpunkte: Grundlagen und Methoden Sozialer Arbeit, soziale Probleme/soziale Dienste, Theorien und Methodisches Handeln in der Sozialen Arbeit. Forschungen zu Prävention von und Intervention gegen Langzeitarbeitslosigkeit.

Kontakt: bmichel@hs-nb.de

Eric Mührel, Prof. Dr. phil. habil., Dipl.-Pädagoge (Univ.), Dipl.-Sozialarbeiter (FH) ist Professor für Sozialpädagogik und Sozialarbeitswissenschaft an der Hochschule Emden/Leer, Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit; Arbeits- und Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit in Theorie und Wissenschaft, anthropologische und ethische Aspekte der Sozialen Arbeit

Kontakt: eric.muehrel@hs-emden-leer.de

Sabine Pankofer, Prof. Dr. phil., Jg. 1964, ist Professorin für Psychologie in der Sozialen Arbeit und Leiterin des Weiterbildungsmasterstudiums 'Soziale Arbeit' sowie der Supervisionsausbildung an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München. Ihre Arbeits- und Themenschwerpunkte sind die angewandte Sozial- und klinische Psychologie in der Sozialen Arbeit, Theorien der Sozialen Arbeit, Empowerment, Machttheorien, Jugendhilfe, Palliative Care und Praxisforschung.

Kontakt: sabine.pankofer@ksfh.de

Dieter Röhl, Prof. Dr. phil., Jg. 1971, ist Professor für Sozialarbeitswissenschaft an der Hochschule für Angewandte Wissenschaften Hamburg, Department Soziale Arbeit. Seine Arbeitsschwerpunkte sind: Geschichte, Ethik, Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit, insb. im Bereich der Klinischen Sozialarbeit und Rehabilitation

Kontakt: dieter.roeh@haw-hamburg.de

Sagebiel, Juliane Beate, Prof. Dr. phil. Dipl.-Päd., Dipl. Soz.-Päd. (FH), Jg. 1955, ist Professorin für Sozialarbeitswissenschaft an der Hochschule München, Fakultät für angewandte Sozialwissenschaften, Arbeitsschwerpunkte: Geschichte und Theorien der Sozialen Arbeit, Sozialarbeitswissenschaft, Systemtheorien, Internationalisierung Sozialer Arbeit (Rumänien, Vietnam) und Teamberatung.

Kontakt: juliane.sagebiel@gmx.de

Werner Schönig, Prof. Dr. rer. pol. habil., Dipl.-Volkswirt. Katholische Hochschule NRW, Abtl. Köln, Fachbereich Sozialwesen. 1986 – 1991: Studium in Köln und Stockholm, Promotion 1994, Habilitation 2000. Tätigkeiten als wissenschaftlicher Assistent sowie als freier Gutachter, Berater und als Abteilungsleiter am Institut für Entwicklungsplanung und Strukturfor- schung an der Universität Hannover. Seit 2004 Professor für Sozialökonomik und Konzepte der Sozialen Arbeit am der Katholischen Hochschule NRW in Köln. Arbeitsschwerpunkte in den Bereichen soziale Dienste, Armut, Sozial- raum und Beschäftigungsförderung.

Kontakt: w.schoenig@katho-nrw.de

Peter Sommerfeld, Prof. Dr. rer. soc., Jg. 1958, ist Professor für Soziale Arbeit an der Fachhochschule Nordwestschweiz, Hochschule für Soziale Arbeit, Institut „Soziale Arbeit und Gesundheit“. Ko-Präsident der Schweizerischen Gesellschaft für Soziale Arbeit (SGSA). Vorstandsmitglied der European Social Work Research Association (ESWRA). Seine Arbeitsschwerpunkte sind Theorien Sozialer Arbeit, insbesondere Systemtheorien, Soziale Arbeit als Profession, Soziale Arbeit und Psychiatrie, forschungsbasierte Soziale Arbeit, Theorie-Praxis-Schnittstellen. Breite Forschungstätigkeit in verschiedenen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit.

Kontakt: peter.sommerfeld@fhnw.ch

Christian Spatscheck, Prof. Dr. phil., Dipl.-Päd., Dipl.-Soz.-Arb., Jg. 1971, ist Professor für Theorien und Methoden der Sozialen Arbeit an der Fakultät Gesellschaftswissenschaften der Hochschule Bremen. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Theorien und Methoden Sozialer Arbeit, sozialraumbezogene Arbeitsansätze, Kinder- und Jugendhilfe, insbes. Jugendarbeit, Sozialpädagogik, systemisches Denken und Handeln sowie Internationale Soziale Arbeit.

Kontakt: christian.spatscheck@hs-bremen.de

Silvia Staub-Bernasconi, Dipl. Sozialarbeiterin, Prof. Dr. habil., Jg. 1936, Professorin für Theorien Sozialer Arbeit an der Schule für Soziale Arbeit Zürich, der Universität Freiburg/CH, der Technischen Universität Berlin/Institut für Sozialpädagogik; Leiterin/Professorin im Masterstudiengang „Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession“ in Berlin (2002-2012); Mitglied von INDOSOW (International Doctoral Studies in Social Work). Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Theorien Sozialer Arbeit, Professionalisierungstheorie, Soziale Arbeit als Disziplin und kritische Professionalität, Soziale Arbeit und Menschenrechte (Menschenrechtsprofession), Transnationale Soziale Arbeit.

Kontakt: staubernasco@bluewin.ch

Soziale Arbeit aktuell



Armin Schneider, Sylvia Herzog,
Catherine Kaiser-Hylla,
Ulrike Pohlmann
**Kindertageseinrichtungen:
Qualitätsentwicklung im
Diskurs**

Theorie, Praxis und Perspektiven
eines partizipativen Instruments
2015. 202 S. Kt.

24,90 € (D), 25,60 € (A)

ISBN 978-3-8474-0706-5

eISBN 978-3-8474-0855-0

In dem vorliegenden Band wird ein Instrumentarium entwickelt und vorgestellt, das direkt an den Bedürfnissen der einzelnen Kita ansetzt und von dort aus Perspektiven für die Qualität entwickelt.



Bestellungen unter: www.budrich-verlag.de • info@budrich.de



Andreas Hechler
Olaf Stuve (Hrsg.)
**Geschlechterreflektierte
Pädagogik gegen Rechts**

2015. 390 S. Kt.

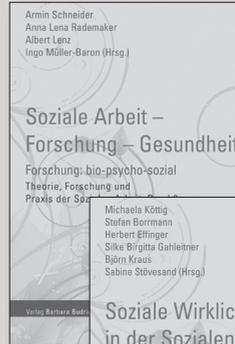
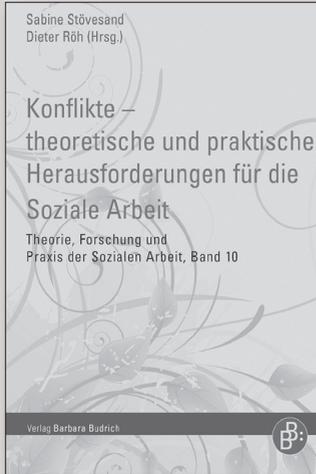
29,90 € (D), 30,80 € (A)

ISBN 978-3-8474-0695-2

eISBN 978-3-8474-0841-3

Wer sich mit Neonazismusprävention beschäftigt, muss die Kategorie Geschlecht berücksichtigen, denn Geschlecht ist ein Kernaspekt der neonazistischen Ideologie und Lebenswelt. In 18 Beiträgen werden dieser Standpunkt sowie die pädagogischen und theoretischen Praxen der Trias Geschlecht – Pädagogik – Neonazismus untersucht.

Theorie, Forschung und Praxis der Sozialen Arbeit



Sabine Stövesand / Dieter Röh (Hrsg.)
**Konflikte – theoretische und
praktische Herausforderungen
für die Soziale Arbeit**
Band 10. 2015. 302 S. Kt. 33,00 € (D), 34,00 € (A)
ISBN 978-3-8474-0665-5

Köttig / Borrmann / Effinger / Gahleitner / Kraus /
Stövesand (Hrsg.)
**Soziale Wirklichkeiten in der
Sozialen Arbeit**
Wahrnehmen – analysieren – intervenieren
Band 9. 2014. 272 S. Kt. 24,90 € (D), 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-0148-3

Armin Schneider / Anna Lena Rademaker
Albert Lenz / Ingo Müller-Baron (Hrsg.)
**Soziale Arbeit – Forschung –
Gesundheit**
Forschung: bio-psycho-sozial
Band 8. 2013. 222 S. Kt. 24,90 € (D), 25,60 € (A)
ISBN 978-3-8474-0078-3

Jetzt die Bände der Reihe in
Ihrer Buchhandlung bestellen
oder direkt bei:

Verlag Barbara Budrich •
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7
D-51379 Leverkusen-Opladen

Tel +49 (0)2171.344.594
Fax +49 (0)2171.344.693
info@budrich.de

 www.budrich-verlag.de